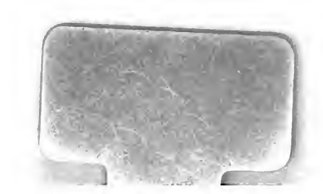
~~311 a 31~~

FK 322 A. 1



1–6 2.2.–

~~311 a 31~~

Digitized by Google

Mein Leben.

Digitized by Google

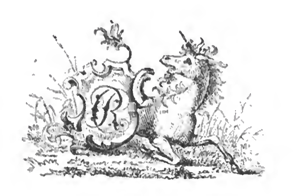
Digitized by Google

Mein Leben.

Aufzeichnungen und Erinnerungen

von

Hoffmann von Fallersleben.



Erster Band.

Hannover.
Carl Rümpler.
1868.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Ich bin geboren den 2. April 1798 zu Fallersleben, dem Hauptorte des gleichnamigen Amtes im ehemaligen Churfürstenthum Hannover.

Mein Vater war Heinrich Wilhelm Hoffmann, Kaufmann und Bürgermeister († 23. April 1819), meine Mutter Dorothea, geb. Balthasar († 3. December 1842), sie stammte aus Wittingen.

In der Taufe erhielt ich die Namen August Heinrich. Meine Pathen waren Heinrich August Hoffmann, nachheriger Pastor zu Mühlhausen im Waldeckschen und Frau Maria Wolff zu Havelberg.

Mein elterliches Haus, jetzt im Besitze meines Schwagers Georg Friedrich Boes, ist noch vorhanden. Auf dem Querbalken über der Hausthür steht die Inschrift:

BESSER NEIDEN DEN BECLAGEN
WEN ES GOTT THVT BEHAGEN
WER AVF GOTT THRAWT
HAT WOL GEBAWT
ER WIRT MIR GEBEN
WAS MICH DIENT ZVM LEBEN.

In meiner frühesten Kindheit war ich körperlich sehr schwach und krankte in Einem fort. Außer den damals gewöhnlichen Kinderkrankheiten, Pocken und Masern, bekam ich auch hinterdrein noch das Friesel. Ich mußte viel ausstehen und nahm geduldig ein und that Alles was der Arzt und die

Eltern für gut hielten. Ich erinnere mich, daß ich an einem bösartigen Ausschlage über dem ganzen Körper litt und eine Zeit lang fast blind war, so daß ich das Tageslicht nicht vertragen konnte und mich gerne in einen dunkelen Gang zwischen zwei Thüren einsperren ließ, aber auch da noch jammerte, wenn der Widerschein der Sonne durch die kleinen Spalten der vorderen Thür drang. Eine leichte Reizbarkeit der Nerven habe ich seit dieser Zeit immer behalten, namentlich in den Augen, obschon ich noch heute keine Brille brauche.

Unter der sorgsamen, oft ängstlichen Pflege meiner Großmutter, deren Liebling ich war, wuchs ich auf und wurde, wie es bei schwächlichen Kindern in ähnlichen Verhältnissen immer der Fall ist, sehr verzogen, und bald launisch und eigensinnig.

Obschon ich täglich, wenn ich aufwachte und wenn ich Abends zu Bette gegangen war und vor dem Einschlafen mit meiner Großmutter betete, so hatte doch diese Andacht, weil sie gewöhnlich geworden, keinen Antheil weiter an dem was ich des Tages that und trieb. Mehr wirkte ihr frommer, liebevoller Sinn und die Wahrheit in ihren Worten und Werken, wodurch sie mehr als durch ihr Alter bei Jung und Alt sich hoher Ehrfurcht erfreuete. Sie verstand es vortrefflich, jedem die Meinung zu sagen. Als der Hauslehrer des Herrn Amtmanns eines Tages bei uns war und die Füße auf einen Stuhl legte, fragte sie ihn: 'Herr A., thun Sie das denn auf dem Amte auch?' Viele ihrer Aussprüche sind noch heute in unserer Familie unvergessen, besonders die in ihrer lüneburgischen Mundart. So sagte sie von jenem Herrn: 'De Jungen lêrt he nist un de Ollen verfört he.' Als mein Bruder am Fieber darnieder lag, nachdem er den Winter vorher so hübsch die Räuber mitgespielt hatte, meinte sie: 'Süst du, mîn Sœn,

dat maken de Rövers!' Nur in Bezug auf mich, ihren Liebling, war sie zu nachsichtsvoll, ja zu schwach.

Gegen den Willen der Eltern setzte ich Vieles durch: wenn mir eine Speise zuwider war oder auch nur nicht schmeckte, ließ ich sie stehen; erhielt ich nichts nach Wunsch, so hungerte ich lieber. Da ereignete es sich denn wol, daß die Großmama noch spät Abends zu mir in die Kammer kam und mir mit einer angenehmen Speise den Hunger zu stillen suchte. Wurden ihr dann darüber Vorwürfe gemacht, so wußte sie sich zu entschuldigen: 'Dem armen Jungen schrumpft ja der Magen zusammen.' Innig dagegen konnte sie sich freuen, wenn ich bei Tische einen guten Appetit entwickelte. Da pflegte sie denn wol zu sagen: 'Et schînt, als ob't dem Jungen smeckt' — was nachher sprichwörtlich bei uns wurde.

Auch in Bezug auf Kleidung war ich eigen und eigensinnig. Es kostete immer große Kämpfe, ehe ich ein neues Kleidungsstück anlegte, sobald mir die Farbe oder der Schnitt nicht gefiel. Der Schneider Meyer wollte mir auf meine blaue Jacke einen rothen Kragen setzen, ich war so unglücklich darüber, daß ich den ganzen Tag weinte, bis der rothe Kragen aufgegeben wurde. Einmal erhielt ich eine Jacke mit drei Reihen dicht an einander gesetzter blanker, runder Knöpfe. Des Sonntags mußte ich die Jacke anziehen. Man glaubte wunder welche Freude man mir damit machen würde. Ich ärgerte mich und weigerte mich, sie anzuziehen — half nichts. Ich ging den ganzen Tag darin umher und dachte nur an meine Narrenjacke.

Alles Auffallende in meinem Aeußern verdroß mich. Ich konnte sogar keinen Fleck leiden, keine Dunen, keine Fädchen an meinem Rocke. Wenn wir ausfuhren und ich neben dem

Knechte auf dem Bocke saß und der Wind überſäete mich mit den Haaren unſerer Schecken, ſo war mir ſchon dadurch die ganze Fahrt verleidet. So ärgerte ich mich auch, daß ich weißes Haar hatte, weil das den Kindern Anlaß gab, mir nachzurufen: ‘Wittkopp!’

Wenn ich mit anderen Kindern ſpielte, ſo konnte ich es nie vertragen, wenn meinem ein anderer Eigenwille entgegentrat. Dagegen konnte ich allein ſtundenlang mit mir zufrieden ſitzen und ſpielen. Ich unterſuchte gewöhnlich mein Spielzeug ſo lange von außen und innen, bis es kurz und klein war. Die Spielſachen, die mir im Sommer von der Braunſchweiger Meſſe und die mir zu Weihnachten beſchert wurden, erfreuten ſich nie einer langen Lebensdauer. Es war nicht eigentlich die Luſt am Zerſtören, ſondern kindiſche Neugier, wie dies und jenes gemacht war und ſich in ſeinen einzelnen Theilen ausnähme.

Nicht immer war meine Selbſtunterhaltung eine ſo billige. Eines ſchönen Morgens ſaß ich mitten in der Stube auf dem großen Homann’ſchen Atlas und riß nach und nach die Bilder mit ihren glänzenden Farben aus den Ecken, um ſie mir näher zu betrachten. Am Tiſche ſaß der Herr Paſtor Hantelmann von Wettmarshagen bei ſeinem Kaffee, rauchte ſeine lange irdene Pfeife und ſah mir wohlgefällig zu, ohne ein Wort zu ſagen. Da trat meine Mutter ein: ‘Aber, Herr Paſtor, und das haben Sie dem Jungen nicht verboten?’ — ‘Nun, er hatte ja ſeine Freude daran.’

Von den Erinnerungen aus ſo früher Zeit iſt mir die ſchmerzlichſte der Tod meiner jüngſten Schweſter *). Sie war

*) Sie ſtarb den 4. Januar 1803.

zwei Jahre älter als ich und starb an den Pocken. Ich sehe sie noch, wie sie in ihrem kleinen Sarge ruhte, das zarte Gesicht durch eine schwarze Pockenbeule entstellt. Dies Bild ist mir mein ganzes Leben hindurch nie wieder verschwunden. Als ich zu dichten anfing, war eins der ersten Gedichte unserer früh geschiedenen Dorothea gewidmet.

Von dieser Zeit an ist es mir nie möglich gewesen, Leichen zu sehen. Ich wollte mir das Bild des blühenden Lebens nicht durch den Tod verkümmern lassen. So oft andere Kinder an den Sarg ihrer todten Gespielen mit Blumen und Kränzen traten, ging ich trauernd unter den Blumen in unserm Garten umher.

Der Sinn und die Liebe für die Natur erwachte sehr früh in mir. Im Garten zwischen Blumen war mein liebster Aufenthalt. Wie freute ich mich, wenn die zarten Pflanzen, die ich selbst gesäet hatte, gediehen und unter meiner Pflege zur Blüthe kamen! Jeden Morgen wurde Heerschau gehalten, und wenn eine Blume aufgebrochen war, so ward es sofort den Eltern gemeldet. Wo es anderswo schöne und seltnere Blumen gab, wurde hinspaziert, und wenn ich Samen oder einen Ableger erbetteln konnte, so zog ich beglückt heim. Besonders prachtvoll war unser langes Tulpen- und Hyacinthenbeet; auch hatten wir einige Jahre die herrlichsten Nelken, schönere an Farben und Gestalt als die jetzigen verkünstelten. Als ich unter dem Pfeffer Ricinuskörner gefunden hatte, pflanzte ich sie und erlebte die Freude, sie noch im Sommer groß aufgeschossen und in Blüthe stehen zu sehen. Auch Citronenkerne legten wir in Töpfe und erzielten wenigstens zierliche, wenn auch winzige Bäumchen. Wir waren jedenfalls glücklicher damit als bei den früheren Versuchen mit Rosinenkernen.

Aber auch an das Nützliche wurde gedacht. Wie meine Gespielen, so legte auch ich eine Baumschule an. Bei dem Ueberfluß an Obst gab es den Winter hindurch Gelegenheit genug, Kerne zu sammeln, die dann im Frühjahr gesäet wurden. Auch suchten wir überall in Gärten und Baumhöfen aufgelaufene Obstsprößlinge und vermehrten damit unsere Baumschule. Es war eine große Freude für mich, daß ich nach einigen Jahren, als ich Student war, eine hübsche Anzahl veredelter Stämmchen meinem Vetter verkaufen konnte.

Wie der Garten, so wurden bald Haus und Hof, Wiesen und Felder ein unermeßliches Feld kindlicher Freude und Thätigkeit. Das Leben im Freien bei nahrhafter Kost hatte mich gekräftigt, ich fühlte mich meinen Gespielen ebenbürtig und konnte mit ihnen Stich halten.

Jede Liebhaberei der anderen Kinder wurde meinerseits mitgemacht. Auch ich mußte Tauben haben, und bald hatte ich Feldflüchter, Trommel- und Pfauentauben, die ich täglich fütterte. Daneben hielt ich mir Kaninchen von verschiedenen Farben, die mir, besonders wenn ich sie fütterte, ergötzliche Unterhaltung gewährten. Sie hatten aber bald den Stall so unterwühlt, daß ich sie abschaffen mußte. Fast noch mehr Spaß hatte ich an einem Häschen in einer leeren Tabakstonne. Anfangs mußte man ihm die Kohlblätter an einem langen Bindfaden hinabreichen; später, als es größer wurde, mußte der Bindfaden immer kürzer werden. Als das Häschen ein Hase geworden, was nun? Da meinte der Vater: 'Der Hase muß auf weidmännisch getödtet werden.' Die Tonne mit dem Hasen wurde in den Garten gebracht, der Vater stand mit geladener Flinte, den Hahn gespannt, daneben. Da ward die Tonne umgekippt; der

Hase sprang hinaus, der Vater schoß hinterdrein und Leporello suchte das Weite.

Im Winter war außer den gewöhnlichen Kindervergnügungen, als Schlittenfahren, Schneebällen, Glandern und Schlittschuhlaufen, der Vogelfang eine angenehme Unterhaltung. Wir machten uns Sprenkel, worin wir Rothkehlchen, und Kasten von Fliederstäben, worin wir Meisen fingen. Sobald Schnee lag, spannten wir Fallnetze auf, oder legten einen mit Bindfäden überzogenen Tonnenreif voll Schlingen auf den Schnee und bestreuten die Stelle mit Kaff. Die Rothkehlchen und Meisen setzten wir in die Stube, nach einiger Zeit waren sie ziemlich zahm und wurden dann unsere Wintergesellschaft. Die Finken, Goldammern und Sperlinge, welche sich nicht an die Stube gewöhnen können, ließen wir fliegen, den letzteren aber, den Spatzen, klebten wir zuvor Hahnenkämme von rothem Tuch auf den Kopf, wodurch sie ein recht kriegerisches Ansehen bekamen.

Sobald der Schnee verschwunden und die Sonne länger und wärmer wieder schien, eilten wir in die Gärten und Wiesen und suchten Veilchen, Schneeglöckchen, Erdrauch und Himmelschlüssel, und flogen den ersten Schmetterlingen nach, dem Citronenvogel und der Aurora, denn von den verschiedenen Sammlungen, die wir uns anlegten, war mir die Schmetterlingssammlung die liebste.

Nach den Schulstunden war meist der Kirchhof unser Spiel- und Tummelplatz: wir schlugen Ball, liefen bar, spielten haschen, Häselein, Eisermännchen in Eisen, ließen den Drachen steigen und den Brummkreisel brummen.

Eine der lieblichsten Erinnerungen aus so früher Zeit ist mir das Kinderfest in dem benachbarten Sülfeld. Dorthin

zogen am zweiten Pfingsttage die Fallersleber, Alt und Jung, damals noch jedes Jahr. Während die Großen nur an Kaffeetrinken, Kuchen und Tanz dachten, war zunächst uns Kindern die größte Freude, wenn der Laubfrosch und die Maibraut nach einander ihren Aufzug hielten. Eine Gesellschaft von zwölf Knaben, jeder mit einem hölzernen Säbel, woran unten bunte Bänder flatterten, kam auf die Scheundiele und bildete einen Kreis; in der Mitte stand der Laubfrosch, so benannt, weil er ganz in grüne Zweige eingehüllt war. Sowie der Gesang begann, fingen alle an, um den Laubfrosch herum zu springen und schlugen mit ihren Säbeln gegen die Wände. Das dauerte bis zu der Stelle: Ein Ei, twei Ei &c., dann machten sie alle wie auch der Laubfrosch bei jeder Zahl einen tiefen Diener. Bei den Worten: Dat sebente is dat Pingestei, sprangen alle wieder wie vorher. Sie sangen:

Guden Dach, guden Dach!
Geben se user Lôfföschje wat,
Se hat lange nist ehat,
Sau geben se 'r wat,
Sau hat se wat.
Drei halbe Schock Ei, kein fûl Ei,
Dat fule Ei smît wi vor de Dör oppen Stein entwei.
Ein Ei, twei Ei, drei Ei, veir Ei, fîf Ei, ses Ei,
Dat sebente is dat Pingestei.
Boben in der Vöste
Hanget de langen Wöste.
Gebet üsch de langen,
Latet de korten hangen
Bet opt andere Jâr,
Dan wilwi de korten nahâln.

Einen freundlichen Gegensatz zu diesen wilden Burschen bildete die Maibraut. Zwölf kleine Mädchen, alle hübsch geputzt, freundlichen, bescheidenen Wesens, kamen mit ihrer Königin,

die eine Krone von Flittergold und künstlichen Blumen trug, und tanzten wie im Ringelrosenkranze um sie herum und sangen:

Guden Dach, guden Dach!
Gebet user Maibrût wat,
Sau hat se wat,
Sau lecht jue Heuneken opt Jâr brav wat.
Klappe klappe ringelken,
Hîr sind de kleinen Kinderkens.
Lât se gân, lât se stân,
Lât se nich tau lange stân,
Dat se könt 'n betjen wider gân.
Stücke von 'n Schinken,
Könt se brav op drinken.
Stücke von 'n Kauken,
Könt se brav op raupen.
Stücke von 'n Luffen,
Könt se brav op buffen.
Stücke von 'n Kese,
Könt se lange na lében.

Von dem Hauswirth mit Wurst, Semmel, Kuchen, von den Fremden mit Geld beschenkt, gingen die Laubfrosch- und Maibrautkinder weiter und hielten dann, jede Gesellschaft für sich, einen Abendschmaus. Dies fröhliche Kinderfest ist heutiges Tages spurlos verschwunden, wie der Auteich, worin sich einst der Sülfelder Kirchthurm spiegelte.

Zu Anfange des Sommers suchten wir Erdbeeren und Brombeeren in den Wäldern.

Im Herbste holten wir die von den Hecken abgeschnittenen Dornen zusammen, auch das trockene Kartoffelkraut, Halme und Bohnenranken, und zündeten sie an; je dicker der Rauch emporstieg, desto größer war unsre Freude.

Nebenbei waren wir auch noch sehr erfindungsreich und machten ohne weitere Anweisung uns viele von den Dingen,

welche Hermann Wagner in seinem 'illustrierten Spielbuch für Knaben' abbildet und beschreibt; wir machten Wind- und Wassermühlen, Klappbüchsen, Blasröhre, Spritzbüchsen („Strentjen"), Schlüsselbüchsen, Flitzbogen, Schleudern, Weidenpfeifen, Petermännchen und Schwärmer.

Als meine Eltern glaubten, daß es Zeit sei, etwas zu lernen, schickten sie mich zur Frau Dreyer in die Schule. Es dauerte einige Wochen, ehe ich ohne Sträuben hinging. Ich weinte jedesmal, und selbst die Tute mit Rosinen, die ich mit auf den Weg bekam, konnte mich nicht umstimmen. Ich mußte immer hingeführt werden, allein wäre ich nicht gegangen. Nachdem ich aber mich an die vielen fremden Kinder gewöhnt und das Abc überwunden hatte, war mir die Schule kein Ort der Angst und des Schreckens mehr.

Nach Jahr und Tag muß ich wol so weit gediehen sein, daß ich die Bürgerschule besuchen konnte. Ich erinnere mich wenigstens noch, daß eines Tags der ehrwürdige Superintendent Ziegler uns besuchte und tüchtig abkanzelte: 'Ihr Heiden, ihr Hottentotten —' begann er seine Anrede. Dann kam er zu mir, legte seine Hand sanft auf meinen Kopf und sprach: 'Du, mein Kind, bist artig und fleißig.'

Der Unterricht in dieser zweiten Abtheilung der Bürgerschule war sehr dürftig. Der Herr Cantor Schomburg gab sich nicht sonderliche Mühe und hätte auch bei allem Fleiß und Geschick nicht viel leisten können, es waren der Kinder zu viele und von zu verschiedenem Alter und ungleichen Fähigkeiten. Sehr ergötzlich war, wenn alle zu gleicher Zeit buchstabieren mußten.

Meine Eltern und mehrere Familien, von diesem ungenügenden Unterrichte überzeugt, wollten deshalb ihren Kindern

einen besseren geben lassen. Sie einigten sich und fanden in dem Herrn Stolberg einen passenden Lehrer. Es wurde ihm ein Gehalt festgesetzt, eine Wohnung gemiethet, und etwa unser acht wurden seine Schüler. So bekamen wir denn zum Lehrer einen Gelehrten, der eben nicht zu viel gelernt hatte und vor der Candidatur des Predigtamtes stehen geblieben war. Sein äußeres Wesen war nicht eben einnehmend, er schielte, doch besaß er sehr große Gutmüthigkeit, daneben leider auch sehr große Eitelkeit: er ging nie anders als mit zwei Uhren und an jeder hing eine lange Kette.

Obschon diese Schule von kurzer Dauer war, so hatte sie auf mich doch vortheilhaft gewirkt; ich wurde mit manchen Dingen bekannt, von denen ich früher keine Ahndung hatte: ich erfuhr etwas von den Naturreichen und der Länder- und Völkerkunde, und machte den Anfang mit dem Französischen.

Nachdem das Verhältniß mit Stolberg gelöst war, besuchte ich wieder die Bürgerschule, nebenbei aber ging ich wöchentlich mehrere Stunden zum Schreiben und Rechnen bei Herrn Harms.

Unser Nachbar Harms, ein Kaufmann, der seinen Handel hatte aufgeben müssen, war Schreiblehrer geworden. Er schrieb eine hübsche Hand und ertheilte guten Unterricht im Schreiben und Rechnen. Er war mit mir recht zufrieden und ich schrieb seine Vorschriften ziemlich gut nach, aber, aber den krummen Finger beim Schreiben konnte er mir nicht abgewöhnen, und ich habe ihn mein ganzes Leben behalten. Im Rechnen hatte ich es ziemlich weit gebracht, setzte es leider später nicht fort. Hätte ich nur behalten, was ich damals konnte, — ich hatte den alten Hemeling bis über die Mitte durchgerechnet! — es wäre mir in manchen Lagen des Lebens von großem Vortheile gewesen.

Für Musik hatte ich viel Sinn, vielleicht auch Anlage, aber

keine Gelegenheit, Singen und Spielen zu lernen. Ich freute mich an Musik und Gesang, und was ich singen hörte, wußte ich schnell auswendig und sang es nach. Ich machte mir selbst musikalische Instrumente, überzog Schachteldeckel mit Drahtsaiten, suchte aus ungleichen Rohrstangen eine Papagenopfeife zusammenzufügen und aus Wallnußschalen kleine Klappern zu bereiten. Unser oberster Boden war die eigentliche Polterkammer. Unter allerlei Gerümpel befand sich dort eine alte Drehorgel. Manche Stunde spielte ich mir hier alle Stücke nach einander vor und oft mehrmals. Der Gesang in der Schule beschränkte sich meist auf Kirchenlieder. Jeder sang, wie ihm der Schnabel gewachsen war. Als ich später mit zu den Neujahrssängern gehören sollte, handelte es sich nur um zweistimmigen Gesang, oder um 'grob und fein', wie wir es bequemer nannten. Wer ein gutes Gehör und eine gute Stimme hatte, genügte vollkommen den mäßigen Anforderungen.

Zum Zeichnen hatte ich große Lust, aber es fehlte mir auch dazu an Anweisung. Ich begnügte mich, Häuser und Bäume aus dem Kopfe zu zeichnen oder nach Bilderbogen und sie nachher auszumalen. Um ein ziemlich treues Bild zu erlangen, hielt ich an eine Glasscheibe das Original mit darüber gelegtem feinen Papiere und zog nun darauf mit einem Bleistift die Umrisse nach und malte diese dann aus. Da sich aber so etwas nur bei Tage veranstalten ließ und die Winterabende sehr lang waren, so machten wir uns Papier mit Fett und Kienruß schwarz, legten dies mit der schwarzen Seite auf weißes Papier und oben drauf das Original, das dann durchgezeichnet wurde. So gab es denn Tag- und Nachtbilder.

So ergötzlich diese Beschäftigung und jedesmal mit jedem neuen Tuschkasten gar eifrig unternommen wurde, so hielt sie

doch nicht lange an, wir kehrten immer wieder zu unseren alten lieb gewordenen Bilderbüchern zurück. Daneben mußte der alte Guckkasten uns noch manche Stunde ausfüllen. Er enthielt einige alte Ansichten von Versailles, tapetenartig gemalt. Sie machten sich aber gar hübsch, wenn sie hinten mit zwei Lichtern beleuchtet wurden. Daß aber dieser Kasten noch zu etwas anderem dienen könnte, ahnten wir nicht. Später machten wir eine Camera obscura daraus, stellten ihn mitten in den Garten zu Ende des langen Ganges, gerade dem Kirchthurme gegenüber. Da sahen wir denn zu unserer großen Freude eine liebliche Landschaft auf das weiße Papier hingezaubert mit allen Blumen und Bäumen, von bunten Schmetterlingen und Vögeln durchflogen. Bei jeder anderen Stellung des Kastens gewannen wir natürlich immer ein anderes Bild. Mancher heitere Sommertag lud uns zu dieser mühelosen und genußreichen Landschaftsmalerei ein.

Während dieser meiner friedlichen Zeit des Spielens und Lernens daheim sah es draußen sehr kriegerisch aus. Zu Anfange des Jahres 1803 hatte zwar Frankreich England den Krieg noch nicht erklärt, benahm sich aber schon längst sehr feindselig. Endlich wurde denn auch dem Kurstaat die Pflicht sehr nahe gelegt, sich zu rüsten und zu wehren. Am 16. Mai kam ein Regierungserlaß, jeder Unterthan solle sich zur Vertheidigung und Befreiung des Vaterlandes der Regierung zur Verfügung stellen, eine bis dahin in Hannover nie gekannte Maßregel. Es wurden denn auch im Amte Fallersleben sofort Rekruten ausgehoben. Wie es dabei herging, weiß ich nur vom Hörensagen. Die jungen Bauerkerle wurden Nachts aus ihren Betten geholt und wenn sie nicht willig folgten, mit Gewalt fortgeschleppt. Mein Vater erhielt den Befehl, mit dem Amt-

schreiber von Blum diese gepreßten Vaterlandsvertheidiger nach Hannover zu geleiten, ein trauriges Geschäft! Nachdem sie auf dem Rathhause eingesperrt und bewirthet und dann theils gutwillig, theils mit Gewalt auf die Wagen gebracht waren, setzte sich der Zug unter dem Geheule der alten Weiber und Bräute in Bewegung und wurde eine weite Strecke dann von diesen begleitet. Als sie in der List dicht vor Hannover ankamen, hieß es denn: 'et is te late, gân se man wedder na Hus, de Herzog flüchtet eben tom Dore henût.' Schnell wie der Blitz sprang Alles von den Wagen herunter und bediente sich der Abwesenheit. Mein Vater aber ging nach Hannover hinein. Es war ihm eine willkommene Gelegenheit, sich die Hauptstadt, die er noch nicht kannte, anzusehen, und er sah sie sich gehörig an.

Schon in den letzten Tagen des Mais rückte Mortier von Holland aus ins Hannoversche ein, unterzeichnete den 3. Juni die Convention von Sulingen und hielt den 4. seinen Einzug in Hannover. Der Sulinger Convention folgte die noch schmählichere von Artlenburg am 5. Juli. Hannover war in den Händen der Franzosen *), die sich durch das ganze Land vertheilten.

Auch Fallersleben blieb nicht verschont: eine Schwadron reitender Artillerie rückte ein und nahm auf lange Zeit Standquartier. Wir Kinder freuten uns über die schönen Uniformen und rothen Federbüsche, und zogen überall mit, wenn es Uebungen und Paraden gab. Wir konnten uns nur wundern, wenn wir zu Hause hörten: 'das sind unsere Feinde — wenn wir sie nur bald wieder los wären!' Als mein Bruder sich eines Tages

*) Wie Schlosser über das Verfahren der hannoverschen Regierung denkt, so dachte auch mein Vater: Schlosser, Geschichte des 18. Jahrh. 6. Bd. 4. Aufl. (1859.) S. 491—500.

sehr freute, daß der Trompeter so schön bliese, sagte der alte Bürgermeister Krüger: 'theuere Musik, lieber Herr Vetter, theuere Musik!'

Unsere Feinde betrugen sich recht gut; sie waren leicht zufrieden zu stellen, sobald man ihnen nur freundlich entgegenkam und guten Willen zeigte. Unter einander waren sie brüderlich einträchtig; sie scherzten und spielten wie die Kinder, und selbst bei ihren Uebungen und beim Appell gab es Schäkereien und Hänseleien. Knechtischen Dienstgehorsam und rohe Behandlung von Seiten der Obern nahm man niemals wahr. Wenn die Gemeinen zechten und sangen und es kam zufällig ein Officier dazu, so störte das nicht im mindesten, sie boten ihm ein Glas an, er trank es aus auf ihre Gesundheit und überließ sie ihrer Fröhlichkeit. Wir hatten so oft gehört, wenn ein Junge unartig war: 'wart! du sollst dem Kalbfelle folgen!' Das schien uns gar keine Strafe. Freilich hatte man uns früher das Soldatenleben als etwas Schreckliches geschildert: Prügel, Spießruthen, Gefängniß bei Wasser und Commißbrot. Wir spielten jetzt selbst Soldaten, und wenn einer nicht that, was er sollte, so sperrten wir ihn ein: das kam auch bei den Franzosen vor und ging dort eben so lustig ab wie bei uns.

Das Jahr 1804 war angebrochen, eine Aenderung unserer Lage schien in weite Ferne gerückt, vorläufig blieb Alles beim Alten.

Seit dem 19. Juni war Bernadotte Oberbefehlshaber. Die Lasten blieben dieselben. Im September schien es sich für uns besser zu gestalten: die Franzosen zogen ab und am 28. Oct. rückten Preußen in Hannover ein, die hannoversche Regierung wurde hergestellt. Bald darauf kamen Russen und Schweden als Hülfsvölker. Als aber am 2. December die Schlacht von

Austerlitz für Oesterreich verloren ging, da gestaltete sich plötzlich Alles anders. Vier Wochen darauf zogen Schweden und Russen ab. Von letzteren kamen auch einige Regimenter durch meine Heimat. Vor der grausamen Behandlung, welche diejenigen Soldaten erfuhren, die zu viel getrunken hatten, schaudert mir noch heute.

Einige Wochen nach dem Beginn des neuen Jahres 1806 rückten preußische Truppen unter dem Grafen Schulenburg-Kehnert in Hannover ein. Der König von Preußen erklärte, die französischen Völker würden von nun an das Kurfürstenthum räumen und Preußen es bis zum Frieden in Verwaltung und Obhut nehmen.

Wir in unserem entlegenen Winkel erfuhren nur wenig von diesem großen Ereignisse. Die Landeshoheits- und Grenzpfähle mit dem preußischen Adler erinnerten uns jedoch bald, daß wir nicht mehr königlich großbritannisch-hannoverisch waren. Die Stimmung war sehr gegen den neuen Landesherrn und hie und da hörte man viel vom preußischen Pfiff und preußischen Kuckuck. Man fürchtete eine größere Steuerlast. Mit Wohlgefallen erzählte man sich, ein Bauer habe vor einem Pfahle, woran der Adler, gestanden, diesen immer angesehen und sich die Taschen zugehalten. Endlich sei die Wache gekommen und habe gefragt, warum er doch immer den Adler so ansehe? ‘Ik mach mik dreien, wohen ik wil, hei kickt mik immer in mine Taschen.’

Im Sommer blieb es still, wir waren von Einquartierung verschont. Im Herbste wurde es unruhiger als je. Viele tausend Preußen kamen durch unsere Gegend, lauter Fußvolk. Der Zug eines Regiments dauerte sehr lange, es war groß Gewühl und Getümmel, hinterher viele Packwagen mit Zelten und

Stangen. Wir hatten oft bis spät Abends zu sehen. Sehr ergötzlich waren für uns die großen Wagen mit Truthühnern und sonstigem Federvieh; den Thieren bekam die Reise ganz wohl, sie sprangen munter ans Gitter und pickten uns die Brotkrumen aus der Hand. Es sah gar nicht aus, als ob es in Krieg ginge, und alle Welt sagte doch: 'es geht in den Krieg.'

Manches ereignete sich auch, was selbst uns Kindern gar zu spaßhaft vorkam. Eines Morgens hörten wir plötzlich trommeln. Wir laufen vor die Thür. Da kommen mehrere Trommelschläger vom Amthofe herab und schlagen den Generalmarsch. Wir fragen sie, was das solle? 'Nun, sagen sie, uns ist befohlen, jetzt zum Abmarsch zu trommeln.' Wir bedeuteten ihnen, es sei ja am frühen Morgen Alles schon abmarschiert. Sie hingen die Trommeln auf den Rücken und zogen ihres Weges. Da kommt endlich der alte General hinterdrein geritten; er wundert sich, seine Leute nicht mehr zu sehen. 'Wo ist mein Regiment hinmarschiert?' fragt er und wir ertheilen ihm die nöthige Auskunft.

Die Durchmärsche der preußischen Truppen hatten aufgehört, es war stille geworden und wir Kinder entbehrten schmerzlich des Vergnügens, den Soldaten entgegen zu gehen, mit ihnen in den Ort einzuziehen, dann sie in ihre Quartiere einzuweisen und uns an den bunten Uniformen und blitzenden Waffen zu ergötzen.

Bald aber wurde die Stille unterbrochen. Hatten wir bisher nur Soldaten gesehen, die siegesgewiß, stattlich mit Wehr und Waffen in geordneten Zügen kamen und gingen, so sollten wir nun auch Soldaten sehen, die einzeln oder truppweise ohne Gepäck und Waffen, traurigen Blicks einherzogen und nach kurzer Rast als Flüchtlinge weiter eilten.

Es war eines Sonntags (den 19. Oct.) gegen 1 Uhr, wir hatten uns eben zu Tische gesetzt, da sprengten drei preußische Cürassiere vor unser Haus. Wir eilten vor die Thür. Wie erschraken wir, als das erste Wort aus ihrem Munde kam: 'Es ist Alles verloren!' Sie stiegen ab, zogen die Pferde in den Stall und ließen sich etwas zu essen geben. Wir suchten sie auszufragen, aber sie wußten auf alle unsere Fragen nur immer dasselbe zu erwiedern: 'Es ist Alles verloren, Alles!' Sie erkundigten sich nach dem Wege, den sie einschlagen wollten, näher und machten sich bald auf und davon.

Wir sahen uns erstaunt an. Mein Vater schüttelte zweifelnd den Kopf, er hielt es für unmöglich, daß ein Krieg, dessen Anfang wir ja noch kaum wußten, bereits einen so unglücklichen Ausgang für Preußen genommen habe; er konnte an die schreckliche Kunde, die erste vom Kriegsschauplatze, nicht glauben und hielt lieber die drei Reiter für Ausreißer, die ihre Feigheit nur hätten beschönigen wollen.

Leider bestätigte sich das Unglaubliche nur zu früh. Schon die nächsten Tage kam Fußvolk truppweise, alle niedergeschlagen und im erbärmlichsten Aufzuge, sie hatten nichts weiter gerettet als das Leben und den Brotbeutel. Sie gehörten verschiedenen Heeresabtheilungen an, und wußten nicht woher, wohin. Durch ihren traurigen Anblick und die Erzählungen von ihren ausgestandenen Leiden und Strapazen erregten sie allgemein großes Mitleid, sie fanden überall Unterstützung.

Die Durchzüge der Flüchtlinge und Versprengten dauerten noch mehrere Tage fort. Zuletzt traf noch ein sächsischer Hauptmann ein mit einem Wagenzuge. Nachdem er über eine Woche zufrieden mit seinem Schicksale bei uns verweilte, wurde ihm die Sache langweilig, er entließ seine Leute, ver-

kaufte Wagen und Pferde, Sattel- und Riemzeuge und verschwand.

Es wurde nun wieder still. Der Krieg berührte uns nicht weiter unmittelbar. Der Winter hatte begonnen und wir Kinder gingen zu unseren alten Spielen über. Nach dem Schlusse der Schulstunden eilten wir auf das Eis, wir glanderten oder liefen Schlittschuh, und wenn es Schnee gab, fuhren wir auf dem Handschlitten eine steile Schneebahn hinab, und bei eintretendem Thauwetter schneeballten wir uns, machten Schneefestungen oder errichteten große Schneemänner auf wegsamen Straßen, zuweilen sogar heimlich dicht vor den Hausthüren. Da die Arbeiten für die Schule bald gemacht waren, so gewährte der lange Abend Zeit genug zum Spielen. Wir machten uns von Kartenblättern Soldaten eigenthümlicher Art: das Blättchen wurde der Länge nach gefaltet und hinten schräg eingeschnitten, der Einschnitt umgeklappt und mit einer Feder versehen, und der Soldat war fertig. Da in unserm Hause viel Karten gespielt wurde, so eigneten wir uns die schlecht gewordenen Spiele zu, unser Heer war immer vollzählig. Mein treuer Spielgenosse war mein Vetter Wilhelm Behne.

Wenn uns diese Art der Unterhaltung nicht mehr genügte, so besahen wir Bilder. Eins unserer Lieblingsbücher war Gottfried's Weltchronik mit den Merian'schen Kupferstichen. Auch sehr ergötzten wir uns an einem dicken Werke über Landwirthschaft, worin die Bilder aus dem Leben und Treiben der Winzer mich besonders anzogen. Der Sinn für das Wunderbare fand große Nahrung in Happelii Curiositates. Ein Werk über das Leben der Wilden in Amerika — ich habe es seitdem nie wieder gesehen — wurde ebenfalls fleißig durchblättert.

Nur an zwei Abenden in der Woche wurde diese Unterhaltung unterbrochen. Zweimal nämlich kam der Hamburger unparteiische Correspondent. Ich mußte dann die Blätter vorlesen. Die Stammgäste saßen um den großen Tisch herum, rauchten zu ihrem Glas Bier ihr Pfeifchen und hörten aufmerksam zu. Ich las und las in aufgeregter Stimmung, denn die Tagesbegebenheiten hatten auch für mich ein großes Interesse.

Schon in den ersten Tagen des Novembers erfuhren wir Näheres über die unglückliche Schlacht von Jena und auch von ihren Folgen eine auch für uns höchst wichtige: Bertier war wieder in Hannover und erklärte am 12. November, daß er im Namen seines Kaisers das Land in Besitz nehme. Der preußische Adler wurde mit dem französischen vertauscht. Zwei Tage später erlag in Ottensen seinen Schmerzen der todtwunde Herzog Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, fern von seinem Lande, das glücklich durch ihn und mit ihm gewesen war.

So folgten sich rasch hinter einander die großen traurigen Tagesereignisse.

Noch Einmal, ehe das Jahr zu Ende ging, wurden wir daran erinnert, daß wir in Kriegszeiten lebten. In der Abenddämmerung hielten zwei Bauerwagen vor unserem Hause still. Mehrere Männer stiegen ab, sie schienen durchnäßt und angegriffen von der Reise. Mein Vater hieß sie freundlich willkommen. Es waren preußische Officiere von der Besatzung Hamelns. Nachdem sie sich umgekleidet und gespeist hatten, wurden sie gesprächig. Sie sprachen sich alle unumwunden und sittlich entrüstet aus über die niederträchtige Capitulation des Commandanten von Schöler. Es war eine männliche, würdige Sprache, die uns mit Achtung für die jungen Männer erfüllte

und mir unvergeßlich geblieben ist. Der Haß gegen Preußen, der im Kurstaate Hannover ein ziemlich allgemeiner gewesen, war jetzt ziemlich verschwunden, das große Unglück hatte große Theilnahme erweckt. Es wurde wieder viel in unserem Hause politisiert; wir hörten das Alles mit an und ließen unser Spiel ruhen. Wenn man von dem traurigen Ende des Herzogs von Braunschweig sprach, so weinten wir, denn wir hatten nur immer Züge der Liebe und Güte von ihm vernommen. So oft man auf Blücher's Niederlage in Lübeck und die dortigen Gräuel zu sprechen kam, wurden wir über die Franzosen empört. Die preußische Ruhmredigkeit war hart gestraft, aber niemand konnte sich denken, daß ein so mächtiger Staat so schnell in die tiefste Schmach sinken würde. ‘Ja, rief dann eine Stimme, es ist mit uns Deutschen vorläufig vorbei!’ und eine andere meinte dagegen: ‘Laß nur! die Preußen werden die Franzosen ins Land locken und ihnen den Garaus machen.’ Leider hatte jene erste Stimme, ich glaube die meines Vaters, Recht: es war vorläufig mit uns vorbei, es folgte ein schmachvoller Friede.

Auch dies Jahr endete wie die anderen für uns Kinder mit der Weihnachtsfreude, welcher jedesmal eine Jahrmarktsfreude vorherging. Von den vielen Buden zogen uns die mit braunschweiger Pfeffernüssen und Honigkuchen sehr stark an; nachher erst gingen wir zu denen mit Spielsachen und Bildern über. Wenn wir uns auch keine Bilderbogen kauften, so verweilten wir doch gern davor. Wir sahen jetzt den Tod des Prinzen Louis von Preußen, die Schlacht von Jena und Napoleon von seinen Generalen umgeben.

Mit dem Beginne des Jahres 1807 hatte die Aufregung der Gemüther ziemlich nachgelassen. Es wurde zwar noch viel

in unserem Hause politisiert, man beschäftigte sich aber mehr mit den großen Kriegsereignissen der letzten Monate als mit denen, die noch kommen könnten; niemand dachte mehr an einen Sieg der Preußen und ihrer Verbündeten, der Russen, niemand hegte die Hoffnung, daß wir so bald von der Franzosenherrschaft erlöst werden würden. Man las neben den Zeitungen die Feuerbrände und das politische Journal und dann und wann eine Flugschrift, die jemand von Braunschweig mitgebracht hatte. Die unglücklichen Schlachten von Eylau und Friedland zerstörten jeden Schimmer von Hoffnung und der ihnen folgende Friede von Tilsit ließ voraussehen, daß auch wir von den Folgen desselben nicht unberührt bleiben würden.

Schon im August wurde der südliche Theil des Kurstaates dem neuen Königreich Westfalen einverleibt. Wir blieben vorläufig noch unter französischer Botmäßigkeit.

In der Kinderwelt ward es lebendiger als früher. Ferdinand Hempel, der Sohn des neuen Superintendenten, wußte uns um sich zu versammeln. Da ihm als einzigem Sohn unter vielen Töchtern viel zu Liebe geschah und viel gestattet war, so wurde die Superintendentur und der dazu gehörige Garten dicht daneben unser täglicher Spiel- und Tummelplatz. Wir machten oft auf der Hausflur, wenn wir tanzten, Verstecken oder Blindekuh spielten, solchen Lärm, daß mir noch heute die Ohren gellen, wenn ich daran denke. Wir sannen immer auf neue Kurzweil und Narrenspossen. So pflegten wir uns in den Winterabenden zu verkleiden und dann auf den Kirchhofsgräbern umherzuwandeln. Einer mußte den Geist machen, vor dem wir anderen erschraken und flohen. Dieser Geist hatte sich in des Herrn Superintendenten alten weißen Pudermantel gehüllt und konnte nur langsam fortschreiten.

Zuweilen legten wir ihm dicke Steine auf die Schleppe, ohne daß er es merkte, so daß ihm dann selbst bange wurde, als ob ein Geist aus dem Grabe ihn fest hielte.

Zu Ende des Jahres entstand in unserm kleinen Orte ein recht reges Leben. Mehrere junge Leute, wie die beiden ältesten Söhne des Amtmanns, waren von der Universität zurückgekehrt, alle recht gesellig und lebenslustig; ihnen schlossen sich andere gleichgesinnte, wie mein Bruder, an. Es wurde das alte flotte Burschenleben neu wieder aufgelegt, es wurde gespielt und commersiert. Endlich kam man auf den Gedanken, Schiller's Räuber aufzuführen. Die Rollen wurden ausgeschrieben und passend vertheilt, Proben abgehalten und es erfolgte nach kurzem Zwischenraume eine zweimalige öffentliche Aufführung unter dem freudigsten Beifalle der Zuschauer. Ich war jedesmal zugegen und bin mir noch heute des gewaltigen Eindrucks bewußt, den das Stück auf mich machte. Ich las es später selbst in dem Exemplare, wonach es gegeben wurde; es war die erste Mannheimer Ausgabe von 1781. Ich wußte bald ganze Scenen auswendig. Die jungen Schauspieler, von Haus aus lauter prosaische Naturen, waren durch diese Kunstübungen zu neuen Menschen geworden, sie bewegten sich von jetzt an in freieren geselligen Formen und hatten einen gewissen poetischen Anstrich bekommen. Die Art und Weise ihres Verkehrs in der Gesellschaft blieb nicht ohne Einfluß auf uns Kinder; wir nahmen manche Redensarten und Manieren dieser erwachsenen Jugend an und waren seitdem für alle Freiheitsideen empfänglicher.

Um diese Zeit pflegte ich gern Gedichte zu lesen, auch wol mit lauter Stimme herzusagen. Zuweilen, wenn ich ganz allein im Zimmer war, band ich mir ein Tuch um den Leib, setzte

mir einen Hut auf, stellte mich auf den Tisch und declamierte feierlich:

'Begraben will ich Cäsar, nicht ihn loben' ꝛc.

Ohne mich weiter mit Poesie zu befassen, schrieb ich eines Tages mit rother Dinte, bloß aus Narrenspossen, zum 2. April in 'von Bogatzky, Güldenes Schatzkästlein der Kinder Gottes für jeden Tag':

Am 2. Aprilis ist geboren
Unser Heinerich August
Und zu hoher Sangeslust
Von den Göttern auserkoren.

Auch das neue Jahr 1808 brachte uns keine Gewißheit über unser Schicksal, ob wir noch länger französisch bleiben oder nächstens dem neuen Königreich Westfalen einverleibt werden sollten. Vorläufig schien es, als ob wir für die Zwecke des Kaisers noch nicht genug ausgebeutet wären: Kriegssteuern und Einquartierungen dauerten fort.

Im Februar rückten zwei Schwadronen Cürassiere ein vom 11. Regimente und nahmen auf längere Zeit Standquartier. Trotzdem, daß niemand von ihnen deutsch verstand, so gestaltete sich doch bald ein traulicher Verkehr zwischen Soldat und Bürger. Wenn es Streitigkeiten gab, so machte mein Vater mit Hülfe meines Bruders den glücklichen Schlichter. Meinem Bruder fiel der größte Theil der Bürgermeistergeschäfte zu; er war sehr geschäftsgewandt und der einzige, der des Französischen mächtig. Jung und lebenslustig wie die Officiere wurde er bald ihr Freund und durfte bei ihren Zusammenkünften nie fehlen. Ich erinnere mich noch, wie er mit ihnen kegelte, mit ihnen trank und sang, scherzte und lachte. Noch lange nachher war ihm diese Zeit eine erfreuliche Erinnerung.

Das Jahr darauf (6. März 1809) schrieb er an unsere Tante in Havelberg: 'Des Nachmittags verzehrten wir oft 18 Bouteillen Champagner! Die Officiere gaben den Bürgern einen Ball, für welchen sie mir 150 Thaler bezahlen mußten, und die Bürger revangierten sich und gaben einen Ball, der beinahe noch prächtiger als der erste war und ihnen eben so theuer zu stehen kam. Der Champagner, Punsch und Bischof floß nur, und die Tafel, welche aus 50 Personen bestand, war so magnifik eingerichtet, als ich noch nie gesehen. — Alle Tage wurde gekegelt, und nahm ich ihnen regelmäßig einen Louisd'or ab; alle ihre Besoldung haben sie hier verzehrt.' Schließlich bemerkt er noch: 'Hätte ich vorigen Sommer nicht 10 Wochen das Fieber gehabt, so könnte ich ihn als den vergnügtesten meines Lebens rechnen.'

Die Gemeinen hielten unter einander gute Kameradschaft. Selbst bei ihren Trinkgelagen ging es heiter und friedlich zu. Wer singen konnte, sang, die anderen hörten mit Wohlgefallen zu, dann stimmten auch wol mal alle einen Rundgesang an:

Battons le fer, tandis qu'il est rouge,
Battons le fer, tandis qu'il est chaud!
Haut le marteau! bas le marteau!

Sie hielten das Glas hoch empor, senkten es dann und tranken es schließlich aus.

Ihnen gegenüber erfreuete sich Monsieur le bourguemestre, mein Vater, eines hohen Ansehens, weil er sich vor niemandem fürchtete, und im Bewußtsein, nur das Rechte zu wollen, sich auch vor niemandem zu fürchten brauchte. Schon seine stattliche Gestalt, seine Körperstärke und Gewandtheit, mehr aber noch seine ganze Art und Weise, wie er auftrat, waren achtunggebietend. Kein anderer hätte es wagen dürfen,

was er wagte. Eines Tages sahen wir zwei Cürassiere mit ihren langen Degen unter dem Arme in einen Garten laufen. Wir blieben von ferne stehen. Sie zogen sich aus bis auf die Unterkleider und wollten eben mit einander duellieren. Da kam mein Vater, der von der Geschichte benachrichtigt war, eilig dazu, suchte sie zu beschwichtigen, und als das nicht gelingen wollte, wand er ihnen die Degen aus den Händen. Sie ließen sich das ruhig gefallen, mein Vater gab ihnen die Waffen zurück und der Kampf war vorläufig beendet.

Obschon mein Vater von Einquartierung befreit war, so hatten wir doch den Doctor ins Quartier genommen. Mr. Damazatte war ein gutmüthiger Mensch, der keinem etwas zu Leide that, höchstens wenn er jede Krankheit mit Chinin curieren wollte. Eines Tages erhielt er Besuch: ein Jugendfreund, der in Celle stand, kam herüber. Beide hatten sich seit sehr langer Zeit nicht gesehen. Sie freueten sich wie die Kinder und suchten ihre Freude durch eine Flasche nach der anderen zu beleben. Als sie um Mitternacht voll des süßen Weines, rannten sie hinaus und machten allerlei Unfug auf den Straßen, zerschlugen Läden und Fenster, rissen einen Sägeblock um und einen Pfahl: 'Hier zahlt man Weggeld' u. dgl. Nachdem sie ihren Muthwillen gebüßt, geriethen sie in Streit, holten ihre Pistolen und wollten sich schießen. Da wurde mein Vater aus dem Bette geholt. Er eilte auf beide zu, riß ihnen die Pistolen aus den Händen, nahm den einen unter den einen, den anderen unter den anderen Arm, trug jenen in dies, den anderen in jenes Zimmer, schloß die Thüren zu und ging ruhig zu Bette. Als die Freunde beide ihren Rausch ausgeschlafen hatten, kamen sie vor meines Vaters Bette, flehten weinend um Verzeihung, baten um Gotteswillen, nur keine Anzeige zu machen, sie wollten

ja auch allen Schaden bezahlen. Letzteres geschah, mein Vater schwieg und Alles löste sich in Wohlgefallen auf.

So ernst die Weltlage, so traurig die staatlichen Verhältnisse, so drückend fortwährend die Abgaben waren, die deutsche Gemüthlichkeit feierte doch nicht länger und wußte sich endlich wieder geltend zu machen. Es entstanden Thee- und Kaffeegesellschaften, Kränzchen mit Musik und Tanz, Abendessen, Trinkgelage und Spielclubbs, und es ging nach und nach wieder recht lustig zu, freilich mit einem starken Anfluge französischer Leichtfertigkeit. Wie man dachte und fühlte, sprach sich in allen Vergnügungen aus: bonne mine à mauvais jeu wurde der leitende Grundsatz. Damit stimmten denn auch die Gesellschaftslieder, welche man zu singen pflegte, wenn man lustig wurde:

Es kann ja nicht immer so bleiben
hier unter dem wechselnden Mond —
Freut euch des Lebens,
weil noch das Lämpchen glüht! —
Wir sind die Könige der Welt! —
Dem Teufel verschreib' ich mich nicht,
das wär' wider Gewissen und Pflicht —
Hört zu, ich will euch Weisheit singen! —
Schön wie Florens Grazien,
wie die Rose,
ist mein schlankes Mädchen schön,
jung und lose! —
Als ich noch im Flügelkleide
in die Mädchenschule ging —
Es hat die Schöpferin der Liebe
zur Lust die Mädchen aufgestellt —

Selten hörte man Abends im Freien noch bei der Arbeit oder in den Spinnstuben ein wehmüthiges Lied:

Noch einmal, Robert, eh' wir scheiden —

Hier ruhst du, Karl, hier werd' ich ruh'n
mit dir in Einem Grabe! —
Willkommen, o seliger Abend! —
Guter Mond, du gehst so stille! —
Weine nicht, es ist vergebens! —

Unsere Wäscherinnen pflegten gewöhnlich schon früh Morgens anzustimmen:

Laßt euch einmal einen Spaß erzählen! —
In des Waldes tiefsten Gründen! —
Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten —

Die meisten dieser Melodien sangen wir den Alten nach, wußten freilich oft vom Texte nur selten mehr als die erste Strophe. Dagegen sangen wir bei unseren Spielen und Märschen:

Ein freies Leben führen wir —
Wol auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd! —
Frisch auf, zum fröhlichen Jagen! —

Alle diese Lieder stammten aus einer früheren Zeit, waren aber recht zeitgemäß geworden; dagegen waren neue entstanden, die der Gefühlsrichtung der Gegenwart noch mehr entsprachen und deshalb in anständigen Gesellschaften beliebt waren und oft und gern gesungen wurden. So die beiden Lieder:

Die Welt ist nichts als ein Orchester —
Freunde, laßt uns nicht so thöricht sein,
das Leben im Galopp hindurch zu fliegen.

Solchen Liedern konnte keine Censur etwas anhaben, noch weniger aber jenen Liedern, welche 'Gedruckt in diesem Jahr' zu den Drehorgeln gesungen wurden:

Unter den Akazien
Wandeln gern die Grazien —
Ik bin ein Franzose, Mesdames —

Ich lieb das Incognito:
hat man in dem Kopf kein Stroh,
kann man Vieles sehen.
(Jede Strophe schloß mit dem wiederholten: Aber nur incognito!)

Solche Leichtfertigkeit ward damals gedichtet und gesungen und fand ein eben so dankbares Publicum wie der blühendste Unsinn:

Unser alter Stabsverwalter
trägt einen grauen Rock,
eine Pudelmütze,
ob sie auch was nütze,
schlägt die Nachtigall
widewum,
schlägt die Nachtigall.

Eine schönere Erinnerung ist es für mich, wenn die Schüler ihren Neujahrsumgang hielten. Sie sangen jedem Hauswirth und Hausgenossen ein Lied und bekamen dann in die eine Büchse eine Gabe für den Rector, in die andere eine für sich. Bei uns mußten sie sich einfinden, wenn wir uns eben zu Tische gesetzt hatten, und jedesmal singen meines Vaters beide Lieblingslieder:

Gesund und frohes Muthes
genießen wir des Gutes
das uns der große Vater schenkt —
Hoffnung, Hoffnung, immer grün!

So war denn das Jahr 1809 herangekommen. Die gesellige Fröhlichkeit verstummte allmählich, die Tagesbegebenheiten beschäftigten wieder alle Gemüther. In unserm Hause wurde wieder viel politisiert, ich mußte die Zeitungen vorlesen und auf der Landkarte den Kriegsschauplatz aufsuchen. Der Krieg in Spanien gewann immer größere Bedeutung; der Name Saragossa erfüllte uns mit Begeisterung; aber mit Wehmuth vernahmen wir, daß auf der Halbinsel Deutsche gegen Deutsche

fechten mußten. Die Truppen des Rheinbundes wurden durch die ganze Welt geschickt, jetzt auch nach Spanien, und dort focht unter den Engländern die deutsche Legion gegen die Franzosen. Der Marsch nach Spanien galt für den sicheren Weg ins offene Grab. Wie viele Westfalen gingen hin, wie wenige kehrten heim. Ein Bauerjunge nahm sich ein Taschentuch voll Erde mit, um noch eine Nacht auf dem Boden seiner Heimat zu schlafen. Manche Mutter starb vor Gram über den Verlust ihres Sohnes, manche Braut vertrauerte ihr Leben. Herzzerreißend war der Gesang, wenn die Soldaten beim Ausmarsch anstimmten:

Ach du Deutschland, ich muß marschieren,
ach du Deutschland, lebe wohl!

In Süddeutschland war der Krieg in vollem Gange. Alle Gemüther waren aufgeregt, jedes hoffte, endlich würde Napoleon erliegen. In Hessen brach ein Aufstand aus unter Dörnberg, und etwas später zog Schill mit seiner Schaar heran und beunruhigte Sachsen und Westfalen. Alles scheiterte. Anfangs Mai fanden Dörnbergsche Flüchtlinge in unserm Hause einen Zufluchtsort. Später brachte man durch unsere Nachbarschaft Schillsche Officiere, die in Braunschweig erschossen wurden. Wir Kinder waren begeistert für Schill; wir kannten ihn schon aus dem letzten unglücklichen Kriege, wir waren betrübt und zugleich empört, daß ein so tapferer Soldat und entschiedener Franzosenfeind ein so schreckliches Ende nehmen mußte. Noch lange nachher lebte er in ehrendem Andenken fort, in mancher Bauernstube war sein Bild an der Thür zu sehen.

Aller Augen waren nach Süddeutschland gerichtet, immer noch hegten die Vaterlandsfreunde einige Hoffnung. Mit Begier wurde der Hamburger Correspondent gelesen. Da die

Botenpost nur zweimal nach Gifhorn ging, so wurde oft Geld zusammengeschossen, um ihn durch einen eigenen Boten holen zu lassen. Wir Kinder hörten viel vom Kriegsschauplatze und wollten durchaus, daß der deutsche Kaiser den Sieg davon trage über den neuen Franzosenkaiser. Wir hatten damals neue graue Jacken bekommen; bei unserm Soldatenspiel wendeten wir sie um und schrieben mit Röthel ein großes F. II. (Franz der Zweite) darauf, obschon der deutsche Kaiser schon längst nur noch ein österreichischer war und sich F. I. schrieb. Welch ein Jubel, als die erste Siegesnachricht eintraf! Erzherzog Karl ward der Held des Tages — Aspern und Eßlingen, Jubel und Freudenthränen überall! Aber unsere Freude wurde bald getrübt: das Kriegesglück wendete sich, Napoleon ging auch aus diesem Kampfe als Sieger hervor.

Noch Einmal blinkte ein Schimmer von Hoffnung an unserem Himmel. Der geschworene Feind Napoleons, der seines Landes beraubte Herzog Friedrich Wilhelm, damals meist Braunschweig-Öls genannt, machte einen kühnen Streifzug durch halb Deutschland und so durch sein väterliches Erbe. Er traf den 31. Juli in Braunschweig ein. Wir hatten mit Angst und Beben die Kunde vernommen. Den 1. August kam es bei Ölper zum Treffen mit seinen Gegnern. Des Abends gingen wir ins Freie, hielten das Ohr an den Erdboden gelehnt und hörten deutlich jeden Kanonenschuß und das Rottenfeuer. Des anderen Tages kam die Kunde, daß sich der Herzog durch eine bedeutende Uebermacht von Feinden siegreich durchgeschlagen habe. Lange Zeit noch sprach man von dem abenteuerlichen Zuge des Herzogs und seinen schwarzen Husaren mit dem Todtenkopfe. In vieler Händen war sein Bildniß. Mein Vetter Theodor malte es auf Elfenbein, das nachher

mein Vater fassen ließ und so einem Freunde schenkte. Aus dem nahen Braunschweig erfuhren wir Alles genau, was sich dort während der Anwesenheit des Herzogs begeben hatte, was und mit wem der unglückliche Fürstensohn gesprochen, nichts aber wurde öfter wiederholt, als daß dort wirklich Brüder gegen Brüder gefochten. Der Herzog hatte sich schon längst eingeschifft, lebte aber in unserem Andenken noch fort. Bei unseren Soldatenspielen trugen wir Papiermützen mit gemalten Todtenköpfen.

Der Friede war abgeschlossen, Napoleon abermals Sieger, nur in Tirol dauerte der Kampf noch fort. Wir hörten viel vom Sandwirth Hofer, sahen ihn auch auf den Bilderbogen, aber diese letzte muthige Auflehnung gegen die Franzosenherrschaft war endlich auch gebrochen. Es schien, als ob ganz Deutschland französisch werden sollte, als wir in das neue Jahr 1810 eintraten.

Schon im Januar ward Alt-Hannover mit Westfalen vereinigt und im Herbste auch das Schicksal Fallerslebens entschieden: es bildete von nun an einen eigenen Canton des Okerdepartements. Mein Vater wurde am 1. October Canton-Maire, mein Bruder Mairie-Secretär (11. November). Beide Stellungen waren nur bedeutend durch die Ehre und die Gelegenheit, amtlich viel Schlimmes abzuwenden und viel Gutes zu veranlassen und zu fördern, wie denn mein Vater auch, eingedenk dieses schönen Berufs, sich später in einem Briefe an seinen Schwager (11. Mai 1811) darüber ausspricht: 'Ist das Glück des Einkommens gleich nicht groß, so ist es der Bereich der Macht und die Leichtigkeit, Gutes zu wirken, desto mehr, und Du weißt, wie viel Sinn und Liebe ich für diesen schönen Zweck unseres Daseins habe. Ich werde deshalb auch

nicht eher ruhen, bis ich die Spanne meines Lebens der Nachwelt mit meinem Namen bezeichnet habe.' Der Gehalt war gering. Mein Bruder scherzte über den seinigen in einem Briefe an unsern Oheim Wolf: 'und habe einen Gehalt von 100,000 baaren Centimen; als ein großer Rechenmeister wirst Du dieses wol auf Pistolen reducieren können.' Die frisch geschlagenen Centimen kamen in Rollen an, und da es noch keine gangbare Münze war, so erhielten wir meist die kupfernen, die uns dann, weil wir weiter nichts damit anzufangen wußten, zum Spielen dienten.

Plötzlich war nun Alles anders geworden. Das öffentliche Politisieren hörte auf. Von Braunschweig wußten wir, wie gefährlich es war und werden konnte. Mancher büßte für eine unbefangene Äußerung in den Gefängnissen zu Cassel. Die geheime Polizei nämlich, diese saubere Napoleonische Einrichtung, war auch in Westfalen eingerichtet und zählte mehr Eingeborene als Fremde unter ihren Helfern und Helfershelfern — ewige Schmach für den deutschen Namen! Der westfälische Moniteur, die einzige westfälische Zeitung, halb französisch, halb deutsch, ging von der Regierung aus; alle Bücher, Zeitungen, Zeitschriften, Flugblätter und Anzeigen standen unter der strengsten Censur. Fremde Zeitungen waren zu theuer und durften sich ebenfalls nicht frei äußern. Der Hamburger Correspondent hatte für uns aufgehört. Die Leute sagten, ich hätte ihn todtgeschossen. Das hing so zusammen. Mein Vater war des Abends von der Jagd gekommen. Er hatte seine Doppelflinte wie gewöhnlich in die Ecke eines Nebenzimmers gestellt. Den Sonntagmorgen ganz zeitig gehe ich in dies Zimmer, die Flinte steht auf dem Kopfe, das stört mich nicht weiter, ich nehme sie auf die Schulter und mache allerlei

Übungen damit. Endlich bemerke ich, daß das Schloß schadhaft ist. Ich will die Sache näher untersuchen und halte den Lauf gegen die Klappe eines Schreibschrankes, worin der Hamburger Correspondent sorgfältig von mir gesammelt aufbewahrt wurde. Die Flinte geht los. Auf den Knall eilt mein Vater herbei und hält ein strenges Kriegsgericht. Als man näher untersuchte, fand sich, daß der ganze Schrotschuß in den Correspondenten gegangen war und ihn pulverisiert hatte. Um die Zeit war nun Hamburg französisch geworden, der Correspondent mußte eine bedeutende Stempelsteuer bezahlen, das war den Fallerslebern zu theuer und niemand hielt ihn mehr.

Geheime Polizei und Censur hatte bis jetzt keiner bei uns eigentlich gekannt, jetzt lernten wir sie in ihrer ganzen Bedeutung kennen: beide waren die besten Mittel zur gänzlichen Unterdrückung der Wahrheit und jeder vaterländischen und freisinnigen Regung. Die geheime Polizei verbreitete Furcht und Schrecken in allen Kreisen der Gesellschaft und brachte jene trübe Stimmung hervor, die sich auch im Jahre 1819 bei den Demagogenuntersuchungen ebenfalls aller Gemüther bemächtigte. Doch blieb es nicht bei dem geistigen Drucke und der geistigen Bevormundung. Die Continentalsperre hemmte allen Handel und Verkehr und vertheuerte eine Menge Lebensbedürfnisse, an die man sich in unseren Gegenden seit mehr als hundert Jahren gewöhnt hatte. Alles das traf jedoch mehr die Gebildeten, Wohlhabenden und Vornehmen. Zwei Dinge aber erstreckten sich über das ganze Volk: die unbarmherzige Conscription und die fast unerschwinglichen Abgaben. Wer die althannoversche Soldatenaushebung kannte, mußte das jetzige Conscriptionssystem grausam finden, und es war es auch, nur wenige Fälle konnten davon befreien. Mein Vater half auch hier wo er nur helfen

konnte; er hat mancher Familie ihre Stütze, mancher kranken Mutter ihren einzigen Trost auf Erden gerettet. Aber oft reichte auch seine Fürsprache nicht aus und nebenbei mußte er noch die ärgsten Vorwürfe des Unterpräfecten sich gefallen lassen. Ebenso drückend waren die Abgaben. Gegen ihre Vertheilung wäre weniger einzuwenden gewesen, aber sie waren zu hoch und zu mannigfaltig und wurden mit unerbittlicher Strenge eingetrieben. Im Einzelnen war da wenig zu helfen. Als aber eine Gegend unseres Cantons abhagelte, sorgte mein Vater dafür, daß sie nicht allein Einsaat erhielten, sondern auch auf Jahre abgabenfrei waren.

Das waren die Hauptschattenseiten der westfälischen Regierung, und darum glaubte man, es müsse als Wohlthat betrachtet werden, wenn man dem Volke, als es wieder hannoverisch geworden, alles Alte, was es einst hatte, so schnell als möglich wiedergäbe. Und das geschah. So wurde denn von der neuen Junker- und Zopfregierung vieles Gute beseitigt, was alle vernünftigen Vaterlandsfreunde für heilsam und nothwendig hielten und halten.

Das junge Königreich Westfalen hatte Gleichheit vor dem Gesetz, mündliches und öffentliches Gerichtsverfahren, Schwurgerichte, allgemeine Conscriptions- und Steuerpflichtigkeit, freie Ausübung des Gottesdienstes der verschiedenen Religionsgesellschaften, gleiche Berechtigung zu öffentlichen Aemtern, Trennung der Justiz und Verwaltung, und hatte — keine Hörigkeit, keine Frohnden und Zehnten, keine Privilegien und keinen Adel. Bürger und Bauern hatten das Schlechte schnell kennen gelernt, aber das Gute noch viel schneller. Sie wußten, daß sie sich überall einer anständigen Begegnung von Seiten der Behörden zu versehen hatten, daß ihre Klagen und Beschwerden

gehört werden mußten, daß ihre Prozesse schnell und billig entschieden wurden, daß sie mit einem weiland bevorrechteten Stande in gleichen Rechten und Verpflichtungen standen. So lernten sie allmählich ihre Würde als Menschen fühlen und ihre Stellung als Staatsbürger begreifen. Die hannoversche Junker- und Beamtenherrschaft war verschwunden mitsamt ihren langstieligen, groben, halblateinischen und eben deshalb unverständlichen Erlassen, ihren Bütteln und Hundelöchern, ihren Schandpfählen, Folterkammern, Galgen und Rad. In den amtlichen Schreiben gab es keine Abstufungen vom Edelgeborenen Schneider und Schuster bis zum Hochgeborenen Grafen. Alles wurde mit 'mein Herr' abgemacht. Der Commune-Maire von Barnsdorf schrieb an seinen ehemaligen Amtmann nie anders als: 'Mein Herr Generalpächter!'

Seit dem Beginne des Jahres 1811 schien die Umgestaltung der Dinge bei uns immer festeren Fuß zu fassen. Trotzdem war kein rechter Glaube daran im Volke. Als der große prachtvolle Comet im Frühjahr sich blicken ließ, da war mancher erfüllt von Angst und Schrecken und prophezeihte einen blutigen gräuelvollen Krieg, dem der Umsturz alles Bestehenden folgte.

Wir Kinder freuten uns jeden Abend an seinem herrlichen Glanzlicht und sahen in ihm mehr den Verkünder eines warmen Sommers, der uns lange heitere Tage für unsere Spiele brächte. Auch die jungen Bürger waren nicht weiter ängstlich, sie dachten vielmehr ernstlich daran, sich ein Vergnügen zu bereiten, das ihre Väter und Brüder lange genug hatten entbehren müssen: sie beschlossen das große Fallersleber Nationalfest, das Freischießen zu feiern. Wochenlang wurden die Vorbereitungen dazu gemacht, bis es denn endlich,

nachdem mein Vater die Erlaubniß dazu erwirkt hatte, ins Leben trat.

Mein Bruder schrieb darüber am 22. Juni an unsere Tante in Havelberg: 'Was meinst Du, dieses Jahr zum ersten Male nach 9 Jahren haben wir unser solennes Scheibenschießen wieder gehalten. Der Vater war General en chef des Corps, Bäcker Bartram Major zu Pferde, Tischler Bartram Capitän, und ich trug die Fahne. Unser junges Schützencorps bestand aus 36 Mann, wir Officiere hatten blaue Schärpen, blaue Federbüsche mit Gelb, und blaue Cocarden mit Weiß, die Gemeinen bloß blaue Federbüsche. Der ganze Zug war über 200 Mann stark, und jeder Fremde hat sich über die Ordnung und Feierlichkeit gefreut.'

Die Fahne hatte mein Vater der Schützengesellschaft geschenkt: sie war von blauer Seide mit einem gelben Adler. Das unschuldige Ding wurde als ein Zeichen französischer Knechtschaft vom jüngsten Sohne des Amtmann Frank zur Zeit, als es wieder sicher war, ein Patriot zu sein, öffentlich auf dem Markte verbrannt, während früher doch niemand daran dachte, es ähnlich zu machen mit einer alten Fallersleber Fahne, an der freilich nur noch einige Fetzen hingen, aber alte Sagen von Fallersleber Tapferkeit in den Zeiten der legitimen Herrschaft, im Gegentheil, diese alte Fahne mußte ich im Zuge tragen und trug sie mit Stolz, trotzdem mich meine Gespielen den 'Katerfähndrich' hießen.

Um diese Zeit fühlte mein Vater eine unaussprechliche Sehnsucht nach seinem jüngsten Bruder, seit 1807 Pfarrer zu Mühlhausen im Waldeckschen. Die beiden Brüder hatten sich seit 15 Jahren nicht gesehen. Mein Vater beschloß eine Reise dahin, woran meine Mutter, meine älteste Schwester und ich

theilnahmen. Ich freute mich gar sehr darauf und zeichnete mir eine Landkarte mit allen den Orten, die wir berühren mußten. Wir reisten mit eigenem Wagen und Pferden. In Göttingen erkrankte unser eine Pferd und starb. Wir wurden dadurch einige Tage aufgehalten. Der damalige Studiosus Reinwald, nachher Regierungsrath in Birkenfeld, nahm sich unser auf das Freundlichste an und führte uns zu allen öffentlichen Anstalten und Merkwürdigkeiten der Universität. Wir sahen den botanischen Garten, die Bibliothek, das Museum u. dergl. Die Bibliothek war eben damals durch den historischen Saal, den ganzen oberen Raum einer alten Kirche erweitert. Solche Menge Bücher hatte ich noch nie gesehen. In einem Saale hing das lebensgroße Bild des Königs von Westfalen. Noch anziehender war für mich eine Sitzung des Tribunalgerichts. Hier sah ich zuerst das öffentliche und mündliche Verfahren. Es wurde eben ein merkwürdiger Fall verhandelt. Ein Canton-Maire hatte mehrere Bürger verklagt, weil sie sich unterstanden ihm ein Vivat zu bringen, was nach seiner Ansicht auf solche Weise geschehen sei, daß er sich dadurch nur beleidigt fühlen könne. Der Anwalt der Verklagten sprach vortrefflich und es gab viel Gelächter über diese Ehrenbezeigung, die denn auch allerdings wol ein Pereat hatte sein sollen.

In Cassel fanden wir viel Leben und Alles was eine Stadt zur Residenz macht: Lakaien, Beamte und Soldaten. Den letzteren schenkte ich besondere Aufmerksamkeit; sie waren nach meiner Ansicht die schönsten, die man bis dahin gesehen hatte: geschmackvoll und zweckmäßig gekleidet, vortrefflich eingeübt, und leicht, frisch und munter in ihren Bewegungen. Ich stahl mich weg von Vater und Mutter und trieb mich stundenlang auf den öffentlichen Plätzen umher, wo es immer etwas

zu sehen und zu hören gab. So lustig die Musik klang, so schrecklich tönte das Kettengeklirre der Gefangenen, welche die Straßen reinigen mußten; es waren viele politische Verbrecher darunter, die erst zwei Jahre später ihre Erlösung fanden. Nach einigen Tagen verließen wir Cassel.

Eines Morgens in aller Frühe trafen wir in Mühlhausen ein. Mein Vater hatte sich seinen Amtshut tief ins Gesicht gedrückt. Der Oheim kam an den Wagen, sehr verlegen, er glaubte, ein französischer Commissär wolle Conscribierte holen. 'Kennst Du mich nicht, August?' rief die Mutter. Es war eine rührende Ueberraschung. Wir blieben mehrere Tage bei dem guten Oheim, der nun seinerseits Alles aufbot, uns für den weiten Weg zu belohnen. Eines Tages besuchten wir das Arolser Schloß. Als wir schon die innere Treppe hinaufgegangen waren, kam unten der Fürst vorbei. Mein Oheim eilte die letzten Stufen wieder hinab und stellte die Mutter vor. Vater und ich blieben oben. Ich war gar nicht weiter bewegt von dieser hohen Bewillkommnung. Ich fragte meinen Oheim: 'Wie groß ist denn das waldeckische Land?' 'Dreiundzwanzig Quadratmeilen', war die Antwort. 'Nun, meinte ich, da lohnt es sich ja gar nicht einmal ein Fürst zu sein.' Diese unüberlegte Äußerung wurde mir nie verziehen.

Auf dem Rückwege hatten wir in Cassel einen unangenehmen Auftritt. Meiner Mutter waren zu Haus viele Briefe an Soldaten von ihren armen Eltern und Verwandten eingehändigt worden. Jetzt wußte sie nicht, was damit machen. Der Vater saß in der Gaststube am Tische neben einem unbekannten Manne, der sich mit ihm in ein Gespräch eingelassen. Die Mutter überreichte dem Vater die Briefe. 'Ach, sagte dieser, was geht's mich an!' und warf das ganze Paket auf

den Tisch. Sofort nahm der Fremde sie in Beschlag. 'Halt! mein Herr, was soll das?' entgegnete mein Vater. Jener aber bemerkte, daß er ein Recht darauf habe, holte ein Papier aus der Tasche und rechtfertigte sich: der Mann gehörte zur geheimen Polizei. Beide gingen zum Minister des Innern, und ich glaube, die Folge davon war, daß auch späterhin die Mitnahme von dergleichen Briefen nicht mehr verpönt war.

Die Geschichte hatte einen so bösen Eindruck auf mich gemacht, daß ich von dieser Zeit an einen unauslöschlichen Haß gegen jede geheime Polizei behalten habe. Mein Vater war auch in seiner Stellung verdammt, eine gewisse geheime Polizei auszuüben, aber daß er dadurch jemanden in Unannehmlichkeiten oder gar ins Unglück hätte bringen können, gehörte nach meiner Ansicht zu den Unmöglichkeiten. Als der von Napoleon abgesetzte westfälische Finanzminister von Bülow*) sich auf sein Gut in unserm Canton zurückzog, war er unter meines Vaters polizeiliche Aufsicht (surveillance) gestellt. Aber ich weiß es noch wie heute, daß der Exminister und der Canton-Maire in dem traulichsten Verkehre standen, sich oft sahen, besonders in den Jahren 12 und 13, wenn Bülow nach Wolfsburg fuhr, und ich bin fest überzeugt, daß beide Dinge sprachen, wofür jeder, wenn einer den andern verrathen hätte, auf die Festung spazieren mußte.

Nach meiner Rückkehr besuchte ich wieder die Bürgerschule, welcher seit 1809 der Rector F. zum Berge, mein nachheriger Schwager und später Schwiegervater, vorstand. Es wurde wenig gelernt, weil nur wenig gelehrt werden konnte: Religion

---

*) S. Nekrolog der Deutschen 1825. S. 871—890. Er war zu Essenrode geboren den 14. Juli 1774 und starb den 11. August 1825.

nach dem hannoverschen Katechismus, biblische und Reformationsgeschichte, etwas Erdkunde — an der Wand hingen auf Pappe geklebt die beiden Halbkugeln der Erde —, Auswendiglernen von Gesangbuchversen, Bibelstellen und Gedichten zum Declamieren, Rechnen und Schreiben. Viele Eltern meinten, das genüge auch, da ja doch jeder Soldat werden müsse und zu einem Staatsamte keine gelehrte Bildung, höchstens nur noch Französisch erforderlich sei. Mein Vater dachte nicht so, er wünschte daß ich viel lernte und ließ mir durch den Rector Privatstunden geben. Das Französische, welches ich schon früher begonnen, setzte ich fort und das Lateinische fing ich mit großem Eifer an. In letzterem konnte ich es aber nicht weit mehr bringen, ich hatte bis zu meinem Abgange nur 40 Stunden darin gehabt.

Ich war in diesem halben Jahre recht fleißig: ich lernte den ganzen hannoverschen Katechismus mit allen seinen Bibelstellen und Gesangbuchversen auswendig, las viel in der Bibel, schrieb viel Gedichte ab, um sie öffentlich herzusagen. Außer den Schulstunden besuchte ich regelmäßig den Confirmandenunterricht. Am grünen Donnerstage (26. März) wurde ich confirmiert. Es war mir zu Muthe als ob ich ein ganzes Leben abgeschlossen hätte und ein neues beginnen müßte. Am Nachmittage spazierten wir Confirmanden zusammen ins Freie und nahmen dann Abschied von einander. Die meisten sahen sich im Leben nie wieder.

Am 7. April geleitete mich mein Bruder nach Helmstedt. Herr Hofrath Wiedeburg empfing uns sehr freundlich, wir speisten bei ihm zu Mittag und nachdem Wohnung und Kost für mich ausgemacht war, reiste mein Bruder wieder heim.

Die erste Zeit war für mich eine sehr traurige: gleich nach der Abreise meines Bruders bekam ich ein heftiges Heimweh. Daneben wirkte sehr niederschlagend, daß ich, der größte von allen und auch einer der ältesten, in der untersten Classe als der dritte von unten zu sitzen kam.

Der Hofrath war ein sehr guter und gelehrter Mann*), ein braver Hausvater, aber ein schwacher Director, der bei dem besten Willen weder in Bezug auf Lehrer noch auf Schüler das durchzusetzen vermochte was eigentlich zum Gedeihen der Anstalt nothwendig war. Die Stunden fielen oft aus oder wurden mit anderen Lehrgegenständen ausgefüllt, auch war nicht immer die rechte Gründlichkeit im Unterrichtertheilen noch die gehörige Aufsicht über die Schüler vorhanden. Wer übrigens lernen wollte, hatte Gelegenheit genug und fand auch bei einigen Lehrern Ermunterung, guten Rath und Nachhülfe.

Wir Kostgänger konnten uns über Zwang durchaus nicht beklagen. Der Hofrath hatte keine Zeit, sich viel um uns zu bekümmern, und hätte er auch eine stete strenge Aufsicht führen wollen, er würde nur selten erfolgreich gewirkt haben. Sein Äußeres war durchaus nicht dazu angethan, sich Ansehn zu verschaffen und Liebe und Gehorsam zu gewinnen; schon die Vernachlässigung in seinem Anzuge konnte einen abschrecken, sein unbeholfenes Wesen erregte mitunter bei uns ein verstohlenes Lachen. Er sah aus wie ein Mann, der mehr in der Stube

---

*) Friedrich August Wiedeburg, geb. zu Querum 1751, † 13. Aug. 1815. Kunhardt's Urtheil in Seebode's Archiv 1. Jahrg. S. 47 sagt dasselbe: Erat profecto Wiedeburgius integerrimae probitatis et antiquae fidei vir, liberalis, humanus, pietatis plenus atque modestus, idemque linguarum veterum et universae antiquitatis haud mediocri instructus scientia.

unter Büchern als im lebendigen Verkehre mit allerlei Menschen gelebt hatte, ohne Lebensfrische, ohne Fähigkeit, die Wünsche und Bedürfnisse der Jugend zu erkennen und zum Guten zu leiten. Seine beiden Töchter sahen wir nur bei Tische. Die älteste schien anspruchslos und sehr gutmüthig, sie stand dem Hauswesen vor, hatte aber eine dunkele Ahndung vom Sparen. Die jüngste, die einst als schöne Jungfrau Göthe'n, als er mit F. A. Wolf Göttingen besuchte, einen Lorbeerkranz auf's Haupt setzte, war sehr zart und nervenschwach, fein gebildet, aber nicht beliebt bei uns, weil sie zu spitz und verletzend in ihren Bemerkungen war und als Tochter des Directors und Braut des Dr. Bollmann sich uns gegenüber gar zu sehr fühlte.

Das Essen ließ viel zu wünschen übrig; wir konnten wol darüber klagen, während sich über unser Zuspätkommen und unsern Appetit nie klagen ließ. Die in allen Pensionaten vorkommenden Geschichten fehlten auch bei uns nicht: hatte man zu viel Brot, so bat man sich noch etwas Butter aus; behielt man dann von dieser Butter etwas übrig, so bat man wieder um etwas Brot. Wir gehörten noch ehe die Mäßigkeitsvereine aufkamen schon zu denselben, den Magen haben wir uns so viel ich mich erinnere nie verdorben.

Nach und nach hatte ich mich an die Menschen, an die Schule und ihre Arbeiten, an Essen und Trinken und Alles gewöhnt.

Von den Lehrern lernte ich zunächst nur den Dr. Wolff kennen.*) Er ward mein Liebling und blieb es auch. Er stand in der Blüthe seines Lebens, erst 23 Jahre alt, mehr

*) Justus Wolff, geb. zu Königslutter den 11. Januar 1789, starb zu Hamburg den 8. April 1844 als Pastor zu St. Katharinen.

noch Jüngling als Mann, von schlankem, eher zartem als kräftigem Körperbau, ein Gesicht mit lebhaften Augen und freundlichem, zutrauenerweckendem Ausdruck unter einem reichen Lockenschmucke, lebendig in seinem ganzen Wesen, dabei immer nett und geschmackvoll in seinem Anzuge, eine liebliche, einnehmende Erscheinung, die mehr an einen fein gebildeten Hofmann erinnerte als an einen Schulmeister der letzten Classe eines Pädagogiums. Er war als Lehrer streng, entschieden, rücksichtslos, mitunter leidenschaftlich erregt, und wußte mit seiner wunderbaren Sprachgewandtheit, gehoben durch ein liebliches Organ, uns in seinen Geschichtsvorträgen zu begeistern und selbst die trockensten Dinge, die grammatische Formenlehre uns genießbar zu machen. Wie er vom Ehrgeize, sich auszuzeichnen, beseelt, wurden auch wir es, ich wenigstens. Ich war so fleißig, daß ich bald meine Mitschüler überholte: nach der ersten Versetzung wurde ich der Dritte in Tertia, nach der darauf folgenden schon der erste, und nach einem halben Jahre wurde ich nach Secunda versetzt.

In dieser Zeit erwachte zuerst der Drang mich poetisch auszusprechen. Im November 1827 versuchte ich, der Zwecklosen Gesellschaft in Breslau darzustellen: 'Wie ich ein Dichter ward'. Ich stand damals jener Zeit um 34 Jahre näher als heute, und darum will ich aus meinem damaligen Vortrage hier Einiges einschieben.

Der Sinn für Poesie zeigt sich bei einzelnen Menschen wie bei allen Völkern schon in der dunkelsten Kindheit; er ist wie jeder Sinn für das Schöne ein rein ursprünglicher, er kann eben so gut geweckt, belebt und ausgebildet werden als gehemmt, unterdrückt und vertilgt. Da ich aber nur von diesem Sinne hier rede, insofern er selbst *schafft*, so mag es

genügen, aus meinem Jugendleben zu erzählen, damit sich jeder, wie ich es selber muß, erkläre, wie sich dies eigne Schaffen zum Empfangen verhalte, weil doch einmal das erste durch dies letzte nicht allein bedingt wird, sondern genau damit verwachsen ist, wie Ursache mit Wirkung.

Bei den Griechen war die Erinnerung (Mnemosyne) die Mutter der Musen, bei mir ward es die Sehnsucht.

Am grünen Donnerstage (26. März) 1812 wurde ich in der Fallersleber Kirche confirmiert, acht Tage später, am 2. April feierte ich meinen Geburtstag, und am 7. April reiste ich in Begleitung meines Bruders nach Helmstedt. So lange mein Bruder auf dem Wagen neben mir saß, so lange er in Helmstedt sich aufhielt, so lange ich ihn sah, ihn hörte, schien ich noch Alles zu haben was ich hatte, Eltern, Geschwister, Jugendfreunde, Heimat und Alles; wie er aber an der Nordseite Helmstedts Abschied von mir nahm und dann der Wagen allmählich aus meinen Blicken entschwand — da schreckte ich auf, bebte und weinte bitterlich, und es war mir, als ob das Liebste in der Welt, was ich vor einigen Tagen verloren hatte, jetzt auf einmal in einem Sarge niedergesenkt würde und ich stände da und hörte den ersten dumpfen Schaufelwurf, womit der Todtengräber den Sarg zu verscharren beginnt.

Wie die Wehmuth selbst, bang und schüchtern kehrte ich in meine Wohnung zurück. Bei jeder Frage an mich, welche die Neugierde so gerne thut, konnte ich nur mit Thränen antworten. Mein Zustand verschlimmerte sich von Tage zu Tage, mein Heimweh schien unheilbar zu werden. Ja, der Anblick eines Bauernhutes und Rockes aus unserer Gegend stimmte mich zum Weinen. Sobald mir aber die fremden Gesichter heimischer wurden, sobald sich von Seiten meiner Lehrer so viel

Liebe und Wohlwollen zeigte, und die Regelmäßigkeit des Schulunterrichts mich zu einer regelmäßigen Arbeit auf meinem Zimmer und zu körperlicher Zerstreuung nöthigte, da verwandelte sich mein Heimweh in Wehmuth und Sehnsucht, ich suchte das Verlorene überall; aber kein Frühling mit seinen Blüthenbäumen, seinen Nachtigallen, kein Lehrer mit seiner Theilnahme, kein Freund mit seiner Tröstung konnte es mir wiedergeben. Einsam irrte ich gern auf den öden Sandhügeln, die an der nördlichen Seite Helmstedts sich bis an die hannoversche Grenze erstrecken, weil ich doch da etwas näher meiner Heimat war; und wenn ich mich genug an den Heideblumen gefreut und dem Zuge der Wolken nachgesehen hatte, kehrte ich wehmüthig zurück. Eines Tages aber war mein Herz so voll Erinnerung, so wunderlich bewegt, und als ich nun einen Raben vor mir auffliegen sah an einer grün bewachsenen Stelle, wo Reisig zu Wellen (Wasen) gebunden lag, da fand ich die Wünschelruthe, auf deren Schlag jedesmal die goldene Jugendzeit mit allen ihren Zaubern sich mir offenbaren sollte. Diese Wünschelruthe war die Dichtung. Ich fing an zu reimen:

Dort wo fliegt der schwarze Rabe
Neben langen Wasen,
Ruht auf grünem Rasen
Ein lockigter schöner Knabe.

Mit einer unaussprechlichen Freude kehrte ich zurück, schrieb mein Verslein auf, und obschon ich keine Idee von Länge und Kürze hatte, fügte ich doch die bekannten Zeichen dafür hinzu. Jetzt aber fragte ich den Hofrath Wiedeburg, was denn eigentlich im Deutschen lang und kurz sei? Statt aller Antwort gab er mir Vossens Zeitmessung, und damit gut. Ich blieb dabei so klug wie zuvor, denn das Buch war

mir viel zu hoch. Ich gestand offenherzig, ich könne mich nicht darein finden, und der Herr Hofrath fand das ganz natürlich, ging in seine Bibliothek und brachte mir Moritzens Prosodie und einige ältere Versuche, das Rhythmische der deutschen Sprache auf bestimmte Regeln zurückzuführen. Nun, ich lernte wol Manches, jedoch nie was ich eigentlich wollte, nie eine Regel, wonach ich sicher gehen konnte. Moritzens ganze Art, Länge und Kürze einzig durch den Werth der Redetheile und ihre jedesmalige Stellung zu bestimmen, schien mir viel zu schwankend und verwirrte mich immer, wenn ich etwas herausgefühlt zu haben glaubte. Während ich so mich in der Theorie umsah und beinahe aufgegeben, je darüber ins Klare zu kommen, boten sich mir neue Reime dar, eben so ungerufen wie die ersten:

Fluren und Felder,
Berge und Wälder,
Sehet, wie sind sie geschmückt
Von dem der Alles beglückt!

Wenn ich mir das so ansah, so schien es mir richtig, wenn ich aber las, so kam immer statt Vōn dĕm dĕr Alles zum Vorschein: Von dém der Alles, so wie in dem früheren Versuche:

Ein lōckĭgtĕr schöner Knabe.

Es wollte also immer noch nicht gehen. Da gerieth ich endlich auf den Gedanken, ob sich die Quantität nicht aus den darin musterhaften Dichtern lernen ließe. Der Hofrath Wiedeburg gab mir nun den Salis. Das war eine Freude für mich! So ein einzelner Dichter war noch nie der Gegenstand meiner Muße gewesen. Ich las mit wahrer Andacht und las langsam, wol ein Vierteljahr hindurch nichts als Salis; ehe

ich ein neues anfing, kehrte ich gern zu den alten liebgewordenen zurück. Salis war zu sehr mein eigenes Selbst geworden, als daß ich an ein Darstellen meiner Leiden und Freuden gedacht hätte. So wie ich aber mit dem Technischen minder zu kämpfen hatte, stellte sich der Trieb zu dichten stärker ein als je vorher. Eine Streitigkeit unter meinen Mitschülern, wobei ich Antheil nahm, wurde Veranlassung, auch poetisch mein Bedauern auszudrücken:

In diesen heiligen Hallen,
Wo Eris wohnt
Und herrlich thront,
Wollt' einst Concordia wallen.

Zank und Frieden als Eris und Concordia anzubringen, machte mir vielen Spaß, noch mehr aber das Wollt' einst, wobei ich zum ersten Male die Elision und noch dazu richtig angewendet hatte.

Bald aber mißfiel mir das ganze Ding. Es ist doch nichts weiter, sprach ich zu mir selbst, als etwas mit Reimen versehen, was sich in Prosa eben so gut sagen läßt. Könnte ich doch einmal ein ganzes Gedicht und ein wirkliches zu Stande bringen! Das ward nun mein nächster, mein einziger Wunsch. Aber der Sommer ging vorüber, ohne ihn erfüllt zu sehen.

Um diese Zeit zogen mehrere französische Regimenter nach Polen und Ostpreußen der russischen Grenze zu. Wir hatten viele Durchmärsche. Daß dem russischen Reiche ein Krieg bevorstand, glaubte alle Welt. Erst Ende Juni erfuhren wir Napoleons Kriegserklärung gegen Rußland und die russische Gegenerklärung. Bei Tische wurde oft über die neuesten Zeitereignisse gesprochen. Wir lasen die Kriegsberichte der Augsburger Allgemeinen

Zeitung und standen in dem Wahne, daß die Franzosen siegreich fortschritten. Die Napoleonschen Berichte lauteten bisher nur günstig.

Der Winter hatte sich dies Jahr ungewöhnlich früh eingestellt, die Kälte hatte bald einen hohen Grad erreicht und hemmte allen Verkehr. Die Wege waren zum Theil durch Schneefall unfahrbar geworden. Trotzdem bat ich meine Eltern, mich holen zu lassen, ich wollte gar zu gerne die Ferien bei und mit ihnen zubringen. Da kam denn eines Tages unser Wagen. Den andern Morgen legte ich mich auf den Wagen in das Stroh, dicht eingepackt in Mantel und Fußsack und fuhr hinüber wie ein Lebendigbegrabener, von dem nur etwas Gesicht zu sehen war. Nach einigen Stunden hatte ich die gefährliche Winterreise glücklich vollendet. Ich trat in die große Wohnstube, es ward mir angst und bange, als ich nur die Blumen erblickte, die alle kränkelnd das Haupt hangen ließen. Da kamen hinter dem Ofen fröhlich und wohlgemuth die Meinigen hervor und der kalte Winter war vergessen.

Am zweiten Weihnachtstage war großer Ball in unserm Hause. Gegen Abend war eben der westfälische Moniteur angekommen, niemand kümmerte sich um ihn. Er lag vor mir auf dem Tische noch zusammengefaltet, ich las. Über mir rauschte die Musik, die ganze Gesellschaft war im lustigsten Tanzen. Da las ich Napoleons 29. Bülletin vom 3. December. Ich eilte hinauf in den Saal und verkündete die große Botschaft. Alles ward mit Angst und Entsetzen erfüllt, das Unglück war zu schrecklich, als daß man sich bei uns hätte freuen können. Beklommen fragte man sich: 'Was mag aus unseren Leuten geworden sein! Die armen Westfalen! Die sind gewiß auch alle verloren!' — Doch bald erholte man sich

von der Trauerbotschaft, griff das Freudige auf was für uns in diesem Ereignisse lag, jubelte dann über die Niederlage der Franzosen und tanzte lustig weiter bis an den lichten Morgen. Es war des Jammers und Elends so viel in der Welt, daß man jede Gelegenheit zur Fröhlichkeit festhielt.

Den Antritt des neuen Jahres feierte ich allein mit meinen Eltern sehr gemüthlich und heiter bei einer Bowle Punsch, meine Geschwister waren vom Amtmann eingeladen.

Nachdem ich meine vierzehntägigen Ferien daheim sehr angenehm zugebracht hatte, kehrte ich nach Helmstedt zurück. Den 4. Januar begann die Schule. Den folgenden Tag wurde ich der Erste in Secunda. Hauptlehrer dieser Classe war Dr. Bollmann, ein Mann von gediegenem Wissen, streng und gründlich im Unterrichten, meist ernst, mitunter verdrießlich, von nicht eben einnehmendem Wesen; seine Sprache war schwerfällig und ohne Wohlklang, sein Gesicht stark geröthet von übermäßigem Genusse des Weins. So dankbar wir uns fühlten für die Erfolge seines Unterrichts und so groß die Achtung für seine Tüchtigkeit war, so fühlten wir uns doch nicht recht hingezogen und sein scharfer Tadel wirkte niederschlagend und erbitternd, unsere Liebe war wie jener Jude meinte mehr eine Liebe aus Furcht als eine Liebe aus Liebe.

Mit dem neuen Jahre fing ich an ein Tagebuch zu führen. Ich zeichnete jeden Tag ein was mir merkwürdig schien. Die meisten dieser Aufzeichnungen sind ganz kurz, sie betreffen mein Verhältniß zu Lehrern und Schülern, erwähnen die Tagesereignisse, und oft auch meine augenblicklichen, oft traurigen Stimmungen.

Meinem Vater hatte ich versprochen, alle Neuigkeiten von Bedeutung zu melden. So meldete ich denn schon den 19. Ja-

nuar die Nachricht der Berliner Zeitungen, daß die Russen in Königsberg eingerückt seien.

Am 28. Januar lag ein westfälischer Officier bei uns im Quartiere, der eben aus Rußland zurückgekehrt war, der erzählte uns furchtbare Geschichten vom Kriegsschauplatze.

Den 6. März kamen die ersten französischen Cohorten durch Helmstedt, 4 Bataillone.

Den 14. April ließen mich meine Eltern nach Haus holen. Schon unterweges begegneten mir französische Vorposten. Im Orte traf ich 400 reitende Jäger vom Davoustschen Corps, das in Gifhorn sein Hauptquartier hatte. So mitten im Kriege war ich noch nie gewesen. Tag und Nacht war Alles auf den Beinen, die Pferde standen gesattelt und aufgezäumt, Wachtfeuer loderten hell empor, Vorposten waren nach allen Seiten ausgestellt. Am Donnerstag-Abend unterhielten die Soldaten ein großes Feuer auf dem Amthofe. Die Bürger in ihrer Angst brachten die Sprütze in die Nähe. Die Soldaten hieben die Schläuche entzwei. Mein Vater beschwerte sich beim Obristen, es half nichts. Wahrscheinlich war die geheime Absicht, wenn ein Überfall stattfände, wollten die Franzosen den Ort anzünden und so sich leichter retten. Hinter der Aller schwärmten die Kosacken. Am Charfreitage konnte kein Gottesdienst gehalten werden. Auf dem Amthofe trieben die Soldaten, gleichsam um das Gefühl der Gefahr nicht aufkommen zu lassen, allerlei Possenspiel, vermummten sich und hielten einen Mummenschanz. Aus Versehen wurde einer erschossen. Eine versprengte Schaar Holländer traf ein und fing an zu plündern. Weiber und Kinder kamen händeringend und jammernd und flehten um Schutz. Mein Vater eilte sofort zum Obristen und beschwerte sich nachdrücklich. Der holländische

Gardemagazin sollte erschossen werden, auf meines Vaters Fürbitte behielt er das Leben und eilte mit den Seinen davon.

Erst am Samstag vor Ostern (17. April) wurden wir von den sehr unwillkommenen Gästen erlöst. Davoust stand noch immer in Gifhorn. Mein Bruder war dort auf Befehl des Präfecten Oberaufseher der Lieferungen und Magazine. Mein Vater wollte nichts liefern und bekam mehrmals von seinem Sohne Execution. Eines Mittags sprengten zwei Jäger mit gespannten Carabinern durch die Straßen. Als sie keinen Feind gewahrten, eilten sie zurück. Es kam nun eine Schaar von etwa zwanzig Mann. Schnell mußte Brot und Vieh geliefert werden. Die Soldaten speisten unterdessen auf offener Straße. Über aufrecht stehende Tonnen wurden Bretter gelegt, der Tisch war fertig und die Malzeit folgte schnell hinterdrein. Gesättigt und befriedigt zogen sie ab mit ihren erpreßten Lebensmitteln. Das war der letzte Besuch der Franzosen. Das Hauptcorps brach endlich auf und schlug sich nach Hamburg.

Anfang Mai wurde ein Tedeum befohlen für den Sieg der Franzosen bei Lützen, obschon sich keiner den Sieg eigentlich zuschreiben konnte. Wenn ein Tedeum in der Kirche begann, so liefen die Pfarrkinder hinaus, nur die Behörden blieben in Andacht zurück.

Am 11. Mai des Abends um 10 Uhr zeigten sich in meiner Heimat die ersten Kosacken, ein Pulk von 39 Mann. Der Hetman umarmte meinen Vater und küßte ihn, der Cantor aber, der immer nach dem Canton-Maire schrie, bekam Hiebe mit dem Kantschu: 'Nix Canton-Maire! Burgemeister!' Ich mußte mit dieser und ähnlichen Nachrichten sehr vorsichtig sein. Die Ausspäherei und Angeberei hatte in diesen letzten

Zeiten der Franzosenherrschaft ihren Höhepunkt erreicht. Ich war schon einige Male von der Polizei zur Verantwortung gezogen worden.

Am 26. Mai sprengten drei preußische Husaren in Helmstedt hinein und holten sich die Kassen. Gleich darauf kamen Kosacken. Am 30. Mai nochmals preußische Husaren.

Am 5. Juni begann der Waffenstillstand. Wir sahen dann und wann noch Franzosen: am 14. Juli zog das 2. französische Linienregiment durch.

Am 24. Juli gingen vier meiner Mitschüler heimlich unter die preußischen Freiwilligen.

Den 16. August nahm der Waffenstillstand ein Ende. Alles sah tröstlicher und hoffnungsreicher aus, nur nicht für die westfälischen Beamten: die meisten Canton-Maires wurden aufgehoben und fortgeschleppt; den Gensdarmen ging es noch schlimmer, sie hatten sich durch ihre Jagd auf die Conscribierten und andere Grausamkeiten zu verhaßt gemacht, und wurden jetzt oft sehr gemißhandelt. Die Fallersleber Brigade war versprengt; die einzelnen ließen sich dann und wann sehen, wurden aber bald wieder verjagt; sie hatten meinem Vater Rache geschworen und ich sehe es noch deutlich, wie dieser seine Doppelflinte lud und sich anschickte zur Vertheidigung gegen seine eigene Brigade.

Mein Bruder war unterdessen vom Präfecten des Okerdepartements nach Magdeburg geschickt, um über die von demselben gestellten Schanzarbeiter die Aufsicht zu führen. Mein Vater war empört über diese Verwendung seines Mairie-Secretärs. Am 1. Sept. schrieb er an ihn:

'Ein Beruf wie der Deinige gleicht dem mißvergnügten Deutschen, der nach Indien geht, um dort — Schwarze zu

quälen und sie täglich in und aus dem Stall zu zählen. Pfui! quittiere diese Stelle und kehre zurück!'

Es war ein sehr gehässiger und gefahrvoller Auftrag, der meinem Bruder zu Theil ward. Nur das Gefühl, den Pflichten, welche das Amt ihm auferlegte, zu genügen, und eine gewisse Seelenruhe, die ihn nie verließ, konnten ihn bestimmen, auf seinem Posten auszuharren. Mancher andere wäre in so einer Lage schwerlich so kaltblütig gewesen wie er. So oft die Franzosen glaubten, daß Feinde sich näherten, so wurde die Besatzung alarmiert. Die Verwirrung wurde jedesmal von den Schanzarbeitern benutzt und truppweise wußten sie sich davon zu machen. Bei einer solchen Gelegenheit waren einmal beinahe alle davon gelaufen. Mein Bruder wurde zum Commandanten beschieden, und der erklärte ihm: wenn er nicht sofort Arbeiter schaffe, so würde er erschossen werden. Mein Bruder schrieb mit der ordinären Post nach Braunschweig an den Präfecten, und dieser schickte neue Leute. Schon während des Waffenstillstandes hatte mein Bruder einen ebenfalls nicht angenehmen Auftrag auszuführen: er mußte einen Wagenzug mit Mehl und Getreide aus dem Oker- und Saal-Departement an die Besatzung von Glogau liefern. Es war ihm zur Begleitung ein Officier mit einer Abtheilung Soldaten beigesellt. Er saß mit dem Officier im ersten Wagen. Vor Glogau zankten sie sich. Der Officier zog den Degen und drang auf meinen Bruder ein. Dieser entwand ihm den Degen, zerbrach ihn und warf ihn dem Officier vor die Füße. Der Kerl machte viel Lärm und wollte sich beim Commandanten beschweren, aber es kam nichts danach.

Am 10. September zeigten sich in Fallersleben wieder Kosacken und Baschkiren, und am 25. erschien Marwitz mit

seinen Landwehrreitern. Meine Mutter schickte sofort einen Eilboten an den Präfecten Reimann, der sich denn auch noch retten konnte. Von Fallersleben zogen sie weiter und rückten um 1 Uhr in Braunschweig ein.

Denselben Tag schrieb mein Vater an meinen Bruder:

'Unbegreiflich schön ist das Benehmen dieser feindlichen Truppen, ich bin mit großer Artigkeit behandelt — der Amtmann Frank (Generalpächter) ist dagegen arretiert und zur Wolfsburg gebracht, wo er seine Pachtgelder zahlen soll, und Dieckmann (Brigadier der Gensdarmerie) soll man bei Stendal sogar an eine Eiche gehangen haben.'

Die Lage Magdeburgs wurde immer mißlicher. Wenn auch noch nicht eine Belagerung, so stand doch eine Einschließung baldigst bevor. Unter solchen Umständen hielt es meine Mutter für rathsam, ihren Sohn daheim zu haben. Sie verabredete sich mit einem Unteraufseher und dieser mußte mit einem Wagen nach Magdeburg fahren und dann seinen Oberaufseher abholen. Der Mann richtete die Sache ganz verständig ein. Er ließ den Wagen außerhalb der Schußlinie halten und ging dann zu Fuß zu meinem Bruder. Beide thaten nun, als ob sie ihre Schanzarbeiter besuchen wollten und spazierten dann immer weiter, bis sie den Wagen erreichten, stiegen ein und fuhren ab. Ich war gerade um die Zeit in Fallersleben. Wie groß war unsere Freude, als wir uns wiedersahen! Im Juli des nächsten Jahres war mein Bruder braunschweigischer Commissär bei den Magazinen in Egeln und Meyendorf.

Am 28. September zog Czernitscheff in Cassel ein. Am 1. October erklärte er von dort aus das Königreich Westfalen für aufgelöst.

Den 4. October reiste ich mit den Meinigen nach Braunschweig. Wir blieben einige Tage dort. Den 6. sahen wir den Einzug Czernitscheffs mit seinen Kosacken, ein ergötzlicher Anblick! Diese Gesichter, die sich alle glichen, und dann wieder diese unendliche Mannigfaltigkeit in der Kleidung! Auf mehreren Wagen wurden die erbeuteten Sachen fortgeschafft, auf einem saßen zwei Kosacken mit zwei zahmen Rehen, ein Bild des Friedens mitten im Kriege!

Seit dem 11. October war ich wieder in Helmstedt. Die Kunde von der großen Schlacht bei Leipzig (18. Octbr.) drang erst drei Tage später zu uns. Die Begeisterung war groß. Auch Steinhart mein Stubengenosse war unter die Freiwilligen gegangen. Ohne ein Wort über sein Vornehmen zu sagen hatte er gleich bei meiner Ankunft Abschied von mir genommen.

Den 26. October hatte Jérome Cassel für immer verlassen.

In den ersten Tagen des Novembers sahen wir fast täglich Kosacken und Helwigsche Husaren.

Den 3. November hatten sich die alten hannoverschen Minister wieder eingefunden und am 6. nahm Olfermann für seinen Herzog das Herzogthum Braunschweig in Besitz.

Am 8. November hielt mein Vater in der ersten öffentlichen Rathssitzung folgende Ansprache:

'Theure Mitbürger! ich befinde mich heute wieder in Eurer Mitte; die Zeit wo ich unter einem fremden Namen für Eure Wohlfahrt sorgte, ist aber vorüber.'

'Drei Jahre waren es, daß ich pflichtgedrungen dies Geschäft übernahm; eine höhere Hand hat aber dies Band nach dem Wunsche aller gutgesinnten Deutschen aufgelöst: Ihr seid nicht mehr Westfalen, Ihr seid Hannoveraner, und durch die

liebevollste Regierung, die Deutschland kennt, wieder in Eure Rechte eingesetzt.'

'Zehn jammervolle Jahre sind es, daß wir den Vaternamen unseres geliebten Königs Georg nicht nennen durften. — Seit drei Jahren aber hatten unsere Leiden weder Maß noch Ziel; hier galt es Ausdauer und männlichen Muth. Nicht lange konnten die geforderten Anstrengungen, die Hingabe des Köstlichsten was wir besaßen, unserer Kinder und des Restes unseres Vermögens mehr dauern.'

'In diesem Zeitraume aber war, wenn das Unglück nicht den höchsten Grad erreichen sollte, noch immer Obrigkeit nöthig, und sie ward mir im sicheren Vertrauen auf meine erprobte Redlichkeit verliehen.'

'Wie ich diese Gewalt angewendet habe, darüber gebühret Euch zu richten, und ich benutze den ersten Tag unserer Rathssitzung dazu, Jeden hier öffentlich aufzufordern, mir eine vorsätzliche Ungerechtigkeit oder eine Unterlassung, Gefahren und Opfer abzuwenden, anzuschuldigen.'

Den anderen Tag legte er sein Amt als Bürgermeister nieder, dann aber schrieb er an den Präfecten:

'Fallersleben den 10. Nov. 1813.

Hochwolgeborener,

Hochgeehrter Herr Präfect!

Mit dem lebhaftesten Gefühle des innigsten Dankes für Ihre mir Zeit meiner gehabten Dienstführung gegebenen Beweise Ihrer Nachsicht und Ihres Wohlwollens gebe ich mir hiedurch die Ehre ganz gehorsamst anzuzeigen, daß ich außer Stand gesetzt bin, meine Functionen als Maire ferner fortzusetzen, die Anlage beweist dies hinlänglich.'

'Es blieb mir nach diesem — darf ich es wol äußern! — erfreulichen Ereigniß nichts übrig, als am Montag eine Rathhaussitzung zu eröffnen, las die Anlage vor und forderte in einer Rede meine Bürger auf über mein Betragen zu richten. Alles schwieg, aber: Vivat Georg der Dritte und es lebe der Bürgermeister hoch! war der Jubelton. Andern Tages aber — in voller Besonnenheit — legte ich meine Stelle als Bürgermeister nieder und entsagte dadurch einem jährlichen Gehalt von 50 Rthlr. — !!!'

'Dieser heroische Entschluß hoffe ich soll aber segensreich für den Abend meines Lebens sein und soll mir das Schätzbarste, Ruhe und Freiheit gewähren.'

'Nun leben Sie wohl! Schwerlich wird jemand mit der bisher so feil gewesenen Hochachtung sich aufrichtiger unterzeichnen als

Euer Hochwolgeboren
unterthäniger und gehorsamster
Diener
H. W. Hoffmann.'

Den 22. November feierten die Bürger Helmstedts ein Dankfest: sie zogen mit Musik und Gesang in die Schusterkirche und nach dem Gottesdienste in das Rathhaus, wo eine Rede gehalten ward.

Den 9—11. December lag bei uns das Bennigsensche Corps. Den 11. war großer Ball. Auch ich war zugegen und freute mich sehr, wie die russischen Officiere in Kriegsrüstung eine Polonaise tanzten. Nachher war große Tafel. Dr. Wolff überreichte dem General ein Gedicht mit einem Lorbeerkranze.

Den 21. Decbr. kam mein Bruder, um mich abzuholen. Den andern Tag in aller Frühe fuhren wir nach Braunschweig und sahen uns den Einzug des Herzogs an.

Unter diesen aufregenden und zerstreuenden Ereignissen blieb mir doch Zeit zum Lernen. Das Lateinische und Griechische trieb ich mit Lust und Eifer, nicht minder das Französische; der Haß gegen die Franzosen hatte sich nur noch auf sie selbst beschränkt, ihre Sprache hielten wir für eine der drei Weltsprachen, die für den Völkerverkehr nothwendig geworden sei. Dr. Wolff verstand es, in den öffentlichen wie in den Privatstunden durch seine Lehrweise uns in den grammatischen Bau so angenehm und zugleich so gründlich einzuführen, daß mir die damalige Grundlage von nachhaltigem Vortheile geblieben ist. Ich verfolgte übrigens die Sache mit gehörigem Ernste. Am 11. März schrieb ich in mein Tagebuch:

'Sei fleißig! — Des Mittags mußt Du Florians nouvelles lesen, um Vocabeln und Redensarten zu lernen. Dies war der Wunsch des Dr. Wolf und ist mein Wunsch. Seine Zufriedenheit über mich, die er äußerte durch Lob in meiner Gegenwart, werde ich nie vergessen. Er sagte: „Sie übersetzen in Secunda am besten, ich wüßte nicht leicht einen der so gut übersetzte als Sie."'

Am 25. Mai finde ich die Bemerkung des Dr. Wolff: 'Ich könnte noch einmal eine französische Grammaire schreiben.'

Für Poesie blieb ich nach wie vor beseelt und thätig trotz allen Aufregungen, welche sich durch das Kriegsgetümmel wiederholten. Schon zu Anfange des Jahres hatte ich mir ein Buch angelegt, worein ich alle Gedichte schrieb welche mich am meisten ansprachen. Ich las dann fleißig Kleist, Matthisson, und zu Anfange des Frühlings Hölty in der Ausgabe von Voß. Nie ohne Thränen verweilte ich bei der Vorrede, diesem schönen, würdigen Denkmale, welches Voß seinem früh geschiedenen Jugendfreunde gesetzt.

Seitdem Dr. Wolff die Declamierübungen leitete, erhielt meine Liebe zur Poesie neue Nahrung. Zur Declamation wählte ich gewöhnlich Schillersche Balladen. Jeder neue Beifall, den mein Gedächtniß oder mein Vortrag erndteten, gewann mich wie für Schiller so überhaupt für Poesie. Ich las oft im Schiller, und obschon ich die vielen mythologischen Beziehungen und die vielen sentenzenartigen Aussprüche oft entweder gar nicht oder falsch verstand, so las ich ihn doch gern und mit vieler Aufmerksamkeit. Darauf mag sich denn auch wol beziehen was ich zum 22. Mai anmerkte: 'Die Lectüre deutscher Dichter wird mir immer angenehmer.'

Gegen Ende des Jahres dichtete ich sehr fleißig. Den 29. Nov. vollendete ich ein Lied auf den Ausgang des Herbstes, 8 Strophen, und am 4. eine Elegie auf den Tod meiner jüngsten Schwester Dorothea, deren Bild mir immer gegenwärtig geblieben ist.

Nachdem ich das Neujahrsfest (1814) in gewohnter Weise mit den Meinigen gefeiert hatte, kehrte ich den 3. Januar schon nach Helmstedt zurück, mit anderen Gefühlen wie sonst, denn es war beschlossen worden, daß ich zu Ostern das Catharineum zu Braunschweig besuchen sollte.

Die Durchmärsche und Rüstungen dauerten fort, sonst erfuhren wir wenig vom Kriege außer dem welchen wir selbst führten: wir hatten uns Schneeschanzen gebaut und lieferten Schneeballschlachten auf dem Schulhofe, auf den Straßen und im Freien.

Nebenbei war ich sehr fleißig und verfaßte manches Gedicht. Meine Mitschüler nahmen großen Antheil an diesen meinen poetischen Bestrebungen: ich mußte ihnen von Zeit zu Zeit die Gedichte vorlesen, wozu ich mich nie verstanden hätte,

wenn ich ihrer Theilnahme nicht gewiß gewesen wäre. S. bat mich sogar, einige dem Dr. Wolff vorlegen zu dürfen. Dieser und der Hofrath Wiedeburg billigten sehr, daß ich die Anlage zur Poesie ausbildete, besonders wenn ich meine Schularbeiten nicht darüber vernachlässigte; der Hofrath fand es sogar sehr löblich, daß ich die antiken Versmaße nachzuahmen unternahm. Aber schon am 10. März erfuhr ich, daß wenigstens Dr. Bollmann die Sache anders ansah: ich blieb im Griechischen der Erste, wurde aber bedroht, wenn ich noch ferner auf Nebenbeschäftigungen meine Zeit verwendete, 6 hinunter zu kommen. Ich schrieb in mein Tagebuch: 'Musa mihi cordi est.'

Am 24. Januar war ein feierlicher Redeact, wozu ein gedrucktes Programm ausgegeben ward:

> Das Fest der glücklichen Zurückkunft Sr. Durchlaucht Herrn Friedrich Wilhelm regierenden Herzogs zu Braunschweig und Lüneburg in seine Staaten feiert das Pädagogium zu Helmstädt durch einen Rede-Act wozu geziemend einladet Friedrich August Wiedeburg. Helmstädt 1814. 8⁰.

Unter den sechs Schülern, welche Gedichte vortrugen, war auch ich, S. 23 heißt es: 'August Heinrich Hoffmann, recitiert das Vaterlandslied für die Deutschen, aus den „Empfindungen eines Patrioten beim Anbruche der Morgenröthe von Deutschlands Freiheit".'

Zu meinem Geburtstage (2. April) reiste ich in die Heimat. Als die Abdankung Napoleons bekannt wurde, zeichnete ich mit einem Diamant auf eine Fensterscheibe in unserer Kinderstube ein Bild: in der Mitte Napoleon in zerlumpter Uniform mit seinem bekannten Hute, links der Gott der Zeit mit einer gewaltigen Sense und darunter folgende Verse:

Hier zeigt die Zeit ein Schattenspiel:
Napoleon den Großen,
Wie er von seiner Höhe fiel
In Nesseln mit dem Bloßen.

Die Fensterscheibe hat sich viele Jahre erhalten, ist aber endlich, wie meine Nichte sagte, 'caput' gegangen. Mancher, der sie sah, hat über den Secundanerwitz gelacht.

Den 19. April reiste ich nach Helmstedt um Abschied zu nehmen. Ich meldete dem Herrn Hofrath meinen Abgang und überreichte ihm den Brief meines Vaters. Der Hofrath war sehr überrascht. Es waren für mich schwere Augenblicke. Ich packte meine Sachen zusammen und ging dann zum Dr. Bollmann. Nachdem ich beiden meinen Dank ausgesprochen und von ihnen Abschied genommen, fuhr ich bis Reindorf und ging dann zu Fuß weiter. Abends um 9 kam ich zu Haus an.

Meine Helmstedter Hausgenossen waren die zwei Jahre hindurch Blumenau, zwei von Kotzen, Hauenschild, Schuppe, Heymann.

Unter meinen übrigen Mitschülern zeichneten sich später aus Böttiche, Steinhart und Henke. Nur die beiden letzten sah ich nach vielen Jahren öfter wieder, Steinhart ist Professor in Schulpforta, Henke Prof. und Oberbibliothekar in Marburg.

Böttiche's*) liebenswürdiges, mildes Wesen, seine rege Theilnahme an meinem poetischen Leben und Trachten zogen mich zu ihm hin, wir verkehrten viel mit einander, ja, wir hatten ausgemacht, daß wir regelmäßig mit noch einigen Gleich-

*) Joh. Friedr. Böttiche, geb. zu Wormsdorf im Magdeb. 6. Juli 1798, † als Prof. am Fr.-Wilh.-Gymnasium zu Berlin 6. April 1850. S. Nekrolog der Deutschen 1850. S. 228—236.

gesinnten jeden Samstag bei ihm zusammenkommen wollten. In dem Osterprogramme 1815 giebt der Hofrath W. unter dem Titel 'Arist, Muster gründlicher Vorbereitung auf academische Studien' die idealisierte Schilderung eines für die Universität durchaus musterhaft vorbereiteten Jünglings und erklärt selbst, daß B. dieser ἄριστος sei. Auch unter uns Schülern galt B. für ein Muster von Fleiß und Sittlichkeit.

Den 24. April reiste ich nach Braunschweig. Den folgenden Tag ward ich vom Director des Catharineums geprüft, bestand und kam in die erste Classe.

Nun begann für mich ein freieres, regeres und mannigfaltigeres Leben und es entwickelte sich immer mehr das was man Charakter zu nennen pflegt. Ich trieb mit großem Eifer Griechisch und Latein, und übersetzte aus letzterem ins Deutsche, z. B. die 2. Ekloge Virgils und einige Horazische Oden. Meine Poesie war bis jetzt ganz harmlos gewesen, wie schon die Überschriften der damaligen Gedichte andeuten: 'Mein Schäfchen. Lied eines Landmanns in der Fremde. Morgen und Abend. Die Melkerinnen, eine Idylle. Der Pilger.'

Ich kam aber hier wie mitten in den Krieg hinein. Die Rüstungen wurden mit großem Eifer vom Herzoge betrieben und das kleine Land von 200,000 Einwohnern, welches nach den Frankfurter Beschlüssen vom 24. November 1813 nur 6000 Mann stellen sollte, hatte bald ein wohl ausgerüstetes Heer von 10,000 Mann mit einer reitenden und einer Fußbatterie. Die Art und Weise, wie man mitunter diese Ausrüstung zu bewerkstelligen suchte, wäre in westfälischer Zeit für die ärgste Barbarei ausgeschrieen worden. Der schöne Brunne auf dem Hagenmarkte, ein Denkmal gleich ausgezeichnet durch

Kunst wie durch Alterthum, wurde eines Nachts fortgeschafft, um Kanonen daraus zu gießen. Aus den Büchern von Riddagshausen machte man Patronen und man hielt erst damit inne, als man merkte, daß das alte Bücherpapier nicht dazu taugte.

Kein Wunder, daß auch unter solchen Rüstungen meine Poesie ihre bisherige harmlose Richtung einbüßte.

Schon am 4. Mai schrieb ich in mein Tagebuch: 'Noch immer verstummt die Musa? Ja, auch noch immer war das Wetter schlecht.' Das schlechte Wetter waren aber eben die Zeitereignisse. Ich war für die kaum errungene deutsche Freiheit, wie man damals die Vertreibung der Franzosen nannte, mit Leib und Seele begeistert. Schon in Helmstedt hatte ich eine kleine Sammlung Körner'scher Lieder gelesen. Später erhielt ich von meinem Bruder Körner's Leier und Schwert geschenkt. Ich wußte bald die meisten Lieder auswendig. Ich blieb dadurch poetisch angeregt und fing auch bald an von Freiheit und Vaterland zu dichten.

Den nächsten Anlaß dazu gab das Friedensfest. Briefe von Haus kündigten mir nämlich an, daß im Königreich Hannover am 24. Juli das Friedensfest gefeiert werden sollte. Diese Nachricht stimmte mich so augenblicklich zum Dichten, daß ich während des sehr trockenen Vortrags des sehr ehrwürdigen Hofraths Helwig in der mathematischen Stunde ein Friedenslied zu Stande brachte nach der Melodie: 'Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher.' Am 12. Juli schickte ich dies Lied mit einigen Xenien nach Haus und harrte in wunderbarer Begierde der Antwort, wie es aufgenommen würde. Zwei Tage nachher erfolgte ein lobender Brief meines Vaters und ich reiste bald darauf mit einer unaussprechlichen Freude nach Haus.

Das Fest beginnt. Mit Musik geht der Zug in die Kirche, voran die Mädchen, geschmückt mit hellrothen und grünen Leibbändern, Kränze in den Händen, dann die Knaben, mit einem Eichenkranze um den Hut. Die Kirche ist mit Blumen bekränzt und bestreut. Alt und Jung stimmt an: 'Bis hieher hat uns Gott gebracht.' — Am Nachmittag Alles auf dem Windmühlenberge. Nachdem gesungen: 'Nun danket alle Gott' beginnt der Tanz, der bis an den lichten Morgen fortdauert.

Den andern Tag ging es noch lustiger her, da war Freischießen. Mit voller Musik zieht die junge Schützengilde hinaus. Es beginnt das Königsschießen. Der beste Schuß ist gethan und der neue König wird vor einem großen G R gekrönt. Die junge Mannschaft lagert sich auf dem grünen Rasen und singt mein Lied: 'Herein, herein in unsers Kreises Runde!' ich stand dabei: ob mir das Herz klopfte! So etwas hatte ich noch nicht im Leben erfahren. Und nun noch die Freude der Meinigen! — Damit dies denkwürdige Ereigniß unvergessen bliebe, besorgte mir einige Wochen später der Buchdrucker Meyer (seine Frau war eine Fallersleberin) einige Abdrücke meines Liedes, die ich dann bis auf wenige nach Haus schickte, wo sie denn auch sofort vergriffen wurden.

Um diese Zeit wurde das Collegium Carolinum wieder ins Leben gerufen, außer den alten Lehrern wurden mehrere neue angestellt. Da sich keine Schüler einfanden und die Lehrer doch beschäftigt werden sollten, so wurden einige der letzteren zu Vorträgen an unserem Gymnasium veranlaßt. Wahrscheinlich war dabei mit die Absicht, die Primaner so für die neubegründete Lehranstalt vorzubereiten und hinüberzuziehen. Mitten im Sommer traten bei uns ein Hofrath Emperius,

Kirchenrath Wolff und Freiherr von Seckendorff. Emperius erklärte Virgils Georgica, Wolff hielt Religionsvorträge, und Seckendorff theilte die Ergebnisse seines Forschens mit über Declamation und Mimik, und hielt später Übungen mit uns im deutschen Stil. Von Wolff, dem Vater meines Helmstedter Lehrers, weiß ich nichts mehr, und von Emperius nur, daß seine Erklärungen die in Vossens Ausgabe der Georgica nicht entbehrlich machten. Von Seckendorff dagegen ist mir noch Manches im Gedächtniß. Der Mann hatte allerlei hübsche Kenntnisse und manche feine Beobachtungen gemacht, aber er war für einen Lehrer viel zu überspannt, zu unruhig und schauspielerig; nebenbei vermochte er nicht die ihm angeborene sächsische Aussprache zu beseitigen und leitete daraus sogar, lächerlich genug! Regeln ab für die richtige Aussprache des Hochdeutschen. Wir hörten seine Vorträge, die mit mancherlei Geschichten aus seinem Leben gespickt waren, mit Verwunderung an und jeder dachte sich sein Theil. Hinterdrein ahmten wir seine Vortragsweise nach im Hersagen von Gedichten. Doch war etwas von ihm zu lernen: wenn man von seinen Übertreibungen und Wunderlichkeiten absah, gelangte man oft zu der richtigen Einsicht, wie ein Gedicht aufzufassen und vorzutragen sei, und so verdankte ich ihm einen entschiedenen Fortschritt im Vortrage von Gedichten. Übrigens wunderten wir uns, wie ein solcher Mann, der mehr ein litterarischer Abenteurer und Schauspieler war, bei einer höheren Lehranstalt von großem Nutzen sein konnte. Er wußte nun auch noch den Schülern gegenüber weder die Würde seines neuen Berufs noch das Wesen eines verständigen Mannes zu behaupten. Bei einer Streitigkeit seines Sohnes mit einem unserer Primaner ward er, ohne die Sache erst zu untersuchen, ob denn auch sein Herr Sohn wirklich Recht

hatte, so heftig, daß er in die Worte ausbrach: ‘Mein Sjonn ist ein Cavvallier!’ *)

Eine unversiegbare Quelle des Humors und der Satire darf ich nicht unerwähnt lassen. Das war nämlich der tägliche Verkehr mit meinem Hauswirthe und seiner Ehefrau.

Ich wohnte bei dem Opfermann Viehmann mit drei anderen Schülern zusammen, mit Lindemann, Sohn des Pastors in Isenbüttel, der älter als ich, und Fritz Stoltze, Sohn des Försters St. in Öbisfelde, der viel jünger als ich war. Wir drei hatten zugleich Frühstück, Mittags- und Abendtisch, dagegen Ferdinand Mävers, Sohn einer Pastorenwittwe, ein Secundaner des Catharineums, kein Kostgeld zahlte. Der Opfermann — eine vornehmere Bezeichnung des Küsters — war eine possierliche Erscheinung: von mittlerer Größe, etwas schmächtig, mit einem purpurrothen Gesichte, lebendigen Augen, würdevoll in seinem Amte, besonders Sonntags, wenn er im schwarzen Frack mit kurzen schwarzen Hosen und schwarzen Strümpfen, auf dem Haupte eine dicke, stark bepuderte Perrücke erschien, zu Hause in bequemer Tracht, für gutes Essen und Trinken empfänglich und sich die Zeit zu vertreiben eifrig bedacht. Abends nach Tische, wenn er sich mit uns nicht unterhalten mochte, saß er da, die Brille auf der Nase und las irgend einen Ritter- oder Räuberroman, und niemand durfte ihn stören. Seine Frau, ziemlich stark und sehr unbeholfen, ruhigen Gemüths, pflegte den Tag über sich um das Hauswesen zu kümmern oder die braunschweigischen Anzeigen zu

*) Gustav Anton Freiherr von Seckendorff, als plastisch-mimischer Künstler unter dem Namen: Patrik Peale, war zu Meuselwitz 1775 geboren und soll zu Alexandria im Staate Louisiana im Dec. 1823 in Armuth und Elend gestorben sein.

lesen, saß aber Abends regelmäßig in ihrem Sorgenstuhle und rauchte erst ihre lange irdene Pfeife, ehe sie bei ihrem Nachbar zur Abendunterhaltung sich einfand. Zu ihrer Bedienung gehörte nun noch eine Hausmagd, schon etwas ältlich, die sich durch Folgsamkeit und Schweigen auszeichnete.

Das Viehmannsche Ehepaar lebte mit einander zufrieden und glücklich. Wenn er zuweilen übeler Laune war und eine Ahndung von Zanken bekam, und sich dann hart gegen seine Frau aussprach, so war das nur ein Scheinkrieg, er wußte recht gut, daß sich seine Frau Liebste nicht in ihrer Seelenruhe stören ließ, und nach kurzer Zeit redete er sie zärtlich an: 'Mein Kind, mein süßer Engel!' und sie schmunzelte. Beide hatten einige gemeinschaftliche Liebhabereien, vornämlich Schweine und Katzen. In jedem Frühjahr wurden zwei Ferkel gekauft und in den Koben gesetzt. Für ihr Futter wurde täglich gewissenhaft gesorgt. Frau V. sprach nie anders von diesen Thieren als daß sie mit einer gewissen Achtung und Liebe sagte: 'mine Swinekens, mine lütjen Kinders.' Wenn sie fett waren, so wurden sie um die Weihnachtszeit geschlachtet. Das war ein trauriger Augenblick. Frau V. ging jedesmal hinter die Katharinenkirche, um das Todesgeschrei ihrer Kinder nicht zu hören und kam erst wieder, wenn sie abgebrüht, ausgenommen und mit dem Querholz am Nagel aufgehängt waren. Dann aber verklärte sich ihr Gesicht, wenn ihre zarte Pflege durch reichliches Fett und dicken festen Speck vergolten wurde. Die Metzger erhielten hinterdrein sehr feines Essen und tranken Wein dazu.

Eben solche Theilnahme fanden die drei Katzen. Sie bekamen wie wir täglich ihr Frühstück, ihr Mittags- und Abendessen. Bei ihrem Erscheinen wurde oft von ihren Tugenden und Eigenthümlichkeiten erzählt. Jede hatte ihren Namen, die

beiden Kater hießen Murner und Hausmann, und die Katze Miendchen. Ein solcher Thierdienst war uns lächerlich und unangenehm. Obschon die Katzen uns nichts thaten, so machte es uns doch Spaß, sie immer in Furcht zu halten. Niemand verstand das besser als Fritz. Er schnalzte mit der Zunge, zischte, hustete, brummte, und die Katzen rissen aus. Er pflegte sogar, ohne daß es der Alte merkte, irgend eine Bewegung mit der Hand oder dem Fuße zu machen, und die Katzen ließen das Essen im Stich und eilten zur Thür hinaus. 'Das hat Er wieder gethan, der Musche Fritz, der dumme Junge —' hieß es dann. Solche Geschichten ereigneten sich öfter, und wenn ich eine besang, so hatte ich sie alle besungen, z. B. 17. Sept.

Schon springet Murner zu dem Nappe
Mit hohen Sprüngen wie ein Rappe.
Schon stürzet mit der langen Lunte
Herr Hausmann, auch genannt der Bunte,
Von Gaspers Boden schnell herbei.
Wenn jemals glühte Heldenmuth,
Wenn jemals rollte edles Blut,
So ist es hier bei diesem Brei,
Denn Murner stehet da so fest
Und keiner raubet ihm den Rest.
Bescheidener verfährt mein Miendchen,
Es nahet leise jetzt heran,
Und liegt dort auch kein junges Hühnchen,
So sieht man was der Hunger kann.
Doch kaum beginnt es seinen Schmaus,
So eilt's auch schon zur Thür hinaus.
Der Alte spricht in bittrem Grimme:
'Das hat gethan nur Er, der Schlimme! —
Mein Murner hat ganz andern Sinn,
Der hebet ja sein Bäuchlein sehr,
Und frißt den ganzen Teller leer.'

Fritz, oder wie er gewöhnlich hieß „der Kleine“ steckte voller Schelmenstücke. Wenn der Alte des Morgens die Treppe herabkam und emporsah, dann standen seine beiden Perrücken auf dem Schranke verkehrt. ‘Das hat wieder der dumme Junge gethan!’ rief er ärgerlich und setzte sich ans Frühstück. — Eines Abends, als nur die Alte zu Hause war, stimmten wir einen fürchterlichen Gesang an: der Eine sang auf seiner Stube, der Andere auf der Treppe, und Fritz in der Wohnstube. Die Alte ermahnt uns. Wir schweigen. Als sie in der Stube ist, tönt es: ‘Was macht die Frau Mama?’ Sie kommt zur Thür heraus — Alles still. Sie geht wieder in die Stube: ‘Was macht die Frau Mama?’ Wiederum kommt sie aus der Stube — Alles still und stumm. Ärgerlich nimmt sie das Licht, sucht im Keller, in der Küche, hinter dem Schranke, auf der ganzen Hausflur, endlich in der ganzen Stube, auf dem Tische, aber nicht darunter. Da ist es Zeit, der Kleine macht sich leise auf und davon. Wir aber haben noch lange darob gelacht.

Wir litten übrigens keine Noth, das Essen war gut und reichlich, und da sich der Alte nie so recht freuen konnte ohne uns, so setzte er uns alle Woche wenigstens Einmal auf Punsch und erzählte dann in bester Laune seine Jugendgeschichten. Wir aber erwiederten dann und wann seine Güte und gaben unsere Strafkasse her und luden ihn zu unserem Punsch ein. So unruhig es mitunter herging, so habe ich doch viel und ungestört gearbeitet. So oft ich an dem Hause noch jetzt vorübergehe, blicke ich gern nach der Erkerstube hinauf, worin ich so manche glückliche Stunde verlebte.

Im Herbste machte ich eine Ferienreise zu meinen Verwandten im Hildesheimschen. Ich zeichnete mir Alles

auf was ich hörte und sah — das war meine erste Reisebeschreibung.

Der 18. October ward zum ersten Male feierlich begangen. Ich ging in die Katharinenkirche. Der Pastor Ahlers predigte über 5. Buch Moses 4, 9: 'Hüte dich nur und bewahre deine Seele wohl, daß du nicht vergessest der Geschichte, die deine Augen gesehen haben und daß sie nicht aus deinem Herzen kommen alle dein Leben lang. Und sollt deinen Kindern und Kindeskindern kund thun den Tag.' Schon damals hatten viele vergessen, was denn eigentlich gefeiert ward, unmöglich doch der Sieg für die gänzliche Rückkehr in die alte gute Zeit? Ich sprach mich mit Ernst und Bitterkeit, mit Laune und Spott darüber aus, und fand eine gewisse Art von Patriotismus dumm, lächerlich und abgeschmackt.

Mein Vater merkte die gefährliche Richtung meines Geistes und schrieb mir zu Ende des Jahrs (15. Dec. 1814) einen Brief mit der Anrede 'Angehender Hogarth' und ermahnte mich ganz ernstlich: 'Dann gewöhne Dir die Faseleien ab, denn in der That, ich möchte Dich künftig nicht gern in der Schaar der Satyriker sehen. Die Schwächen der Nebenmenschen aufzudecken — wozu man vor dem 50. Jahre nicht einmal in der Republik und im Contrat social Befugniß hat — ist kein Verdienst.'

Die Weihnachtsferien waren vergnügt verlebt. Den 5. Januar 1815 traf ich wieder in Braunschweig ein. Den Mahnungen meines Vaters nachzukommen hielt schwer, zumal jetzt wo Dr. Petri mit uns den Juvenal las. Eine Vergleichung der alten Römer in den Zeiten ihrer Entartung und Entsittlichung mit der Gegenwart lag zu nahe und lockte mich, der ich die Satire

meiden sollte, erst recht hinein. Dr. Petri wußte uns in das Verständniß des eben nicht leichten Satiren-Dichters einzuführen durch Einleitungen über römische Sitten und Gebräuche und durch gründliche Sach- und Worterklärungen. Die große Schwierigkeit im richtigen Verstehen des lateinischen Textes reizte mich zu einer metrischen Uebersetzung, welche mich manche Stunde eben so sehr quälte wie ergötzte.

Am 3. Februar des Abends hatten wir ein Gewitter. Wir saßen am Tische, jeder mit Lesen beschäftigt. Wir hatten schon einige Donnerschläge gehört, ohne weiter darauf zu achten. Plötzlich werden wir durch einen furchtbaren Schlag erschreckt, Mävers, der kurz zuvor aufgestanden und Rike, die eben ein Glas Bier einschenken will, fallen in Ohnmacht. Wir stürzen zur Thür hinaus, sehen nach den Katharinenthürmen, aber bemerken nichts. Dann kommt ein Bote, dann der Pastor Meyer, sie gehen mit dem Opfermann in den Thurm; sie riechen nichts, sie sehen nichts und kehren um. Doch als sie unten die Thür öffnen, da schreit ihnen eine Menschenmenge entgegen: Feuer! Feuer!

Im Theater war der Wirrwarr gegeben. Als den Zuschauern der Donner, der darin vorkommt, doch zu natürlich schien, waren sie hinausgestürzt und sahen nun, wie der Thurm brannte.

Nach einigen Minuten fällt der Knopf herab krachend und funkensprühend wie eine platzende Bombe. Er wird in unser Haus geschafft und in Gegenwart des Herzogs und seines Gefolges geöffnet. Es kommt ein hölzernes Kästchen zum Vorschein, worin drei Päckchen in gelbes Wachstuch gewickelt. Durchlaucht hätte gern den Inhalt gesehen, der Vorsteher aber nimmt alles an sich.

Unterdessen ist von Soldaten der Platz an der Kirche ringsumher abgesperrt. Zimmerleute sind beschäftigt, die oberste Spitze des Thurmes abzuhauen. Der Herzog steigt hinauf, um sie in ihrer Arbeit anzufeuern. Wie aus einem Krater fliegen aus der mit Kupfer gedeckten Spitze die glühenden Kohlen hervor, die der starke Wind weit über die Dächer wegtreibt. Es ist Nacht. Den Zimmerleuten wird es zu heiß, sie können ihre beabsichtigte Arbeit nicht vollenden und müssen mehrere Fuß tiefer ihr Werk von neuem beginnen. Bald schlägt helllodernd die Flamme empor und kommt nun an die Bleibedachung. Es wird fortwährend Wasser und Mist hinaufgeschafft. Man hört die Axtschläge der Zimmerleute. Sie arbeiten bis an den Morgen. Dann wird es ihnen auch dort zu heiß und sie müssen ihr Werk aufgeben. Das Feuer lodert fort, an Löschen ist nicht zu denken.

So dauert es bis zum folgenden Nachmittag. Um 5 Uhr erreicht das Feuer die von den Zimmerleuten gemachten Löcher, da schlägt die helle Flamme heraus. Um 8 Uhr fällt die glühende Spitze auf das Kirchendach — ein prachtvoller, aber schrecklicher Anblick! und während man beschäftigt ist, das Kirchendach zu löschen, löst sich glühendes Blei ab und verbreitet einen gewaltigen Feuerregen, so daß die Soldaten sagen: 'Nun fangt et an te sniën!' Endlich gelangt das Feuer an die eiserne Fallthür, die ringsum mit nassem Mist belegt ist. Es läßt nach. Ein Zimmermann öffnet diese Thür, löscht das nächste Feuer und dann das übrige. Es ist gerade Mitternacht 12 Uhr, da schreit er von oben herab: ''t is ute!'

Zu den Osterferien reiste ich wieder zu meinen Eltern, diesmal über Adenbüttel und Isenbüttel. Erst am 15. März traf ich ein. Unterwegs ritt ein Freund unseres Hauses, der eben

von Braunschweig kam, an mir vorbei und rief mir zu: 'Napoleon ist in Frankreich gelandet.' Als ich in die Stube eintrete, finde ich Alles schon im lebhaftesten Gespräche. Der Amtmann schlägt die Hände hoch empor und ruft: 'Kinders! Kinders! Jetzt muß Alles mit! Alles, Alles mit! Du auch!' — 'Ich, Herr Amtmann? Für die schöne Regierung werde ich meine Haut nicht zu Markte tragen.' — Ich meinte das in vollem Ernste, weil ich lieber gegen die inneren als äußeren Feinde kämpfen wollte.

Nach einigen Tagen ergriff auch mich der Freiheitskriegschwindel, ich las viel in Körner und machte politische Sonette. Wie es kommen würde, ahnte ich jedoch in ruhigen Stunden und sprach es unverholen aus. In einem Sonette vom 27. März lautete der Schluß: 'Der Deutsche soll nun auch für Frankreich sterben? O möcht' er nicht um diese Krone werben, Er wird dereinst nur leeren Lohn ererben.'

Bei allen meinen liebgewonnenen poetischen und classischen Studien suchte ich mich doch vor Einseitigkeit zu bewahren. Die Tagesereignisse hatten großes Interesse für mich, ich las alle Zeitungen, deren ich habhaft werden konnte, und beschäftigte mich gern mit Geschichte. So machte ich mir jetzt viele Auszüge aus dem alten Fallersleber Rathsbuche, die ich sogar später drucken lassen konnte.

Am 1. April befand ich mich wieder in Braunschweig. Sehr erfreulich war für mich, daß Dr. Wolff Lehrer am Catharineum geworden war. Am 5. April begann er mit uns Übungen im deutschen Stil.

Obschon mein Vater vor einiger Zeit noch gesagt hatte: 'Ich will meine Hand von Dir abziehen, wenn Du nichts Rechtes lernst und wenn Du ferner dichtest', so war das doch

nicht so böse gemeint. In der Mittheilung dieser väterlichen Worte an meinen Bruder fügte ich hinzu: 'Nun verhalte ich mich ganz mausestill, und esse in Hexametern und Jamben meinen Braten und mein Stück Kuchen.'

Ich dichtete nach wie vor, und dichtete jetzt Freiheitslieder in und außer der Schule. Es war unter uns ein reges, lustiges Leben. Vor Beginn der Stunde pflegten wir immer in vollem Chor ein Lied anzustimmen: 'Das Volk steht auf, der Sturm bricht los', oder 'Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?' Wir machten oft einen fürchterlichen Lärm, als ob die Welt unterginge, besonders bei dem Liede 'Als die Preußen marschierten vor Prag'; dabei wurde immer aus Leibeskräften getrommelt und getrompetet. Das bewegte Leben der Gegenwart hatte auch uns Schüler gewaltig ergriffen. Alle Schlachtbeschreibungen der Griechen und Römer konnten das nicht bewirken, was oft eine kleine Zeitungsnachricht vermochte. Wir waren ausgelassener als jemals und sangen so recht aus voller Brust 'Ein freies Leben führen wir.' Ich wurde so keck, daß ich eines Tages ein selbstverfaßtes Gedicht in der Classe declamierte. Es betraf die Gegenwart und schilderte Napoleons Wiedererscheinen als eine Strafe des Himmels dafür, daß die Fürsten mit der Erfüllung ihrer Verheißungen bisher gezögert hatten.

Am 2. Mai ging ich zum Buchdrucker Johann Heinrich Meyer und brachte ihm vier vor einiger Zeit verfaßte Lieder und fragte ihn, ob er geneigt sei, sie zu drucken. 'Sehr gern, erwiederte er, schade daß Sie nicht schon eher damit gekommen sind.' Er bestellte dann für seinen 'Calender auf das Schalt-Jahr nach Christi Geburt 1816' ein Einleitungsgedicht. Auch ich sage: 'Sehr gern ꝛc.' und den andern Tag ist es bereits vollendet und in seinen Händen.

Am 6. Mai sind meine Lieder gedruckt, ich bekomme 10 Exemplare ohne Titel, ich eile damit zu den Pfingstferien nach Haus.

Ich und meine Lieder wurden freundlichst empfangen, diese beinahe noch freundlicher als ich. Meine Eltern waren hoch erfreut. Was aber muß ich sehen, als ich in einer Schublade nach etwas suche? In mein Friedenslied vom vorigen Jahre hat meine liebe Schwester ihre Tanzschuhe eingewickelt.

Nun, dachte ich, dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze, und Dir, Dir geht es am Ende noch schlimmer, Dir wird auch bei Lebzeiten kein Kranz zu Theil. Diese bittere Erfahrung vergaß ich nie, und im Augenblicke konnte mich nichts darüber trösten, auch nicht einmal, daß mein Oheïm meine neuen Lieder componierte. So eine Verachtung, gleichsam ein Tadel ohne Gründe war mir etwas Fürchterliches, und ich hielt nun den Beifall des Augenblicks für nichts mehr als eine gute Laune, die auch einem ungezogenen Kinde zuweilen nicht ein böses Wort sagen mag. Ich wurde mißtrauisch gegen alles Lob. Es konnte mir durchaus nicht genügen, daß meine Lehrer nur Verstöße gegen die Prosodie hie und da fanden und tadelten, sonst aber Alles beifällig aufnahmen. Ich fühlte recht, was es heißt, in poetischen Angelegenheiten niemanden als sich selbst zu haben, sich selbst als einzigen und letzten Richter betrachten zu müssen. Das muß blind und taub machen.

Von meinen Mitschülern durfte ich erst gar nichts erwarten, sie standen mit mir auf derselben Sprosse der Kritik, nämlich auf der untersten. Wie gesagt, ich war taub und blind; denn als mir Reinwald auf der silbernen Hochzeit meines Vetters in Adenstedt meine Gedichte kritisierte, nahm ich das von der ganz unrechten Seite, wehrte mich mit Händen und Füßen,

und am Ende, wenn mein Gegner sich bemühte gründlich zu sein, wurde ich grob.

Dennoch wirkte nach einigen Tagen auch der unbedeutendste Tadel vortrefflich. Hätte ich nur statt alles Lobes etwas mehr Tadel und noch dazu vielseitigeren erhalten! Meine getadelten kleinen Vergehen machten mich jetzt zu einem entschiedenen Liebhaber aller Prosodie, der deutschen, griechischen und lateinischen, ja, ich unterrichtete sogar in der letzten. Es lag mir recht daran, endlich damit in's Reine zu kommen, und ich muß gestehen, ich quälte mich im Lateinischen und Deutschen redlich. So übersetzte ich aus dem Juvenal und Virgils Eklogen metrisch ins Deutsche, den Anakreon aber zugleich metrisch ins Deutsche und Lateinische, und statt daß meine Mitschüler sich bei ihren Exercitien mit lateinischer Prosa begnügten, so hatte ich sie in Distichen oder Jamben oder Trochäen ausgearbeitet.

Meine vier Lieder erschienen ohne meinen Namen unter dem Titel:

'Deutsche Lieder von A. H. H.
Vincet amor patriae, laudumque inmensa cupido.
Virg. Aen. VI. 824.'

O. O. u. J. 5 Bl. 8°.

Die Begeisterung, in der sie verfaßt sind, verdient noch heute Anerkennung; sonst ist nichts Gutes daran.

Übrigens zählte auch ich mich damals schon zu den Enttäuschten. Es schien mir jetzt nur noch bitterer Spott, was ich am Schlusse meines Friedensliedes (24. Juli 1814) ausgesprochen hatte:

Nun kommen wieder wonnevolle Zeiten
Durch dieses Friedensband,
Nun kommen wieder jene alten Zeiten
In unser Vaterland.

Ja, es kamen 'jene alten Zeiten' — der hannoverschen Adels- und Beamtenherrschaft mit allen den alten Herrlichkeiten, die wir seit 1803 los geworden waren. Täglich trafen neue Nachrichten aus dem Hannoverschen ein, daß die Wiederherstellung des althannoverschen Wesens die glücklichsten Fortschritte mache.

Um diese Zeit (Anf. Mais) faßte ich den Entschluß, Hannover für immer aufzugeben. Mein Bruder dachte ebenso, er war damals schon im Auslande, und ich schrieb ihm:

'Cedamus patria! so sagt der Emigrant beim Juvenal. Auch wir wollen dem Vaterlande entfliehen!' Dann fügte ich ein Sonett hinzu:

— — — — — — — — — — —

Der alte Adel schlinget neue Bande
Und unterjocht die Freiheit weit und breit,
Den stillen Bürger schreckt der Großen Neid,
Willkür und Selbstsucht herrscht im Vaterlande.

Hier kann wohl nie dereinst mein Glück erblühen,
Wol nie mein Muth in diesen Fesseln glühen,
Drum will ich diesem schnöden Land' entfliehen.
Gott gab der Reiche viel' auf dieser Erde,
Er wandelt auch in Freude die Beschwerde,
Drum lodre meine Glut auf fremdem Herde.

Der Adel trat mit der größten Anmaßung wieder auf und suchte seine alten Vorrechte und Bevorzugungen auf alle Weise wieder geltend zu machen. Da thauten die alten längst verschollenen Klänge wie die eingefrorenen des Münchhausenschen Posthorns mit Einem Male wieder auf: Herr von, Herr Baron, Herr Graf, Ew. Gnaden, gnädige Frau, Hochgeboren, Hochwohl-, Hoch- und Hochwohlgeboren u. s. w. Alle höheren Staatsstellen wurden mit Adelichen besetzt, in der Cavallerie

gab es bald nur noch adeliche Officiere, die adelichen Amtmänner hießen Drosten, die adelichen reitenden Förster Forstmeister, die adelichen Förster trugen goldene, die bürgerlichen silberne Epaulettes, die Adelichen hatten ihre eigenen besseren Plätze im Theater, sogar in den Göttinger Hörsälen, und ihre Todten standen in den Hannoverschen Anzeigen unter der Abtheilung: 'Characterisierte Personen'. Das waren die wonnevollen Zeiten!

Am 21. Juni kam die Nachricht von dem Tode des Herzogs († 16. Juni). Niemand wollte es glauben. Da läuteten die Glocken und bestätigten es. Ganz Braunschweig in Trauer. Unsere jungen Poeten dichteten Elegien. Auch ich entschloß mich dazu, aber erst den 30. Juni. Ich habe kaum je wieder ein so langes Gedicht gemacht: 16 Strophen. Mein Lehrer Dr. Wolff lobte es — unbegreiflich! Das einzige Gute daran ist der Höltysche Ton, offenbar schwebte mir vor die Elegie auf den Tod eines Landmädchens. Dreizehen Jahre später schrieb ich in Bezug auf diese meine Elegie: 'Gottlob, mein letztes politisches Gedicht, und wenn es zufällig noch am Sarge des Herzogs zu St. Blasii hangt, das einzige, welches der Welt zugänglich ist!'!

So böse ich schon um diese Zeit auf meine Drucksachen war, so tröstete ich mich doch in ruhigen Augenblicken mit dem Vergnügen, das ich Anderen und eben dadurch auch mir bereitet hatte; und als endlich diese Elegie ganz von mir verdammt war, da freuete ich mich noch, daß sie zwei Menschen näher brachte, die für Freundschaft und Poesie gleiche Neigungen, gleiche Hoffnungen hegten.

Dort auf dem öden Schulhofe, wo ich nie etwas Freudiges gesehen und gehört hatte, wo ich mit der größten Gleich-

gültigkeit mehrmals jeden Tag hinüberging, dort, wie ein Wunder! sehe ich Henneberg; sich sehen, sich kennen war Eins.

Diese liebenswürdige Persönlichkeit, dies Geschick, sich in alle Menschen zu finden, niemals unbeholfen und schüchtern, so viel Weltklugheit und so jugendlich und unbefangen, so hervorleuchtend durch Kenntnisse und Talente und doch so bescheiden in seinem Wissen, seinem Thun — ja, ich schwärmte und fühlte mich selig im bloßen Anschauen; du bist mein Ideal — sagte ich ihm mündlich und schriftlich, in Prosa und in Versen; Oden auf Oden folgten, Alles zur Verherrlichung unserer Freundschaft. Die Gegenwart bot mir so viel, daß ich gar nicht erst an die Zukunft zu denken brauchte.

Die vielen Stunden, die vielen Tage, wo wir beisammen waren, mit einander lasen oder sprachen, waren oft eben so viel Stunden und Tage zum wechselseitigen Verständnisse über das Wesen der Poesie, über Rhythmik, Reime, Assonanzen, über die verschiedenen Dichtungsarten, über die englische und deutsche Litteratur u. s. w. Schon in den ersten Tagen erhub sich ein arger Streit. 'Seit der Herzog todt ist, sagte mir der Buchdrucker Meyer, paßt Ihr Calender-Gedicht*) nicht mehr, Sie müssen den Schluß ändern und wenigstens den Tod des Herzogs darin anbringen.' Ich thue das. Aber ich habe nur für eine halbe Strophe Platz, denn darunter waren die Vier Jahreszeiten und die Sonnen- und Mondfinsternisse. Hier hieß es also sich kurz fassen, und so schloß ich denn:

Und Fried' und Freiheit ist errungen
In blut'ger Schlacht bei Belle-Alliance;
Doch Wilhelm starb, starb muthdurchdrungen —
Heil Ihm, Heil Ihm im Siegeskranz!

*) 'Gedanken beim scheidenden Jahre. Nach der Weise: Was ist der Mensch? halb Thier, halb Engel ꝛc.'

Ich eile damit zu Henneberg. 'Das gefällt mir nicht!' entgegnete er mir, und ich werde stutzig: 'Lies es doch ordentlich!' hilft nichts, er bleibt dabei. Jetzt spricht sich jeder aus, und die Bahn zur Freimüthigkeit bei allen künftigen Mittheilungen ist gebrochen.

Unterdessen hatte sich zu uns noch ein Poet gefunden, der uns durch seine wilde Phantasie in Erstaunen setzte, dessen sonstiges Thun und Treiben uns aber, wenigstens mir, niemals so recht gefallen wollte, und dies war Köchy, der Sohn desselben Professors, der bei einer Gelegenheit, als von mir die Rede war, ausrief: 'Ah c'est le poëte le grand!' Ich bewunderte oft im Stillen die herrliche Anlage Köchy's und ich konnte es nie unterlassen sie zu loben, obschon ich wußte, daß jedes Lob seiner Eitelkeit noch mehr Nahrung geben würde und jede Anerkennung seiner Vorzüge ihn zum Mißbrauche derselben noch mehr aufmuntern konnte. Und wirklich, alles Schlimme, was ich bei meiner Gutmüthigkeit in Bezug auf Köchy fürchtete, begegnete mir. Es war einmal so üblich geworden, sich einander poetisch der Freundschaft zu versichern. Was thut Köchy? Er schreibt ein langes, bogenlanges Gedicht an mich und auf mich; ich fange an zu lesen, natürlich mit einem freudigen Gefühle; ich lese es zu Ende und — weiß gar nicht was ich gelesen habe. Ich fange bedächtiger an und finde nun, daß das Ganze nichts als der schauderhafteste Unsinn ist in schönen Worten mit hinundwieder schönen Bildern, aber doch ein solcher Unsinn, daß ich über diese Kunst mich am Ende mehr freute als ich mich über die schlechte Absicht ärgerte.

Daß ich die Fopperei nicht gleich merkte, ist erklärlich aus meiner damaligen poetischen Richtung. Von Michaelis 1815 an bis Weihnachten war Kosegarten mein Liebling. Ich hätte

wol in dieser schwärmerischen Zeit, wo sich mein inneres Leben so mächtig entwickelte, keine unglücklichere Wahl treffen können. Hundertstrophige Erzählungen, Romanzen, Balladen, Naturgemälde schrieb ich jetzt, und das war mir nur so ein Spaß. Ich hatte schon im Sommer ein viertes Heft meiner eigenen Werke angefangen und das war nun schon so dick wie die übrigen, und darin befanden sich noch nicht einmal die vielen Uebersetzungen aus dem Martial, Ausonius 2c.

Die Stadt- und Landestrauer wurde bald durch Freude und Jubel unterbrochen: die Siegesberichte aus Frankreich folgten schnell nach einander. Der Buchdrucker Friedrich Krampe druckte Kriegsberichte und Alles was er von wichtigen Nachrichten auftreiben konnte, als fliegende Blätter, die dann für einige Pfenninge zu haben waren. Krampe leistete darin mehr als je Napoleon, es kam ihm auf einige Nullen gar nicht an: 100,000 Gefangene, 10,000 Kanonen und 20,000 auf dem Schlachtfelde gebliebene Franzosen! Er vervielfältigte auch fleißig die vielen Spottgedichte, die damals öffentlich feil geboten wurden und reißenden Absatz fanden. Ich hatte mir eine Sammlung solcher fliegender Blätter angelegt, die bald zu einem dicken Bande gedieh, der mir leider später durch vieles Verleihen verloren ging.

Napoleon wurde abermals wie zu Ende des Jahres 13 todtgeschimpft, todtgedichtet, todtgesungen. Aus den Schimpfwörtern auf ihn hätte man ein ganzes Wörterbuch machen können. Ich hatte Napoleon gehaßt, aber die Anbeter und Vergötterer seiner Sieger wurden mir in ihrer Sicherheit verächtlich. Die Caricaturen waren oft nicht besser als diese gemeinen Spottlieder: man stellte den Mann, vor dem sich einst die Fürsten Europas gebeugt hatten, als Heckelträger, als

Metzger u. dergl. dar, oder als Leiermann, der da singt: 'Es kann ja nicht immer so bleiben.' Auch gab es ein Bildniß Napoleons aus lauter Schlangen zusammengesetzt mit einem Spinnengewebe statt Sterns auf der Brust. Sein leicht zu treffendes Bildniß wurde in Gefäßen angebracht, deren Namen man in anständiger Gesellschaft nicht zu nennen wagt.

Die Ferienzeit über beschränkte ich nicht mehr wie sonst auf meine Heimat. Anfang Mais reiste ich über Helmstedt, wo ich den Hofrath Wiedeburg besuchte, nach Halberstadt zu meinem Bruder und verlebte mit ihm frohe Pfingsttage. Ende Mais ging ich zur silbernen Hochzeit meines Vetters Boes. Es war ein sehr sinniges, heiteres, ein wahres Freudenfest, das mir eine lange liebe Erinnerung blieb.

Am 2. August feierten wir Schüler das Geburtstagsfest unsers alten lieben Lehrers, des Directors Heusinger. Die Classe war schön ausgeschmückt und wir harrten seiner Ankunft in feierlicher Stimmung. Die Thür öffnet sich, er wird freudig begrüßt und ist sehr gerührt von der einfachen, aber herzlich gemeinten Überraschung. Lentz überreicht sein Gedicht, welches er im Auftrage aller verfaßt hat. Darauf treten Henneberg und ich heran und überreichen auch jeder ein Gedicht. Als ich ihm nachher noch einen Besuch abstattete, war er sehr gerührt und dankte mir abermals herzlich.

Mit diesem Tage endet mein Tagebuch.

Der alte Heusinger*) war ein Schulmann von altem Schrot und Korn, gewissenhaft in seinem Amte, Kraft mit Milde paarend, für das Wohl seiner Anstalt unablässig thätig, im Unterricht gründlich und streng. Er machte einen ehr=

*) Conrad Heusinger, geb. zu Wolfenbüttel 1752, † 12. Jan. 1820.

würdigen Eindruck, wenn er an seinem Tische das Buch in der Hand, den Oberkörper etwas nach vorn gebeugt, dasaß und dann mit seiner kräftigen Stimme sich vernehmen ließ. Mehr als diese sagten seine großen geistvollen Augen — ein Bild, das an Friedrich den Großen erinnerte. Er war reich an Erfahrungen über Lehre und Schulzucht, seit October 1790 stand er dem Catharineum vor und hatte es zu einer Lehranstalt erhoben, woraus viele ausgezeichnete, ja berühmte Männer*) hervorgingen. Scheinbar kümmerte er sich um keinen Einzelnen, aber er that es, und verfolgte die geistige und sittliche Entwickelung der Schüler und suchte sich ein Urtheil zu bilden, das oft freilich sehr scharf ausfiel, aber doch im Allgemeinen zutreffend war. Als Hauptlehrer in Prima hatte er ein Album angelegt, in welches sich jeder Neuaufgenommene selbst einschreiben mußte. Später fügte er seine Bemerkungen hinzu**), die ich hier so weit sie mich und meine Mitschüler betreffen, als Beilage mittheilen will.

Noch im hohen Alter war sein Geist sehr rege und thätig, er begleitete theilnehmend die Fortschritte auf allen Gebieten des menschlichen Wissens. Eine scherzhafte Geschichte aus den letzten Jahren seines Lebens bestätigt das.

Eines Nachmittags kam er die Hagenbrücke entlang. Der Seitenpfad ist dort sehr schmal. Eine Bauersfrau mit der Kiepe kommt auf ihn zu und versperrt ihm den Weg. Wie sie ihn mit den vielen Büchern unter dem Arme sieht, fragt sie ihn: 'Na, geit hei denn ôk immer noch in de

*) Joh. Friedrich Carl Gauß, Carl Lachmann.

**) Von diesem wußte ich nichts mehr. Ich war erstaunt und erfreut, als ich am 18. Nov. 1865 in Braunschweig durch die Güte des Herrn Oberlehrers David Giffhorn das Album zur Einsicht erhielt.

Schaule?' — 'Ja, liebe Frau, man kann nie genug lernen.'

Nach Heusinger muß ich hier noch dankbar erwähnen meines Lehrers Petri.*) Er war seit 1814 dritter Ordinarius und erklärte uns die lateinischen Classiker. Ein Mann von vielseitiger Gelehrsamkeit und erfüllt von humanistischen Ideen. Sein Blick war ernst, oft finster, so daß man sich eher abgestoßen als angezogen fühlte. Bei näherem Verkehre fand man in ihm einen offenen, theilnehmenden Character, gefällig in Rath und That. Sein Unterricht war sehr belehrend und anregend.

Der Ernst des Lebens bleibt nicht aus. Meine Eltern drangen in mich, daß ich mich jetzt für ein Brotstudium bestimmt erklären sollte; sie wünschten die Theologie, ließen mir aber freie Wahl. Da ich selbst die Nothwendigkeit eines solchen Entschlusses erkannte, so entschloß ich mich bald und wählte die Theologie. Dennoch kümmerte ich mich wenig darum, ob ich denn dazu gehörig vorbereitet sein würde, wenn ich schon zu Ostern Braunschweig verließe. Ich war und blieb dabei ganz unbefangen, hing meinen Lieblingsneigungen nach und dachte, in Göttingen wird sich Alles finden. Das Hebräische hatte ich noch nicht angefangen, und in den Originaltext des Neuen Testaments nur so gelegentlich hineingeblickt. Diese leichtsinnartige Unbekümmertheit lag in meinem freien Leben: wir thaten alle bis auf wenige was wir eben wollten, und wenn wir nur keine dummen Streiche verübten, die Schularbeiten gehörig einlieferten und in den Lehrstunden bestanden, so waren wir unantastbar

*) Victor Friedrich Lebrecht Petri, geb. zu Bernburg 21. Februar 1782, † 4. Febr. 1857.

und der alte ehrwürdige Heusinger sprach dann recht gerne von 'Meinen Primanern'. Leider aber überschritten wir auch mitunter den Kreis dieser verneinlichen Tugenden, und ich war ebenfalls mit dabei, wenn es darauf ankam, die Primanerfreiheit zu behaupten oder wo möglich zu erweitern.

Durch den Verkehr mit einigen Schülern meines Alters ward ich meiner poetischen Welt etwas entfremdet. Ihre Unterhaltung gefiel mir und ich gewöhnte mich leichter daran als an ihre Persönlichkeit; so nahe sie mir durch gleiche Ansichten über mancherlei Dinge standen, so blieben sie mir doch in Herzensangelegenheiten sehr fern. Was mir Henneberg geworden, konnten sie weder ahnden noch mir nachfühlen, wie hätten sie ihn mir ersetzen können? Dennoch raubten sie mir manche schöne Stunde, die ich mit ihm zubringen wollte, manchen Abend, wo ich für mich allein glücklicher gewesen wäre. Doch was thut nicht Gewohnheit? Allmählich hatte ich mich an meine Prosaiker gewöhnt und verkehrte fleißig mit ihnen. Nachmittags spazierten wir zuweilen zum Kaffee hinaus, Abends saßen wir manchmal zu Biere. Konnten oder mochten wir nicht unter uns sein, wählten wir irgend ein Bierhaus, suchten uns einen guten Platz zum Hören und Sehen, und kannegießerten mit den guten Pfahlbürgern. Wenn wir ihnen dann ganz ernsthaft die unglaublichsten Geschichten erzählten und sie glaubten daran, so hatten wir unglaublichen Spaß. Auch ich kam so in das Witzeln und Spötteln hinein, daß ich bei allem Beifall meiner Umgebung doch oft mir selbst unausstehlich wurde, denn meiner klaren Verstandesstimmung war oft nichts mehr heilig, selbst mein Hang zur Poesie erschien mir abgeschmackt und nur höchstens noch dazu passend, ihn als Gegenstand des Witzes zu verbrauchen. Meinen Lehrern konnte diese

anscheinend gänzliche Umwandlung meines Wesens nicht entgehen, wenigstens dem alten Heusinger nicht, der sich noch am meisten um mich bekümmerte. Ich war der Kindheit entwachsen und der damit verbundenen Schüchternheit und fühlte mich, mehr als ich sollte. Kein Wunder, daß Heusinger, dessen Liebling ich beinahe zwei Jahre gewesen war, über meine jetzige Denk- und Sinnesweise ungehalten sein mußte; er fühlte zu seinem Bedauern sich veranlaßt, mich väterlich zu ermahnen, und als ich ein Abgangszeugniß verlangte, ging er so weit, mir schriftlich zu bescheinigen, daß ich ein anderer Mensch geworden sei. Für den Augenblick verdroß mich das sehr, ich wollte das Zeugniß auf der Stelle zerreißen, weil ich es ja doch nie gebrauchen konnte, bald aber erschien mir die Sache anders, ich legte es fein sauber gefaltet in meine Schublade und bewahre es noch jetzt als ein Heiligthum auf: es ist das einzige schriftliche und amtliche Zeugniß, welches meines Wissens auf meine Veranlassung über mich ausgestellt ward.

Freilich war ich ein anderer Mensch geworden! Ich hätte untergehen müssen in dieser einzigen ewigen Gefühlsrichtung, in dieser Phantasieschwelgerei, worin ich es verschmähte, mich und Alles um mich näher kennen zu lernen, um nur nicht meine Welt zu zerstören. Diese Schwäche junger Poeten hatte ich nun erkannt und suchte durch ein frisches männliches Streben nach Klarheit meiner bewußt zu werden und mich vor aller Gemüthsschwäche zu bewahren.

Schade, daß ich aus dieser Zeit nichts aufgezeichnet habe, ich würde die Worte: wo Bewußtsein ist, nur da kann Tugend sein — auf manchem Blatte finden. Aber schon daß ich kein Tagebuch führte, ist ein Beweis für die Regsamkeit meines Ichs und den Reichthum äußerer Erscheinungen.

Der Blick in die Zukunft machte mich jetzt ziemlich ernst: ich fühlte, daß ich durchaus weder Lust noch Talent genug haben möchte, den ganzen theologischen Glaubens- und Wissensschatz glücklich durchzumachen, und doch schwatzte ich mir viel vor von Muth und Beharrlichkeit. So viel stand fest: die schönen Tage meines poetischen Lebens rückten immer ferner und schienen mir unwiederbringlich; an der Jacobsleiter meiner Wünsche und Hoffnungen kletterte ich nicht mehr hinauf, sondern herab. Die nächsten drei Stufen werden nun wol die Studentenjahre sein, dachte ich mir, wo du von einem theologischen Hörsaale in den anderen läufst; fünf oder mehr darauf folgende Stufen kannst du für die Jahre rechnen, wo du als Hauslehrer eines gnädigen Herrn in der Kinderstube schulmeistern, an seiner Tafel und an seinem Spieltische lückenbüßern mußt; noch einige Stufen bleiben dir dann, wo du als Candidat und wallfahrender Prediger um eine Pfarre und ein Weib werben mußt, und — dann ist es aus mit der Jacobsleiter, du bist glücklich auf der Erde angelangt, hast Pfarre, Weib und Kinder, und die Wünsche der Deinigen, wenn auch nicht deine sind erfüllt.

Noch ernster aber wurde ich bei der Besorgniß vor einer sehr drückenden Lage während meiner akademischen Laufbahn, die ich doch in Kurzem antreten sollte. Dort gab's andere, größere Bedürfnisse zu befriedigen als hier, und die größere Entfernung von der Heimat machte manche Unterstützung, wo nicht ganz unmöglich, doch sehr schwierig; auf baares Geld durfte ich wol vorläufig, aber doch nicht für die ganze Zeit meines Aufenthalts in Göttingen rechnen. Diese Besorgniß war leider begründet, da die Vermögensverhältnisse meiner Eltern sich nicht verbesserten.

Zu Frühlingsanfang verließ ich Braunschweig und begab mich an meinen Geburtsort. Nach einiger Zeit reiste ich dann zu Fuß mit meinem Jugendfreunde Ferdinand Hempel nach Göttingen, er wollte Forstwissenschaften, ich Theologie studieren. Sonntags 28. April trafen wir in Göttingen ein. Ich hatte nur gegen 20 ℔ Geld, aber einen Koffer unterwegs, beinahe zwei Centner schwer mit Büchern, Schriften und Wäsche. Den Tag darauf wurde ich unter Mitscherlich immatriculiert. Kaum Student geworden, mußte ich schon Geld borgen. Schöne Aussichten! Das geborgte war bald wieder ausgegeben, und wenn ich auch von Zeit zu Zeit einige Louisd'or erhielt, so konnte ich doch am Ende weiter nichts als Schulden bezahlen und Schulden machen. Das war das erste Mal, wo ich die Prosa des Lebens recht tief und schmerzlich fühlte! Ich, und ohne Geld, ich, einst in der Fülle aller Güter, ohne ein Bedürfniß zu kennen, ohne eine Sorge um den morgenden Tag zu ahnden, und jetzt ein Brotstudium und kaum einen Bissen Brot, ein Student, ein freier Mann und in der größten, widerlichsten Abhängigkeit!

Mein Vater hätte das alles wie ich auch fühlen müssen, aber er hatte so etwas nie erlebt. Meine Bitten, meine Klagen, mein ängstliches Flehen — ihn konnte es nie so rühren, wie ich es beabsichtigte, damit er meiner Noth abhülfe. Ihm war und blieb die Welt noch im Alter und bis an seinen Tod und zwar unter allen Verhältnissen gerade so wie er sie in seiner Jugend sich gedacht, sie geliebt und gehaßt hatte. Seine Briefe gehen selten auf den Gegenstand ein, über den ich mir Antwort erbat; es schien ihm viel zu unbedeutend, über Geld, Freitisch und sonst etwaige Unterstützung zu schreiben; alles andere, wenn es nur unmittelbar meine geistige Ausbildung betraf, besprach

er mit Wohlgefallen, und er fiel auf das Fremdartigste, wenn er nur glaubte, daß er irgend auf mich und die Art meiner Studien wohlthätig wirken könnte.

Obschon er mir mündlich das Dichten abgerathen hatte, so schien es doch nicht so recht sein Ernst damit zu sein. Das zeigte sich bald. Der erste Brief, den ich nach Hause schickte, war so ringsum vollgeschrieben, daß ich ihn ohne Umschlag nicht füglich auf die Post geben konnte; die Stelle, wohin die Adresse gehört, blieb leer und ich schrieb ganz fein darüber: 'Diese Stelle ist für eine Xenie.' Das war meinem Vater willkommen und er füllte sie mit folgenden Worten aus:

'Dürstet nach Wissenschaft, Jüngling, dein Herz,
Du stehst am Quell, nimm den Becher
Und trink aus dem Born der höhern Weisen.
Hier winken die Musen dir alle,
Gieb dich aber der lyrischen besonnen nur hin!'

Ich hatte den Wunsch meines Vaters, nicht mehr zu dichten, nur zu wörtlich erfüllt. Wer weiß, ob ich jemals wieder darauf gekommen wäre, wenn mich nicht ein eigenes Mißgeschick wieder in poetische Studien geführt und so zum Poeten gemacht hätte.

Dies Mißgeschick war, daß meine drei theologischen Collegia, die ich von Ostern bis Michaelis 1816 hörte, mich der Theologie gänzlich entfremdeten.

Ich hörte beim alten Planck Kirchengeschichte und verstand kein Wort: der hochgelehrte ehrwürdige Herr hatte ein sehr schlechtes Organ und sprach noch dazu Alles schwäbisch aus. Ich blieb bald weg.

Ich hörte bei Pott hebräische Grammatik, besaß aber gar keine Vorkenntnisse, schrieb ein schönes Heft und das war alles was ich dabei gewann, nicht einmal die Buchstaben weiß ich

mehr. Ich hörte bei demselben die größeren Paulinischen Briefe, war sehr fleißig, aber fühlte mich durch die unwürdige Behandlung eines so hohen Gegenstandes meines künftigen Berufes sehr verletzt.

Nun kam noch dazu ein viertes Collegium, das mich ebenfalls nicht recht befriedigte. Ich hörte Logik bei Gottlob Ernst Schulze, dem weiland berühmten Gegner Kant's. Sein Vortrag war klar, aber fortwährend unterbrochen durch ein 'ä pä', und die trockene Logik wurde einem erst recht trocken. Ich höre ihn noch immer, wenn er begann: 'Meine hochzuverehrenden Herren!' dann eine kleine Pause machte und fortfuhr: 'Die Fontaine auf dem Markte ist eine Realität', oder: 'Wer ein Mädchen mit einem schwarzen Flecke im Gesichte heirathet, und den schwarzen Fleck nicht weiter berücksichtiget, der hat abstrahiert.'

Um mich für diese Collegienprosa schadlos zu halten, beschäftigte ich mich gern mit Philologie und deutscher Litteraturgeschichte und besuchte fleißig die Universitäts-Bibliothek, diese Bibliothek, die in mancher Beziehung so einzig in ihrer Art ist, die sich so auszeichnet durch ihren großen Reichthum, ihre musterhafte Aufstellung, ihre genügenden Kataloge, ihre vortreffliche Verwaltung, ihre gefälligen kenntnißreichen Beamten, die Bequemlichkeit ihrer Benutzung: wie angenehm, daß sie jeden Tag mehrere Stunden Jedem geöffnet ist, daß man sich in den großen Räumen niederlassen und sich ausbitten kann was man ansehen und nachschlagen will, und daß man nun noch eine genügende Anzahl Bücher zu wochenlanger Benutzung ins Haus erhält. Dieser freigebigen Göttinger Bibliothek verdanke ich wenn nicht mehr, doch eben so viel als der theueren Heftweisheit der Göttinger Professoren.

Mein Vater hatte sich einen ganz anderen Gang meiner Studien gedacht; er schrieb darüber in Claudius'scher Manier*) sehr naiv und empfahl mir besonders Physik, Geographie und Anthropologie.

Leider kam diese Empfehlung zu spät: das erste halbe Jahr war hin und ich fühlte mich gezwungen, mir einen eigenen Studienplan zu entwerfen, den ich auch eifrig verfolgen wollte, sobald ihn mein Oheim gutgeheißen hätte. Mein Oheim, immer noch Pfarrer H. zu Mühlhausen im Waldeckschen, hatte mich seit dem Jahre 11 nicht gesehen, auch weiter nichts von mir gehört. Wie mußte es ihn überraschen, als er auf einmal einen Brief vom kleinen Heinrich bekommt, worin derselbe sich als Mitglied der Georgia Augusta ankündigt! Am 16. Sept. erfolgte statt Antwort ein kurzes Einladungsschreiben, am 19. reiste ich zu Fuß ab, mein Reisegefährte war der Studiosus Heiner, ein geborener Waldecker.

Zu einem reisenden Studenten gehörte damals vor allen Dingen ein ledernes Ränzelchen mit grünem Wachstuche überzogen, das auf dem Rücken getragen wurde und etwas Wäsche und ein Commersbuch enthielt. Ferner gehörte dazu ein leichter Rock, in der Seitentasche eine Brieftasche, gestickt von der Hand einer Schwester oder liebenswürdigen Freundin nebst Stammbuch-

---

*) Diese Manier kommt in vielen Briefen vor: der vom 11. Juni 16. 'Herr Student' beginnend, schließt also: 'Lebe er nun wohl, Heinrich, und werde er kein Löwe im Fressen und Saufen, lasse hübsch die Menschen ungeschoren, kucke fleißig nach den Sternen, und besuche auch die Gottesäcker, was ich wol mag.' Ein anderer Brief vom 19. Juli 16 schließt so: 'Genug, ich recommendiere Dir des Grafen Chesterfield's Briefe zu Herzen zu nehmen und sage A Dieu.' Und auf der dritten Seite steht ein großer Todtenkopf mit zwei Knochen und der Unterschrift: 'Lebe, wie du, wenn du stirbst'.

blättern und getrockneten Blumen, Zeichen der Erinnerung an schöne Tage, ferner ein Pfeifenrohr von wohlriechendem Weichselholz mit einem Lemgower Meerschaum- oder Ulmer Holzkopf, eine geschenkte Geldbörse, die nirgend, wohin man sie auch steckte, Beschwerden verursachte, endlich ein Ziegenhainer von echtem Hörlitzholz (cornus) mit den eingeschnittenen Namen der Freunde. So ausgerüstet waren auch wir beide und zogen fröhlich und wohlgemuth ins Waldecker Land. Obschon wir nicht wie unsere Vorfahren, die weiland fahrenden Schüler 'heischen' (betteln) gingen, so versäumten wir doch nicht, die Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen. Am dritten Tage kamen wir nach Külte, einem waldeckischen Dorfe und kehrten beim Pfarrer ein. Herr Heiner, Oheim meines Reisegefährten, empfing uns sehr freundlich. Die guten Leute wußten gar nicht was sie uns Liebes erweisen sollten und versüßten uns wirklich das Leben: noch am Nachmittag wurde ein Bienenstock ausgebrochen und uns der herrlichste Scheibenhonig vorgesetzt. In Westuffeln dagegen, unserm vorigen Nachtlager, ging es uns nicht eben besonders, und am anderen Morgen wurden wir noch sehr unangenehm überrascht: Heiner's neue Stiefel waren gegen zwei alte schlechte vertauscht. Sofort mußte der Hausknecht zu Rosse den reisenden Juden nachreiten, holte sie wieder ein und der Stiefeltauscher mußte auf offener Straße Heiners Stiefel ausziehen.

Den folgenden Tag erreichten wir Twiste am Fuße des Trappenberges. Der dortige Pfarrer begleitete mich nebst seiner Familie über den Mühlhauser Wiesengrund und führte mich in die Arme meines Oheims, seines Freundes.

So groß die Freude des Wiedersehens, so groß war die Freude des Beisammenseins. Wir mochten sein wo wir wollten,

zu Hause, im Felde oder auf Reisen, überall gab's Veranlassung uns gegenseitig auszusprechen. So oft ich von meiner Theologie begann, stimmte mein Oheim entschieden dagegen; seine Gründe waren meist immer dieselben, die auch ich mir selbst anführte, er fand aber in seinem Leben den allertriftigsten, und dessen Richtigkeit war mir so vollkommen einleuchtend, daß ich also eigentlich gegen gar nichts etwas einzuwenden haben konnte. Also etwas Anderes! Das war bald ausgesprochen, wer aber wußte vorherzusagen, ob dies Andere auch das Bessere für mich sein müßte? Meine Wahl ließ nicht lange auf sich warten: ich erkor die Philologie. Mein Oheim stimmte bei. Er hing ziemlich stark am classischen Alterthume, und das kam wol mit daher, er hatte zu spät sich damit vertraut gemacht, anfangs zu viel Mühe, zuletzt aber, besonders unter seinen Amtsgenossen zu viel Ehre davon gehabt; er kannte die Griechen und Römer ganz gut und sprach ein hübsches Latein. Jetzt pries er mir das Studium der alten Litteratur, wie wichtig, ja nothwendig es für jeden Gelehrten sei. Nun ja, meinte ich, so will ich denn einmal Philologie studieren! Der Vorsatz war ernstlich genug gefaßt, ob ich ihn aber vollständig ausführen würde, bezweifelte ich selbst; mir ahndete schon nichts Gutes, wenn ich so viel über die falsche Anwendung der Philologie hörte, wie sie den Geist an Kleinigkeitskrämereien gewöhnte und ihn darin erstickte, und statt Mittel zu anderen Dingen zu sein, lediglich als Zweck betrachtet würde. Nahm ich nun an mir selbst wahr, daß mich eine gewisse Neigung zur deutschen Sprachforschung, deutschen Geschichts- und Sittenkunde &c. ja eine Art von Instinct zu Dingen hintrieb, die sich selten mit dem Studium des classischen Alterthums vertragen, so wurde ich erst recht bedenklich bei meinem neuen Plane. Vor-

läufig jedoch kümmerte ich mich nicht weiter um die Zukunft und benutzte was der Augenblick mir bot: Bei den vielen Ausflügen mit meinem Oheim (Corbach, Arolsen, Canstein) besuchte ich Kirchen, Kunst- und Gemäldesammlungen, Naturaliencabinette, Bibliotheken, die Gelehrten und die Kirchhöfe, zeichnete das für mich Merkwürdigste auf, schrieb Urkunden ab, machte Auszüge aus Büchern und Handschriften*) und fertigte ein waldeckisches Idiotikon an, wozu mir die Dienstboten und Anwohner des Pfarrhofes täglich Beiträge liefern mußten.

Vier Wochen waren seit meiner Ankunft wie im Nu vergangen. Reich an schönen Erinnerungen und Erfahrungen nahm ich herzlich dankend Abschied von meinem Oheim und den Seinigen und ging über Landau und Wilhelmshöhe nach Cassel.

Während man daselbst den 18. October kirchlich feierte, veranstaltete man in Fallersleben, wie ich später brieflich erfuhr, ebenfalls eine Feier, aber eben keine würdevolle: Abends nämlich sollte ein Ball sein. Mein Vater fand das sehr unpassend, einen Tag so trauriger Erinnerung, an dem tausende Deutsche ihr Leben geopfert hatten, auf diese Weise zu feiern, und nahm nicht Theil. Da erschien ein Pasquill auf ihn — der schanderhafteste Unsinn in gemeinen Ausdrücken. Mein Vater bekam es in die Hände, malte einen Eselskopf darunter und nagelte es an die Wand, damit es Jeder lesen sollte. Jetzt aber konnte er sein Gefühl nicht unterdrücken und vor einer großen Gesellschaft sprach er sich allerdings sehr stark aus. Da trat ein hochgestellter Patriot auf: ‘Ich habe Ihren Lästerungen

*) Bei dem Pastor in Heddingshausen (Kreis Brilon), einem sehr liebenswürdigen gelehrten Mann fand ich eine Handschrift des Heldenbuchs vom Jahre 1442.

lange genug zugehört — ich werde Sie denunciieren.' — Mein Vater erwiederte: 'Brauchen Sie dazu Papier und Dinte? so will ich Ihnen das gleich hersetzen lassen.'

Am 19. October kam ich nach Göttingen zurück. Ganz erfüllt von meinem neuen Studienplane ging ich sofort auf die Bibliothek und lieh mir allerlei Bücher über Geschichte, Encyclopädie und Methodologie der Philologie und über allgemeine Litteraturgeschichte. Während ich so für mein Selbststudium gesorgt hatte und dann selbiges eifrig trieb, hörte ich einige philologische Vorlesungen von Dissen und die Ästhetik bei Bouterwek.

Es gehörte mit zum guten Tone, gerade dies Collegium über Ästhetik zu besuchen. Der Andrang war groß: es mochten gegen 200 Zuhörer sein; alle Bänke in dem ziemlich großen Raume waren besetzt. Er las des Abends; auf jeder Bank brannten einige Talglichter, auf seinem Katheder zwei Wachskerzen. Schon ehe er kam, war es ziemlich still, so wie er auf dem Katheder stand, trat eine feierliche Stille ein. Wenn er in das Heft sah, um einen neuen Satz zu beginnen, hörte man nur das Geräusch von vielen hundert Federn, wie ein sanftes Geschrille italienischer Cicaden. Der Mann hatte etwas Salonartiges, seine Haltung wie seine Sprache war gewählt und vornehm, es klang Alles als ob es sehr geistreich, von niemandem noch je so gesagt worden wäre: 'Homer, einer der größten Dichter aller Zeiten und Völker', über Shakespeare mit eben der Wichtigkeit: 'Shakespeare, einer der größten Dichter aller Zeiten und Völker', und bei Rafael di Urbino: 'Rafael, einer der größten Maler aller Zeiten und Völker'. Obschon sich Alles was er vorbrachte aus einem Handbuche der Ästhetik und der Kunst- und Litteraturgeschichte besser und

gründlicher hätte lernen lassen und auch billiger (sein Collegium kostete 2 Louisd'or!) so läßt sich doch nicht leugnen, daß seine Vorlesung sehr anregend war und daß viele zum ersten Male von den großen Erscheinungen auf dem Gebiete des Schönen etwas Näheres zu hören bekamen. Merkwürdig, daß der Mann halb taub und halb blind war, zwei Gebrechen, die mit einem Ästhetiker sich wol am wenigsten vereinen lassen. Mir war er übrigens als Litterarhistoriker viel bedeutender, er hat durch seine Litteraturgeschichte die Bahn gebrochen zu einer auf die Quellen sich gründenden, nicht aller und jeder Überlieferung nachbetenden Darstellung. Er schrieb damals an dem letzten Bande seiner Geschichte der deutschen schönen Litteratur und da war es mir unangenehm, daß ich den von ihm so oft angezogenen Jördens (Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten) niemals von der Bibliothek geliehen erhalten konnte, weil er ihn als Erbpächter immer unter seinen Büchern hatte. Von der neueren deutschen Poesie schien er nicht viel zu halten. In seinem Buche (11. Bd. S. 436) spricht er sich zwar noch anerkennend genug aus, in seinen Vorlesungen aber sprach er nur spöttelnd von 'unseren jungen Romantikern'. Dissen, eine schmächtige Gestalt, gebrechlich und zerbrechlich: wenn er ausging und fiel, brach er sich Arm oder Bein, dabei geistreich, lebendig, gründlich, seinen Gegenstand möglichst erschöpfend, viel Selbstgedachtes und Erforschtes, dem Schüler gegenüber offen und theilnehmend. Ich war einige Male bei ihm und bin nie ohne Rath und Trost von ihm heimgekommen.

So war also mein neuer Studienplan ins Leben getreten. Es handelte sich jetzt noch darum, ihn meinen Eltern mitzutheilen. Ich schrieb demnach an sie, allerdings etwas schüchtern aber doch begeistert von dem was ich jetzt trieb, und bat zugleich

meine Schwester Auguste, mir Winckelmann's Schriften und Lessing's Laokoon in Braunschweig zu kaufen. Was erhalte ich zur Antwort? wie ich's nur wünschen konnte. Der Brief meines Vaters vom 7. Januar 1817 beginnt:

'Mönchlein! Mönchlein! Du gehst einen schweren Gang! Philologie, Studium der Antike, Ästhetik und daß sich Gott erbarm! Philosophie dazu!' — 'Paulus, Du rasest, oder ad astra!' Und darauf folgt eine Schilderung meines ganzen gelehrten Thun und Treibens, wie es sich in der Zukunft gestalten würde. Es ist schön genug geschildert, aber so schön konnte es nur einem Vater erscheinen, der die Kunst und seine Kinder zärtlich liebt. Schon seh' ich Dich — schreibt er — da, und da, 'aber vor allem sehe ich Dich am Golf von Neapel dem Vesuv gegenüber, und dann in die Schluchten von Herculanum und Pompeji kriechen. Möge alles dies zu Deinem Frieden dienen; ich bin vielleicht dann schon zu meinen Vätern gegangen'.

Dies Eingehen in meine Ansichten, diese Billigung meines Vorhabens war für mich sehr rührend. Stand ich vor mir auch gerechtfertigt da, so wollte ich es auch vor meinen Eltern sein, und ich hätte Alles studiert, um nur ihren Wunsch und ihren Willen zu erfüllen.

Wegen meines Dichtens durfte sich niemand mehr Sorgen machen: seit Jahr und Tag hatte ich nicht mehr gedichtet. Und doch hatte man es zu Hause nicht vergessen, daß ich weiland viel gedichtet und auch Einiges drucken lassen, ja man schien Werth darauf zu legen, wie ich denn gelegentlich auch erfuhr, daß mein Vater um auf einer Geschäftsreise etwas für mich auszurichten, den Wunsch äußerte: 'Hätte ich doch Deine litterarischen Producte, so würde ich Alles besser betreiben

können', und am 6. Febr. 1817 wiederholte er diesen Wunsch, wahrscheinlich in Bezug auf einen ähnlichen Zweck, wie denn auch meine Schwester Auguste sich an demselben Tage ein Gedicht ausbat, mit welchem sie ihrer Freundin einen Vogel im Gebauer überreichen wollte, und als Grund ihrer Bitte hinzufügte: 'Du hast ja manchem Deiner Freunde schon eins gemacht'.

Den 11. Februar antwortete ich:

' — wundert Euch nicht, liebe Eltern, daß ich weder Gedichte noch sonst was der Art schicke. Kann ich kein großer Dichter werden, so will ich nicht weiter wagen im kastalischen Quell zu schöpfen. — — Daß ich einst dichtete, war mehr jugendlicher Leichtsinn für die Sache des Vaterlandes als innerer Antrieb. Und meine Freunde hatten nicht geirrt, wenn sie mich mit spöttelnder Schalkheit Barde nannten. — — Nur der elterlichen Liebe und der Freundschaft konnte ich durch meine Tändeleien ein Lächeln abgewinnen.'

So verging denn endlich dieser erste Winter in Göttingen, und als der Frühling kam, da zog's mich unwiderstehlich hinaus dem Kranich gleich in die Heimat, um einen Plan auszuführen, den ich aus Noth und Neigung entworfen hatte. Dieser Plan besagte weiter nichts als: Du sollst philistrieren, d. h. von Ostern bis Michaelis bei Dir selbst Collegia hören in Deiner Vaterstadt. Meiner Schwester Auguste setzte ich in fünf Paragraphen die Gründe, welche mich hiezu bewogen, so wie die Bedingungen auseinander, unter denen ich nur dieser meiner Absicht gemäß in Fallersleben den Sommer hindurch leben könnte. Ich erwartete viel und durfte es erwarten, weil ich doch längere Zeit mit den Meinigen leben konnte: 'Ich hoffe Euch selbst eine Freude zu machen (schrieb ich). Wahr-

scheinlich wird es das letzte Mal sein, daß ich im väterlichen Hause sorglos, in der kindlichen Ruhe vergessener Tage verweile. Kehr' ich mal wieder heim, in späteren Jahren heim, wenn Gott mein Leben fristet, dann irre ich als Flüchtling unter Euch'.

Ebenso trauete ich meiner treuen Liebe zu geistiger Beschäftigung und dem Ekel am Philisterthume so viel zu, daß ich um ihretwillen auf Alles leicht verzichten würde was mich irgend stören und zerstreuen könnte:

' — schon werd' ich selbst gezwungen (heißt es in einem §.), geschieden mit der halben Welt zu leben, weil meine Freuden und Vergnügungen mit den herkömmlichen Begriffen von Freuden und Vergnügungen gänzlich streiten'.

Ich erhielt im Februar Briefe genug, worin mir in Bezug auf meinen Plan alles Mögliche versprochen ward, lauter schöne Hoffnungen, aber keinen Pfennig Geld, und ohne meine Schulden bezahlt zu haben, konnte ich und wollte ich Göttingen nicht verlassen. Endlich aber erschien Geld und ich ward flott.

Wie ich zu Hause ankomme, freut sich Alles inniglich. Ich sehe dann zu, ob die nöthigen Einrichtungen für mich getroffen sind, und siehe da, es ist nichts geschehen. 'Ja, fing Auguste an, ich will Dir die Stube erst ausmalen!' Die Mutter versetzte: 'Dein Bette ist bestellt und wird in diesen Tagen fertig!' u. s. w. Kurzum, mein Lieblingszimmer, sonst so freundlich und einladend, war jetzt unwohnlich gemacht. Nach einigen Tagen, kurz nach dem Osterfeste, verließ ich das Haus und ging nach Magdeburg zu meinem Bruder.

Es war mir sehr angenehm, daß ich zu diesem kleinen Ausfluge einen Reisegefährten fand. Mein Jugendgenosse

Heinrich Dreyer, Studiosus der Theologie, hatte die Ferien bei seiner Mutter zugebracht und stand eben im Begriffe, nach Halle zurückzukehren. Wir fuhren mit unserm Wagen bis Helmstedt und setzten dann noch unsern Weg zu Fuß fort. Auf dem Helmstedter Brunnen gedachten wir zu übernachten, aber da war Alles wüst und öde. Als wir in den ehemaligen Gesellschaftssaal eintraten, sahen wir am andern Ende einen Mann in eifriger Arbeit am Webstuhle. Auf unsere Ansprache erwiederte er kopfschüttelnd: 'Liebe Herren, hier ist kein Wirthshaus mehr, auch gar kein Unterkommen — Sie müssen nach Moorsleben gehen.' Auch gut. Wir wanderten weiter und erreichten in der Dämmerung den Ort. Leider entsprach das Wirthshaus sehr wenig seinem hübschen Äußern. Ein Zimmer mit Betten, hieß es, könnten wir nicht bekommen, wir müßten vorlieb nehmen mit einem Strohlager in der Gaststube. 'Darauf können wir unmöglich eingehen, sagte ich meinem Freunde. Weißt Du was? geh Du zum Pastor, begrüße das Handwerk, klag' ihm unsere Noth, ich bleibe unterdessen bei unserem Gepäck.' Er hatte keine rechte Lust; weil ich aber den guten Einfall gehabt, so konnte er wol das Übrige thun.

Er trifft vor der Pfarre die junge Tochter des Herrn Pastors, redet sie freundlich an und sagt den Zweck seines Besuchs. Sie ist bereit es ihrer Mutter zu sagen und diese es ihrem Manne vorzutragen. Sofort ertönt die frohe Botschaft, wir möchten nur kommen.

Wir wurden sehr freundlich empfangen und speisten mit dem Herrn Pastor zu Nacht. Er hatte eine große Freude, eine größere als wir noch: er wurde durch einen Halleschen Studenten an seine akademische Zeit erinnert. Mit jugendlicher Lebhaftigkeit erzählte er von seinen Halleschen Lehrern und

Studiengenossen, dann mußten wir von dem jetzigen Leben und Treiben erzählen, er stellte dann Vergleichungen an mit dem damaligen, und so unterhielten wir uns bis in die Nacht hinein. Den andern Morgen frühstückten wir zusammen, dann gab er uns das Geleit eine weite Strecke hinaus und herzlich dankend nahmen wir Abschied.

Die Gegend bot uns nichts dar was uns hätte freuen können, wir waren aber noch sehr erfreut über den gestrigen schönen Abend, und so vollendeten wir in heiterer Stimmung schnell genug den langweiligen Weg.

Als wir bei dem ersten Festungsposten anlangten, wurden wir angehalten. Mein Freund hatte neben seiner Matrikel einen Paß, er wurde nicht weiter beanstandet. Mit meiner Matrikel ging es mir schlecht. Der Unterofficier entfaltete die große Urkunde, schüttelte den Kopf und machte die geistreiche Bemerkung: 'Och Latein versteht kein Schwein.'

Ein Soldat mit Ober- und Untergewehr begleitete mich nun wie einen Sträfling durch die ganze Stadt bis ins Polizeigebäude. Dort wurde ich denn nach dem Zwecke meiner Reise gefragt, woher? wohin? 'Ja, sagte ich, meine Herren, mein Zweck ist sehr einfach: ich will meinen Bruder besuchen, den Regierungs-Calculator Hoffmann.' Ich konnte doch nicht sagen 'zum Vergnügen', denn sonst hätte es mir auch gehen können wie jenem Reisenden, der ins Fremdenbuch als Zweck der Reise 'zum Vergnügen' hineingeschrieben hatte und den andern Tag vor die Polizei geladen wurde: 'Hören Sie, das ist sehr verdächtig — es hat sich hier noch niemand zum Vergnügen aufgehalten.'

Jetzt wurde mir ein Polizist mitgegeben. Da ich nur den Hausbesitzer und die Straße, aber nicht die Hausnummer

angeben konnte, so wurde in verschiedenen Häusern nachgefragt, ob der Calculator Hoffmann dort wohne. Als immer ein entschiedenes Nein erfolgte, so wurde dem Polizisten eigen zu Muthe, ich las schon aus seinen Mienen, als ob er mich für einen argen Schwindler hielte. Endlich geriethen wir in das rechte Haus. Der Wirth öffnete meines Bruders Wohnung, ich warf meinen Ränzel mitten in die Stube, zog mir die Stiefel aus, stopfte mir eine Pfeife, legte mich auf's Sopha, bestellte mir zu essen und zu trinken und that als ob ich zu Hause wäre; dann stöberte ich die Bücher durch und las nach so liebevoller Behandlung Thümmel's Inoculation der Liebe. Unterdessen verhandelte der Polizist noch lange sehr eifrig mit dem Wirthe, und machte es ihm zur Pflicht, ja ein wachsames Auge auf den sehr verdächtigen Menschen zu haben und ihm durchaus nicht den lateinischen Schein eher wieder zu geben, als bis sich die Sache aufgeklärt habe.

So saß ich denn nun da und wartete auf meinen lieben Bruder. Es wurde 10, es wurde 11 Uhr, mein lieber Bruder kam nicht. Die Angst des Wirths, der zwar den Glauben, aber nicht den Muth mit der Judith theilte, wuchs von Minute zu Minute. Da kam mein Bruder als Rettungsengel. Als er draußen Licht in seinem Zimmer sah, glaubte er, seine Freunde hätten sich einen Scherz gemacht und spielten eine Partie. Er war noch mehr überrascht, als er mich behaglich mit der langen Pfeife auf dem Sopha ausgestreckt vor sich sah. Wir lachten noch lange über den Diensteifer des Polizisten und die Angst des guten Staatsbürgers.

Schon damals fingen die Behörden an, jedem jungen Menschen, der bequem und deshalb oft auffällig gekleidet war, oder gar eine greise Turnjacke und leichte Mütze trug, für

staatsgefährlich zu halten und ihm besonders das Reisen zu verleiden.

Mein Bruder behielt mich einige Wochen bei sich und bot Alles auf, mir den Aufenthalt lehr- und genußreich zu machen.

Eines Tages kehrte ich mit Stock und Tasche und tüchtig vom Gewitter durchnäßt heim, ich eilte gleich in mein Zimmer, und siehe da, überall Farbentöpfe und Reibsteine und an der Wand ein Gerüst, aber von der breiten Blumeneinfassung ist erst etwa eine Elle lang gemalt. Großer Gott! rufe ich, das ist doch zu arg! Am folgenden Morgen ging ich ohne ein Wort zu sagen zum Thore hinaus auf Braunschweig zu, um dort bei meinen Freunden Alles abzuwarten. Hier kaufte ich mir dänische und holländische Bücher und besorgte mir einige Kleinigkeiten und kehrte nach einigen Tagen wieder nach Fallersleben zurück. Die Malerei war auch jetzt noch nicht sonderlich weit gediehen, ich aber hatte des Wartens satt, malte den Rest der schönen Guirlande und richtete mir mein Zimmer so ein, daß es mir darin gefallen konnte. Obschon mir viel Zeit vertrödelt war, so blieb mir doch bis zu den Michaelisferien noch genug übrig. Ich studierte nun allgemeine Sprachlehre, Lateinisch, Griechisch, las den Homeros und die Nibelungen, lernte Holländisch und brachte es im Dänischen so weit, daß ich mich bald unterhalten konnte und zwar mit einem Kopenhagener Tischlergesellen, der nach Fallersleben verschlagen war, gute Schulkenntnisse besaß und sein Handwerk gut verstand.

Ich lebte sehr zurückgezogen, nur meinen Studien und meiner Familie. So poetisch ich oft gestimmt war, wenn so viele Erinnerungen an eine glückliche Kindheit in mir erweckt wurden, so dachte ich doch gar nicht ans Dichten. Ernst und nachsinnend wandelte ich oft von meinem treuen Pudel Asgard

begleitet im Felde und Gebüsche umher, pflückte mir Wiesenblumen für meinen Arbeitstisch und suchte schöne Aussichten auf, oder ich blieb in unserem Garten, pflanzte Blumen, nahm Samen auf, band die Reben und Ranken empor, oder ruhte im Schatten der Lindenlaube.

Die Michaelisferien gingen zu Ende, ich packte meine Schriften und Bücher zusammen und machte mich reisefertig. Der Studiosus Zernial, der sich von Berlin mir zum Begleiter angemeldet hatte, war bereits angekommen. Er wollte wie ich seine Studien in Göttingen fortsetzen. Wir traten die Reise zusammen an. Zernial erregte schon durch seine äußere Erscheinung die Aufmerksamkeit aller die mit ihm in Beziehung kamen. Er war von mittlerer Größe und starkem Körperbau. Sein Gesicht deutete auf magyarische Herkunft, die Formen waren stark und unschön. Aus den Zügen las man den Schmerz über ein verfehltes Leben und den fortwährenden Kampf leidenschaftlicher Sinnlichkeit mit edleren Gefühlen. Er hatte von Jugend auf viel Geschick und Neigung zum Studieren gezeigt, aber seine Eltern scheueten die großen damit verbundenen Kosten, und so mußte er denn zum Berufe seines Vaters, dem Schlächterhandwerk sich bequemen. Im Jahre 1812 hielt er sich in Helmstedt auf als Geselle bei einem Fleischermeister. Ich besuchte ihn dort öfter und er klagte mir dann mehrmals sein schreckliches Loos: ‘Wie unglücklich fühle ich mich! Ich habe doch nun auf der Gotteswelt nichts zu thun als Schafe, Schweine, Kälber, Kühe und Ochsen zu kaufen und zu schlachten! Meine Eltern sind Schuld an dem ganzen Unglücke; sie haben mich gegen meinen Willen und meine Neigung zu einem Stande gezwungen der mich anekelt. Ich werde mich todt saufen, um nur bald aus diesem Elende herauszukommen.’ — Wirklich war

er ernstlich darauf bedacht, diesen schrecklichen Vorsatz auszuführen. Er hatte schon früher seine Gesundheit nicht geschont, doch seine Jugend und seine kräftige Natur hielten die schlimmen Folgen zurück. Jetzt aber ergab er sich dermaßen dem Trunke und führte ein so wildes Leben, daß ihm ein naher plötzlicher Tod bevorstand.

Mir that das weh und ich konnte doch nicht helfen: wer einmal so weit gegangen, der kann sich selbst nur noch helfen, tausend andere Stimmen reden nicht so kräftig zu ihm als die einzige Stimme seines besseren Ichs. Aber auf Einmal war Zernial mir aus den Augen gekommen und für mich wie verschollen. Zu meiner großen Freude, aber auch eben so großen Verwunderung höre ich, daß er bei seinem Schwager*) in Berlin lebt und dort — studiert.

Durch den kurzen Umgang vor unserer Abreise hatten wir uns ziemlich genähert, auf der Reise selbst noch mehr, in Göttingen unterhielten wir dann einen traulichen Verkehr, an dem noch ein dritter theilnahm.

Dieser dritte war Krawinkel. Schon die Art, wie wir mit einander bekannt wurden, zeigte, daß er nicht zu den gewöhnlichen Menschen gehörte.

Eines Morgens klopft's an meiner Stubenthür, ich sitze an meinem Tische, arbeite ruhig fort und rufe: 'Herein!' und wer tritt hinein? Ein schlanker, wohlgebaueter Jüngling mit einem runden ausdrucksvollen Gesichte; seine Augen, die bald sanft, bald scharf mich anblicken, sind lieblich blau und seine Wangen matt geröthet; in der Linken hält er eine lange Pfeife mit einem Meerschaumkopfe — so kommt er auf mich zu und

*) Dem nachherigen Oberprediger Zernial in Straußberg, † 12. December 1846.

reicht mir die Hand. Ich stehe etwas verlegen auf — ich hatte ihn ja noch nie gesehen, obschon er mir gegenüber, nur einen einzigen Schritt von mir wohnte, — und sehe ihn an, begierig auf das was er sagen wird. Da erzählt er mir denn mit großer Unbefangenheit, daß man ihm gesagt habe, es sei so Sitte in Göttingen, seine Nachbaren zu besuchen und mit ihnen gute Freundschaft zu halten. 'Nun ja, versetzte ich, warum denn nicht? Das wollen wir thun.' Und ich muß gestehen, daß wir von diesem Augenblicke an nicht erst Freunde werden durften, sondern es wirklich waren. Ich lud nun Zernial bald zu mir ein, auch er lernte Krawinkel kennen. Wir kamen dann den ganzen Winter hindurch mehrmals die Woche zusammen.

Zur classischen Philologie zog mich jetzt der Beruf: ich hörte bei Dissen Terenz und bei Welcker Sophokles. Ich wurde mit mehreren Philologen bekannt. Wir gründeten eine lateinische Gesellschaft: nach der Reihe sollte jeder eine Abhandlung in lateinischer Sprache liefern über irgend einen Gegenstand aus der Alterthumswissenschaft, darüber sollte dann lateinisch disputiert werden und die übrige Unterhaltung sollte immer lateinisch sein. Mitglieder waren Dilthey, Eduard Jacobi, Wüstemann und Wachler (Neffe des Breslauer Oberbibliothecars), die alle außer dem letzten als Philologen rühmlich bekannt geworden sind. Die Idee war schön und der Eifer anfangs sehr groß. Bald aber fehlte allen Zeit oder Lust eine Abhandlung auszuarbeiten. Ich kam meiner Verpflichtung nach mit einer Ausarbeitung de colore togae romanae. Ich hatte mich viel damit gequält und war zu dem Ergebniß gelangt, daß die Farbe der römischen Toga weiß gewesen sei. Unsere Gesellschaft durfte nicht erst den bald folgenden Auszug mitmachen, sie hatte sich schon vorher in Wohlgefallen aufgelöst.

Lehr- und genußreicher als diese Philologica war für mich das Collegium von Fiorillo über Kunstgeschichte. Fiorillo, obschon in Deutschland geboren und erzogen, war und blieb doch wie sein Name ein Italiener. Seine ganze Künstlerbildung und Richtung war, seit er in Rom und Bologna sich in der Malerei ausbildete, italienisch. Er hatte sich vom akademischen Künstler zum akademischen Gelehrten emporgeschwungen; er war außerordentlicher Professor und dann sogar ordentlicher geworden. Er las Kunstgeschichte und obgleich er nichts mehr und nichts Besseres aus der Geschichte geben konnte als was er hatte drucken lassen, so war doch seine Mittheilung über das Technische in den zeichnenden Künsten eine vortreffliche Vorschule zum Verständniß der Künstler und ihrer Werke. Auf einen zusammenhängenden Vortrag mußte man freilich verzichten. Es war oft so als ob ein Handwerker, der sein Fach gut versteht, aber in der Sprache nicht recht fortkann, etwas erklären wollte. Er konnte nicht einmal richtig sprechen und mischte allerlei französische und italienische Brocken hinein, was sich denn oft possierlich anhörte. Sehr lehrreich und angenehm war trotzdem jede Stunde: die Hauptwerke berühmter Künstler suchte er uns durch Kupferstiche zu veranschaulichen, und wenn er seinen Vortrag geschlossen hatte, so konnten wir uns mit Muße und mehr noch besehen als erwähnt worden war. Als Aufseher der Kunstsammlungen wußte er sein Collegium höchst interessant zu machen und es war seine zwei Louisd'or werth.

Um das Studentenleben hatte ich mich bisher wenig gekümmert, es gehörte ja auch mit zum guten Tone, so wenig als möglich Studenten zu kennen. Und dabei stand man sich gut: man war sicher vor diesen kalten, vornehmen, empfindlichen Musensöhnen, wie sie damals massenhaft nur in Göttingen

gediehen und gedeihen konnten. Ein Vereinsleben war kein Bedürfniß, ein paar hundert Landsmannschafter beherrschten das große Heer der Wilden, das doch wol über anderthalb tausend stark sein mochte. Die Corps bestimmten den Comment, hielten Commerse und maßten sich das Recht an, in allen Studentenangelegenheiten, bei öffentlicher Vertretung, Ehren- und Duellsachen die einzige Behörde zu sein. Seitdem durch die Feier des Wartburgfestes angeregt die Gründung deutscher Burschenschaften eifriger betrieben wurde, machten wir auch in Göttingen Versuche damit. Aber unsere Versammlungen waren erfolglos, Göttingen war einmal kein Boden für Burschenschaften. Die Corpsburschen, die doch gesetzlich verboten waren, wurden vom Prorector zum Thee eingeladen, und — es blieb Alles beim Alten. Wie hätte auch so etwas entstehen können an einem Orte, wo noch nie in die Seele eines königlich großbritannisch-hannoverischen Hofraths der Gedanke 'Deutschland' gedrungen war?

Feinheit in der Tracht und im Benehmen wurde den Göttinger Studenten nachgerühmt und freilich mit Recht, aber man ging oft in beiden Dingen zu weit, daran waren jedoch auch die Professoren mit Schuld. Bei gewissen konnte man nur im Frack und mit dem Cylinder einen Besuch machen, und hatte man gar das große Glück, zum Thee eingeladen zu werden, so mußte man ballmäßig erscheinen. Es war schwer, mit den Professoren bekannt zu werden, fremd wie man ihnen blieb, so blieben sich auch die Studenten: man saß ein halbes Jahr lang in demselben Collegium und hatte mit seinen Nachbarn nie ein Wort gesprochen; man wohnte Jahr und Tag in einunddemselben Hause, ja in demselben Stockwerk mit vielen zusammen und erfuhr kaum etwas von ihnen, ja man bekam sie oft nicht einmal zu Gesicht.

Daß man sich anständiger und rücksichtsvoller gegen einander benahm als auf anderen Universitäten, war ganz hübsch, doch geschah es oft mehr aus Besorgniß anzustoßen als aus Neigung und Überzeugung. Eine gewisse Harmlosigkeit im Verkehre mit Studenten, die man wenig oder gar nicht kannte, hörte ganz auf. Wie es einem gehen konnte, der nicht die mindeste Absicht hatte, jemanden zu beleidigen, mußte ich selbst erfahren. Eines Tages hatte ich bei Fiorillo mich ein klein wenig übergebogen, um den Kupferstecher eines schönen Blattes — es war Desnoyers — zu erfahren. Mein Nachbar fühlte sich dadurch gekränkt. Ich sagte ihm zu meiner Entschuldigung: 'ich wollte ja nur den Namen des Kupferstechers lesen.' Gott weiß, was er verstand! Ich sitze des Nachmittags auf meiner Stube, da klopft's. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel kommt ein Student, mit dem Hut auf dem Kopfe und den Ziegenhainer in der Rechten. Es ist Christiani. Ich freue mich sehr seines Besuchs, er verstand gut dänisch und hatte eben damals seine Übersetzung von Öhlenschläger's Hugo von Rheinberg drucken lassen. Ich bitte ihn Platz zu nehmen. Er steht wie eine Säule, und spricht dann ein großes Wort gelassen aus: 'Ich muß Sie coramieren: haben Sie meinen Freund beleidigen wollen?' — 'Durchaus nicht. So und so ist die Sache gewesen.' — Nachdem der Cartellträger sich damit befriedigt erklärte, glaubte ich, er würde bei mir verweilen. Keineswegs, das wäre wider den Comment gewesen. Er ging. 'n Morgen!

Es lag mir übrigens auch gar nichts an einem Gesammtverkehre, höchstens daß ich mich für den Sohn eines berühmten Mannes interessierte, z. B. Baggesen. Mir genügte der kleine Kreis meiner Freunde, und ich hatte ja auch alle Hände voll zu thun. Meiner Schwester Minna konnte ich deshalb den

5. December mit Recht schreiben: 'Bis jetzt habe ich noch kein müßiges Stündchen verlebt in meinem neuen Leben und kann mich dessen wol rühmen, wenn ich gleich aller Orten das liebe, liebe Briefschreiben außer Acht gelassen habe. Ich bin kein Geschäftsmann im strengen Sinne des Wortes, bin nur Student. Aber Student, welch ein ungeheures Geschäft! Eine halbe Ewigkeit möcht' ich mir erkaufen, um nur immer zu studieren!'

1818. Das neue Jahr begann. In der Neujahrsnacht, als es eben zwölf schlug und draußen gelärmt, gejubelt und geschossen wurde, saßen wir ganz ruhig und gemüthlich beisammen, Zernial, Krawinkel und ich, und wie es schien schaute jeder ungetrübten Blickes zurück in die Vergangenheit und vorwärts in die Zukunft. Wir führten unter einander ein sehr reges geistiges Leben: wir unterhielten uns über Kunst und Litteratur, Philosophie und Welt, und tauschten unsere Ansichten aus. Jeder fühlte sich zu dem anderen hingezogen, und wenn er auch mitunter durch Widerspruch unangenehm berührt wurde, so trennte uns das nicht; bei der Mannigfaltigkeit unserer Bestrebungen und Richtungen konnte es sich auch nicht um Glaubens- und Wisseneinheit handeln.

Henneberg sah ich den ganzen Winter nur selten. Er war unter seine prosaischen Landsleute gerathen und, was noch schlimmer, in Heise's Pandecten. Wie oft rief ich ihm zu: 'O ich möchte ein Frühlingshauch sein und unter Deine Hefte fahren!' half Alles nichts: er stapelte seine Hefte bergehoch auf und ließ sich nicht irre machen, wie sehr ich auch in Bezug auf seine Gesundheit meine Besorgnisse äußerte und seine Heftweisheit belächelte. Der Frühling kam und mit ihm erwachte in Henneberg eine heiße Sehnsucht nach seiner Heimat; er fühlte

das Elend wohin ihn die edle Rechtswissenschaft gebracht hatte, am 4. März sprach er sich also gegen mich aus:

Es ruft mit tausend süßen Liebesstimmen
Der junge Lenz mich in die Heimat fort,
Der alten Sehnsucht heil'ge Sterne glimmen,
Im Herzen flüstert manches Ahnungswort.

Entfloh'n den schwarzen, siebenfachen Ketten,
Die mir das Recht und Menschensatzung wand,
Trink' ich das Blau und eile mich zu retten
In deinen Schoß, geliebtes Vaterland.

Dort, wo der Kindheit dämmernde Gestalten
Aus Duft und Klang und Säusel mir ersteh'n,
Da waltet ein geheimes Geisterwalten,
Da kann die Wehmuth sinnend sich ergeh'n.

Dort, wo um jede traulich süße Stelle
Das Nachgetön von schönen Stunden schwebt,
In jedem Blatt, in jeder leisen Welle
Der Klagelispel eines Seufzers bebt.

Kennst Du, mein Hoffmann, dies unnennbar tiefe,
Dies unaussprechlich sehnende Gefühl?
Als ob ein Geist in Blumenkelchen schliefe,
Leis' eingewiegt von Westen, lind' und kühl.

So denke mein, wenn nun der Mäonide
Auf kühnem Fittich Dich durch Welten reißt,
Und Dir im hohen, unerreichten Liede
Der grauen Vorzeit Götterkampf erschleußt.

So denk' ich Dein, wenn Cona's süße Stimme
Mir in der Seele Tiefen wiederhallt,
Wenn ich mit Milton Strahlenhöh'n erklimme
Und wenn sein Lichtgruß jauchzend mir erschallt.

Aber seine Sehnsucht ward nicht erfüllt: Heise's Collegium hatte ihn todtkrank gemacht und er mußte für seinen Fleiß wochenlang auf dem Krankenbette büßen. Ich habe ihn in

dieser traurigen Zeit oft besucht und neben anderen manche Nacht bei ihm gewacht. Am Charfreitag (20. März) kam seine Mutter. Erst am 14. April konnte sie den Kaumgenesenen nach Blankenburg mitnehmen. Nachdem er sich dort wieder erholt hatte, kehrte er nach Göttingen zurück, freilich erst ziemlich spät.

Der angenehme, geistbelebende Verkehr mit Zernial und Krawinkel war ungestört bis zum Frühlinge fortgegangen. Da wurde es plötzlich anders. Zernial, um vieles älter als wir, glaubte schon dadurch uns den Jüngeren gegenüber ein Vorrecht zu haben, nämlich uns Alles sagen zu dürfen, während wir uns Alles von ihm gefallen lassen sollten; er wollte, wenn nicht mehr, doch Alles besser wissen als wir. Seine heftige, anmaßende, von Unfehlbarkeit strotzende Art und Weise, sich und seine Ansichten geltend zu machen, brachte es dahin, daß meine bisherige Harmlosigkeit sich ihm gegenüber in Mißtrauen, meine frühere Theilnahme für ihn sich in Gleichgültigkeit gegen ihn verwandelte.

Sonderbar, daß ich und Krawinkel um eben diese Zeit in ein Meer von Mißverständnissen geriethen, woraus wir vorläufig nicht aufzutauchen vermochten. Er, einer der edelsten und herrlichsten Menschen, die ich je in der Welt kennen lernte, begabt mit tiefem Gefühle und einem scharfen Verstande, voll von hohem Sinne für Recht und Wahrheit, begeistert für eine Idee, der man sein Leben freiwillig hingiebt, wenn's darauf ankommt, er, der mich so herzlich, so unaussprechlich liebte, meine Freude in einer oft trüben Gegenwart war und meine beseligende Hoffnung für die Zukunft ward — sollte Alles, Alles für mich sein und bleiben, aber nicht mehr zu mir kommen, mich nicht mehr sehen, nicht mehr sprechen! Es war ein

wunderlicher Gedanke, daß zwei Menschen in dem Augenblicke, wo sie sich am meisten liebten, sich am unentbehrlichsten waren, sich eben da entbehrlich sein und freiwillig auf einander verzichten wollten und konnten!

Was vorhergegangen war, weiß ich nicht mehr. Am 12. April schrieb ich an ihn, nachdem ich eben von einem Spaziergange zurückgekehrt war, unter anderem: '— Warum sollen wir uns gegenseitig quälen? und Frieden da draußen suchen, den doch jeder von uns in sich finden kann und soll? Drum laß uns unsern Umgang abbrechen, der uns beiden nicht wohlthut, bis auf bessere Zeit.'

'Lebe denn wohl, guter Junge, denn weiter zu schreiben vermag ich heute nicht. Und sollt' es ein Traum sein, was Du so lieblich, so edel in mein Leben geflochten hast, siehe, ich würd' ihn nimmer verlieren — aber es ist Wahrheit. Und reineren Dank, der ihr und der Freundschaft gebührt, wird mein Leben Dir zollen. Und sollten wir uns nicht wiederfinden in dieser Welt — ha! dann giebt's noch eine bessere, schönere für uns, wo nicht mehr Geist und Herz in irren Bahnen kreisen.'

Krawinkel antwortete noch denselbigen Abend: '— — Der traurigste Beweis für die Kleinheit aller menschlichen Dinge und Seelen, die wir groß nennen, ist eben ihre Unvereinbarkeit, ihr Zwiespalt. Vollkommene Geister können sich nur lieben. Wo also Streit herrscht, mangelt beiderseits Vollendung. — Doch können wir uns beruhigen, als Jünglinge (also selbst nach den Jahren noch im Werden), als Hoffnungen (noch keine Erfüllungen, also noch keine Vollendungspunkte), endlich als noch zweifelhafte Hoffnungen (denn aus demselben Jüngling kann noch immer ein Cromwell oder Franklin,

Catilina oder Scipio werden). Wären wir selbst vollendeter, würde eine innige Verbindung inniger und leichter sein — so ist's nicht. — —'

'Ich verstehe Dich sehr gut, und wünsche Dir herzlich und wehmüthig mein bestes Lebewohl. Ich hoffe und erwarte von Dir vieles. Und jede einstige Erfüllung wird mir eine neue Freude bringen. Möge Dir der Gott der Liebe recht bald eine Seele zuführen, die ist wie Du bist, und möge diese Dir dann reichere und frohere Stunden bereiten, als ich es vermochte. Dein stiller und guter Geist wird mir nie entschwinden, und, edler Mensch, glauben wir, mit einem höheren Leben erringen wir auch uns wieder.'

Wie lange wir uns nicht sahen, weiß ich nicht mehr, wie ich denn ohne diese Briefe kaum wissen würde, daß zwischen uns je eine Quarantaine stattfand.

Die Osterferien waren begonnen. Meinem Wissensdrange folgte nun die Reiselust. Ich eilte nach Dransfeld zu meinem Freunde dem Postmeister Frank. Ich war gern und oft dort, immer ein willkommener Gast bei den lieben biederen Leuten. Des Abends blieben wir immer zu Hause. Nach Tische erzählte dann Frank vom spanischen Kriege, den er als westfälischer Officier mitgemacht hatte. Da hörte man denn noch schrecklichere Dinge von der dortigen Kriegsführung als sie gedruckt zu lesen sind. Er hatte vieles erlebt und seine einfache Erzählung war mitunter tief ergreifend.

Nach einigen Tagen kehrte ich heim. Ich fühlte mich wieder einsam und verlassen. Meine Freunde waren alle verreist, ich konnte nicht verreisen: das wenige Geld, welches mir von Hause zukam, reichte nicht aus um die allernothwendigsten Ausgaben zu bestreiten. Wie hätte ich reisen können! Es gab

Zeiten, wo ich wochenlang zu Mittag hungerte, um nur Abends auf dem Ulrichsgarten für zwei gute Groschen mich anständig satt zu essen. Zur Erdbeerenzeit habe ich vierzehn Tage lang zu Mittag nur von Erdbeeren und Weißbrot gelebt. Kein Wunder, daß ich mich aus Göttingen fortsehnte, schon um aller Nahrungssorgen überhoben zu sein.

Es war aber noch ein anderer Zweck, der mich hinaustrieb: die Angst, unter lauter Büchern zu verkommen und ein Stubenhocker zu werden.

Als ich vor der Pfingstzeit Forster's Rheinansichten las, da ergriff mich ein unwiderstehlicher Reisetrieb — ich war im Geiste überall, nur nicht in Göttingen. Ich mußte reisen, einerlei wohin? und so reiste ich denn mit meinem Freunde Reck zu seiner Familie in Greene. Es waren schöne Maitage in dem freundlichen Leinethale mit den waldumkränzten Höhen, den grünen Wiesen und Feldern, den Blüthenbäumen und Blumen in den Gärten.

Der kleine Ausflug hatte sehr wohlthätig auf mich gewirkt. Ruhig und heiter gestimmt kehrte ich zum Arbeiten zurück. Ich studierte Winkelmann's Werke und las mit großer Begeisterung seine Briefe. Täglich besuchte ich die Bibliothek, zunächst um zerstreute Nachrichten und Nachweisungen über griechische und römische Kunstwerke zu sammeln. Zu diesem Zwecke sah ich das ganze Magasin encyclopédique von Millin, 122 Bände durch.

Aber wozu das Alles? fragten mich meine Freunde. Das wußte nur ich und ich eben am besten: ich wollte ein zweiter Winckelmann werden, wollte mich dazu in Deutschland so weit als möglich vorbereiten, dann einige Jahre dem Studium der Kunst in Italien widmen und endlich zu demselben Zwecke nach

Griechenland gehen. Ich machte wirklich schon ernste Anstalten dazu: ich las Reisebeschreibungen, entwarf eine Litteratur derselben, trieb das Französische, welches ich etwas vernachlässigt hatte und stiftete mit Henneberg und Woltag eine Académie française, wo wir zunächst Rousseau lasen; wollte dann Italienisch und endlich Neugriechisch lernen, wozu mir Glarakes aus Chios behülflich sein sollte, wie er denn mir auch schon versprochen hatte.

Während ich von meinem großartigen Lebensplane ganz erfüllt war und dafür lebte und strebte, ereigneten sich die bekannten Studentenunruhen.

Ein Metzger hatte ein Kind umgerannt. Ein Student nahm sich des Kindes an und erhielt dafür von dem handfesten Metzger eine Ohrfeige. Der Beleidigte forderte durch seine Landsmannschaft Genugthuung, und vom Prorector ward Bestrafung des Beleidigers verlangt. Der Prorector verwies an die Polizeibehörde und diese schien nicht geneigt und zauderte. Da ward am 11. Juli eine Studentenversammlung gehalten und das Ergebniß war: am Abend erstürmte man das Haus des Metzgers und zertrümmerte Alles was darin war. Diese rohe Selbsthilfe, die nur von den Landsmannschaften beliebt und ausgeführt war, durfte nicht unbestraft bleiben, und die Regierung mußte einschreiten. Wie aber geschah dies? Am 17. rückte als kön. Commissarius der Hofrath Freiherr von Falck mit Husaren ein. Da seine strengen Befehle gegen die ganze Studentenschaft gerichtet waren, so wurde jetzt die ursprüngliche landsmannschaftliche Angelegenheit zur allgemeinen. Kaum hatte sich die Kunde von den Husaren verbreitet, so versammelten wir uns. Bald hieß es: Vorwärts! Durch das Gedränge war ich mit an die Spitze gekommen und führte nun den Zug an.

Wir zogen mit dem Gesange: 'Die Burschenfreiheit lebe!' vor die Wohnung des königlich großbritannisch-hannoverschen Commissarius und brachten ihm ein dreimaliges Pereat. Nach dieser großen That sangen wir noch ein Gaudeamus igitur, so feierlich, wie ich es nachher nie wieder gehört habe, und wurden dann durch die Husaren zersprengt.

Den folgenden Abend zogen wir, trotzdem daß vier nicht beisammen stehen sollten, truppweise auf den Straßen umher und verweilten auf und zwischen den Marktbuden und sangen und lachten, wenn die Husaren vorüberritten. Obschon wir unbewaffnet, ja völlig wehrlos*) waren, so fühlten wir uns doch sicher: die Marktbuden schützten uns. Zweimal waren die Husaren wie zum Angriff herangesprengt, und unter Gelächter und Gepfeife kehrten sie in die Weender Straße zurück. Da sprengten sie zum dritten Male heran, der Officier commandierte: Setzt ab! die Husaren hieben ein und verwundeten einige Studenten. Ich kam gut davon, ich hatte mich kurz vorher nach der Krone geflüchtet. Jetzt zogen wir vor das Haus des Stadtcommandanten, Alles schrie: Auszug! Auszug! Den anderen Tag wurde der Auszug in Scene gesetzt. Witzenhausen war als Sammelplatz bestimmt. Ich ging, weil ich zu einer weiteren Reise kein Geld hatte, auf die Rasenmühle. Den halben Tag kahnte ich dort auf dem wunderbar klaren Wasser. Ich lernte bei der Gelegenheit Friedrich Bluhme den Juristen kennen, was mir immer eine angenehme Erinnerung geblieben ist.

Montag den 20. Juli kehrte ich nach Göttingen zurück.

---

*) In Venturini's Chronik des 19. Jahrh. 15. Bd. (1818) S. 335 ist die Sache übertrieben dargestellt: von den Studenten war niemand bewaffnet, auch war kein Fußvolk zugegen.

Da hieß es denn: von jetzt an darf niemand mehr in Göttingen bleiben. Ich blieb aber noch den folgenden Tag und besuchte die Bibliothek. Alles wie ausgestorben. Der alte Hofrath Reuß wankte wie ein Schatten umher und kam an mich heran. Er kannte mich nämlich und hatte mich gern, obschon er immer sehr böse that, wenn ich jedes halbe Jahr zu ihm kam und die von ihm angekündigte allgemeine Litteraturgeschichte hören wollte. ‘Nun, das ist schön! sagte er ganz freundlich, seie Sie einer mit von de Gute, lasse Sie nur die andere alle laufe!’ — ‘Ach! Herr Hofrath, erwiederte ich zu seiner Betrübniß, morgen gehe ich auch fort.’

Ich ging auf einige Tage wieder nach Dransfeld, und kehrte erst zurück, als es bekannt wurde, daß die Verhandlungen der Studenten in Witzenhausen mit der Regierung zu keinem befriedigenden Ergebnisse geführt hatten. Das Ende vom Liede war: Göttingen zwei Jahre in Verruf, kein Ausländer darf es besuchen, die jetzt noch dort vorhandenen müssen es alle verlassen.

Dies große Ereigniß blieb nicht ohne großen Einfluß auf die ganze Göttinger Studentenwelt: man fühlte mehr die Zusammengehörigkeit, hielt sich nicht mehr an die alten überlieferten Formen, den steifen pedantischen Ton und verkehrte traulicher mit einander.

In dieser Zeit lernte ich meine eigentlichen Landsleute, die Lüneburger kennen, die in Theodor Meyer, mit dem Spitznamen Dr. Biber, ihren Vereinigungspunkt hatten. Biber wohnte in einem Gartenhause und war ein wahrer Herbergsvater: immer freundlich und heiter, mit einem Anflug von Humor wußte er uns zu vereinen und zusammenzuhalten, in Göttingen damals ein großes geselliges Verdienst. Ich lernte

durch ihn und bei ihm kennen die Lüneburger W. Nolte, Merckel, A. G. Lindemann, C. W. Lindemann, Langelotz, G. Küster, C. Francke; die Pommern v. Haselberg, v. d. Lancken, A. v. d. Öhe, v. Sobeck, Schlagenteuffel; den Meklenburger Scheibel und den Schwaben Philipp von Braunmühl.

Den Glanzpunkt des Verkehrs mit dem Biberschen Kreise bildete der Commers in den Ruinen des Hardenbergs am 17. August — eine denkwürdige Nacht, die auf allen Stammbuchblättern mit Erzählung vieler Einzelnheiten nachgefeiert wird.

Wir waren nur kurze Zeit zusammen. Ich nahm von allen Abschied auf Wiedersehen, aber nur wenige sah ich wieder.

Biber schrieb seinem Fuscus — so hieß ich wegen meines braunen Rockes —, auch wol nach Horaz Fusce pharetra, auf's Stammbuchblatt:

Fusco suo Polluci S. Castor!
Erst kurze Tage hat es uns verbunden
Und schon gebeut uns Trennung das Geschick;
Erinnerung der froh enteilten Stunden
Ist jetzt der Scheidenden alleinig Glück,
Und was vereinet Schönes wir empfunden,
Das raubt uns nicht der flücht'ge Augenblick.
Drum wollen wir getrost vereinet leben,
Sei nach dem Schönen ewig unser Streben.

So aber ging es mir mit vielen anderen aus dieser letzten Zeit, auf welche eben so wie auf ihn paßte was mir Bluhme zur Erinnerung schrieb:

Durch Zufall mußten wir uns finden,
Und eben dieser Zufall war bestimmt,
Weit uns zu trennen, nicht zu binden.

Am schmerzlichsten war mir der Abschied von Henneberg, der zu Michaelis nach Jena ging. Am 1. September über-

reichte er mir 'diese Worte bangen Abschieds und wehmüthiger Erinnerung':

Leb wohl, vergiß mein nicht, bald bin ich fern!
Vertrauend meines Herzens mächt'gem Triebe
Zieh' ich ins Land der Freiheit und der Liebe.
Da ist mein Vaterland, da strahlt mein Stern —
Leb wohl, vergiß mein nicht, bald bin ich fern!

Leb wohl, vergiß mein nicht! Mein Schutzgeist winkt
Und deutet lächelnd hin auf gold'ne Gauen:
„Da blüht dein Glück, da sollst du Hütten bauen.
Wo Treue lebt, der Gruß zum Herzen klingt."
Leb wohl, vergiß mein nicht! Mein Schutzgeist winkt.

Leb wohl, vergiß mein nicht! Das Leben stürmt:
O rette Dich im wilden Wogenspiele
Mit Dir, mit Deinem schöneren Gefühle
Zum stillen Ort, wo Liebe wacht und schirmt!
Leb wohl, vergiß mein nicht! Das Leben stürmt.

Leb wohl, vergiß mein nicht in stiller Nacht,
Wann trüb' und trüber nun Dein Lämpchen glühet,
Der Vollmond durch die ew'gen Räume ziehet
Und Alles schläft, nur Deine Wehmuth wacht —
Leb wohl, vergiß mein nicht in stiller Nacht!

Leb wohl, vergiß mein nicht! Der Sand verrinnt:
Bald gleit' ich auf der Sehnsucht leisen Wogen,
Bald bin ich still und selig hingezogen
Ins heil'ge Land, das meine Seele minnt.
Leb wohl, vergiß mein nicht! Der Sand verrinnt.

Leb wohl, vergiß mein nicht! Dann bin ich fern!
Wenn dann im Herbst die Blätter weh'n und fallen,
So werd' ich sinnend an der Saale wallen,
Die Blicke fest auf Deiner Heimat Stern.
Leb wohl, vergiß mein nicht! Dann bin ich fern!

So wehmüthig mich die Gegenwart stimmte, so froh und hoffnungsreich erschien mir die Zukunft. Zeugnisse dafür ent-

halten meine damaligen Briefe. Am 26. Juli sendete ich von Dransfeld aus an meine Schwester Minna folgende Zeilen:

Stimme der Vorwelt,
Heißt du mich pilgern?
Glückliche Hellas,
Habe Dank!

Heimischer wird mir,
Trag' ich im Herzen
Götter und Menschen,
Deine Welt.

Gutes Walhalla,
Neblichtes Erin,
Heute das letzte
Lebewohl!

Bringen die Horen
Wieder des Lebens
Schöneren Lenz mir
Früh' herab —

Ewig, Olympos,
Dann mit den hohen
Himmlischen Göttern
Sei gegrüßt!

Meine archäologische Liebe war zur Schwärmerei geworden, ich lebte und strebte nur für sie, 'sie war mein Taggedanke, war mein Traum.'

Es war eines Abends, als ich eben auf der Straße von Dransfeld ganz allein auf Göttingen zuwanderte. Wie ich eben aus dem Grohnder Holze ins Thal eintrete, da ist's mir, als ob sich die Zukunft vor mir enthüllen will, als ob Wald und Kornfeld, Wolken und Sonne mit mir redeten und Alles das guthießen was ich mir zur Aufgabe meines Lebens gemacht hatte: 'jenseit der Berge (so schrieb ich am 5. August meinem

Vater) glaubt' ich mich versetzt in Hellas und Hesperien. Meine Phantasie brütete lieblicher an dem großen Plane meines Lebens und die untergehende Sonne verlängerte meinen Schatten über dem Saatfeld und schien zu sagen: so groß kannst du am Abende deiner Tage sein!'

Die Ferien begannen diesmal früher als sonst. Die meisten meiner Freunde und Bekannten hatten bereits Göttingen für immer verlassen. Da ich das als Inländer nicht konnte, so wollte ich wenigstens vor Beginn des Winterhalbjahrs noch eine Reise machen. Ich schrieb nach Haus und bat um Geld. Am 27. August erhielt ich 2 Louisd'or. Da ich nicht mehr erwarten durfte, so trat ich wohlgemuth schon nach einigen Tagen meine Reise an. Ich gedachte über Cassel ins Waldeckische zu gehen, von da durch den Thüringer Wald nach Jena, dann zu meinem Bruder in Magdeburg und endlich durch meine Heimat nach Göttingen zurückzukehren.

In Cassel war mein Hauptaugenmerk gerichtet auf das Museum und die Bibliothek. Am ersten Morgen ist mein erster Gang nach dem Museum. Auf der Straße begegnet mir ein ältlicher Herr im braunen Rocke, ich rede ihn an: 'Können Sie mir nicht sagen, wo der Hofrath Völkel wohnt?' — 'Das bin ich selbst.' — 'Herr Hofrath, das ist mir sehr angenehm: ich wollte eben so frei sein, Ihnen einen Besuch abzustatten und einen Gruß des Herrn Prof. Welcker zu überbringen.' — Er war sehr freundlich, und so bat ich ihn denn, mir Gelegenheit zu verschaffen, das Museum zu sehen, dessen Director er war. Er beschied mich auf die Bibliothek, nach einer halben Stunde würde er sich dort einfinden. Ich erscheine um die bestimmte Zeit, denke, er sitzt schon drüben am Fenster, und gehe auf ihn zu. Das ist aber Jacob Grimm.

Ich weiß mir schnell zu helfen, bestelle einen Gruß von Welcker und unsre Bekanntschaft ist gemacht. Ich bitte ihn um die Einsicht des Handschriftenverzeichnisses. Nachdem ich Einiges gefunden was ich zu sehen wünsche, holt er es mir hervor, so auch einen Stoß Briefe von Gelehrten aus neuerer Zeit. Ich sehe sie durch und finde einen Brief Winckelmanns an den in Cassel noch in schlechtem Andenken stehenden Raspe. Hoch erfreut über meinen Fund nehme ich mir sofort Abschrift.

Unterdessen kommt Völkel, überreicht mir seine Beschreibung der Casseler 'antiken Sculpturen' (aus Welcker's Zeitschrift), führt mich in den Saal, wo sie aufgestellt sind, und schließt mich ein, er muß eben noch einige fürstliche Personen umherführen. Da studiere ich nun die Falten und Säume der Gewänder u. dgl., bis mich Völkel wieder erlöst. Ich gehe abermals auf die Bibliothek und unterhalte mich viel mit Jac. Grimm. Er ladet mich zu sich ein und schon am Nachmittag besuche ich ihn.

Ich fand ihn eben beschäftigt mit seiner Grammatik. Mehrere Bogen lagen bereits gedruckt vor. Ich sah und erstaunte, eine neue Welt ging mir auf, ich wurde nachdenklich und schwankend in meinen Plänen. Da ich den vorigen Sommer zu Hause dänisch gelernt hatte und in der letzten Zeit zu Göttingen auch holländisch, mich auch um deutsche Litteraturgeschichte gekümmert, so gab es in unserer Unterhaltung Berührungspunkte genug. Hatte schon in der Bibliothek seine Persönlichkeit auf mich gewirkt, so war das in seinem Zimmer unter seinen Arbeiten, Büchern und Handschriften jetzt noch mehr der Fall. Die Ordnung, die hier überall bis ins Kleinste waltete, der Fleiß, der aus Allem sich kund gab, die lebendige Theilnahme bei allen Dingen, auf welche die Rede

kam, Alles das gewann ihm meine innige Liebe und Verehrung.

Den anderen Tag sahen wir uns wieder auf der Bibliothek. Jetzt lernte ich auch seinen Bruder Wilhelm kennen. Nachdem wir uns eine Zeit lang unterhalten, überreichte ich jedem ein Stammbuchblatt. Jacob schrieb mir:

ein ieglich mensche enphat
darnach als ime sin herze stat.

Wilhelm:

lere unt meisterschafte sint guot,
swer aber sinnerichen muot
von angeborner tugent hat,
des witze get für allen rat.

Herzlich dankend und hoch erfreut nahm ich Abschied von ihnen beiden und auch von Völkel.*)

Als ich mit Jacob zusammen die Treppe hinab ging, erzählte ich ihm, daß ich nach Italien und Griechenland zu reisen beabsichtigte, um dort an Ort und Stelle die Überbleibsel alter Kunst zu studieren. ‘Liegt Ihnen Ihr Vaterland nicht näher?’ fragte er darauf in einem herzlichen, liebevollen Tone. Ich höre die Worte noch heute, die Worte vom 5. September 1818. Noch auf der Reise entschied ich mich für die vaterländischen Studien: deutsche Sprache, Litteratur- und Culturgeschichte, und bin ihnen bis auf diesen Augenblick treu geblieben.

So war mir denn Cassel von neuem lieb und werth

*) S. über ihn Jac. Grimm in der Casseler Allg. Zeitung 1829. Nr. 86 (daraus im Nekrolog der Deutschen 1829. S. 144—149). Dies schöne Denkmal collegialischer Freundschaft verdiente wol in die kleinen Schriften Jac. Grimm's aufgenommen zu werden!

geworden, und vergnügt setzte ich meine Reise fort nach Mühlhausen im Waldeckischen.

Mein Oheim empfing mich eben so herzlich wie sonst und that auch diesmal das Seinige, mir den Aufenthalt lehr- und genußreich zu machen. Vergebens wartete ich auf Geld, und war endlich gezwungen, da mir auch mein Oheim nichts ablassen konnte, mit dem Reste meiner kleinen Baarschaft weiter zu wandern.

So lange ich auf waldeckischem Gebiete war, ging Alles gut: ich kehrte überall bei den Herren Pfarrern ein, und das kostete weiter nichts als einen Gruß meines Oheims beim Empfange und einen schönen Dank beim Abschiede. Als ich aber ins Hessische gelangte, da verhielt es sich anders. In der Dämmerung erreichte ich eines Tages (21. September) Dagobertshausen. Ich sprach beim Herrn Pfarrer vor und fragte ganz bescheiden an, ob ich vielleicht für die Nacht ein Unterkommen finden könnte, ich wäre ein Göttinger Student. Ich sprach in eine Küche hinein, wo der Herr Pfarrer und seine Frau Gemahlin mit einem Bauern am Heerde saßen. Da dröhnte mir eine barsche Stimme entgegen. ‘Was will er? Hier ist kein Wirthshaus!’ und sich an den Bauern wendend: ‘Zeig er ihm doch mal das Wirthshaus!’ Ich dankte innig gerührt für die Zurechtweisung, womit die christliche Liebe mich armen Wandrer entließ, und folgte dem zweiten Er des Herrn Pfarrers ins Wirthshaus. War das eine schauderhafte Kneipe! Als ich etwas genossen hatte, wies man mir eine enge Kammer an, worin neben dem Bette allerlei Gerümpel stand. Außer einem kleinen Fenster war noch in einer Ecke ein großes Luftloch zu meinem Glücke. Ich schlief nur wenig, und als ich aufwachte, war die ganze Kammer voll Rauch. Eine Juden-

familie, die unten ihr Nachtlager genommen, hatte die Nacht große Wäsche gehalten. Der Rauch war auch zu mir gedrungen, doch war für seinen Durchzug gesorgt. Ich öffnete schnell Fenster und Thür, warf mich in meine Kleider, zahlte meine paar Weißpfennige und eilte von hinnen.

Endlich erreichte ich Eisenach. Im goldenen Anker befand ich mich ganz wohl: Herr Limbrecht war ein freundlicher Mann und billiger Gastwirth. Ich erbat mir ein Andenken, und er schrieb mir die beherzigenswerthen Worte:

Immer Munter ist die Hauptsache, saget Jh. Samuel Limbrecht, Wirth im Anker in Eisenach den 25. Sept. 1818.

Nachdem ich die einzige Merkwürdigkeit Eisenachs, die Wartburg in Augenschein genommen und auch noch den Kaiser Alexander von Rußland auf seiner Durchfahrt nach Weimar gesehen hatte, eilte ich weiter.

In Gotha ging es mir auch noch gut. Den Tag über war ich Gast des Dr. Jacobs, ältesten Sohnes des Hofraths. Ich weiß nicht mehr, wie wir mit einander bekannt wurden. Wir müssen uns sehr ähnlich gesehen haben, denn ich erinnere mich noch, daß wir sehr oft mit einander verwechselt wurden.*)

Von Erfurt weiß ich nur, daß ich im halben Giebel wohnte, der sich aber für voll bezahlen ließ.

In den Elephanten zu Weimar brachte ich noch drittehalb Kopfstücke. Ich traf gerade zu Mittag ein, als die Malzeit begann. Ich war sehr hungrig, beschränkte mich aber auf eine Tasse Kaffee mit Weißbrötchen. Dann sah ich in Gesellschaft mit einigen Studenten Alles was damals sehenswerth war,

*) Friedrich Jacobs war ein liebenswürdiger, gemüthlicher Gesellschafter und sehr gelehrter Arzt, s. Nekrolog der Deutschen 1833. S. 517 bis 524.

zahlte aber nur mit einem schönen Dank, was denn meine Begleiter eben so überraschte wie verdroß. Abends besuchte ich aber doch das Theater, das damals noch immer in sehr hohem Rufe stand. Romeo und Julia waren sehr billig, ich sah sie aber auch oben vom Paradiese. Bei allem Sparen und Hungern hatte ich doch den andern Morgen nicht so viel Geld, daß ich meine Wirthsrechnung bezahlen konnte. Ich mußte meinen Homeros als Pfand zurücklassen.

Bis jetzt befand ich mich ziemlich wohl bei allen Strapazen, denen nun einmal jedes Fußreisen, zumal jedes weite ausgesetzt ist. Nach und nach aber wurde mir ein Blutgeschwür an der rechten Backe sehr lästig, es war so dick und schmerzhaft geworden, daß ich mein Gesicht halb verbinden mußte. Trotzdem zog ich lustig mit meinen 20 Pfenningen, die mir übrig geblieben waren, über das Schlachtfeld von Jena. Die kleine Summe reichte eben hin zu einem Imbiß. Doch hatte ich dadurch leider meinen Hunger und Durst nicht gestillt, sondern vielmehr gereizt, und da dachte ich nun nach Art der weiland fahrenden Schüler mich an dem zu erquicken was der liebe Gott für Alle wachsen läßt: ich machte den Versuch, mir einige Zwetschen abzuschlagen, womit die Bäume reich gesegnet waren. Kaum hatten das die Bauern gesehen, so verfolgten sie mich auch schon mit ihren Hunden, ich mußte mein Heil in der Flucht suchen, und die Zwetschen blieben mir Äpfel der Hesperiden.

So ohne einen rothen Heller, hungrig und mit einer dicken Backe stellte ich mich auf dem Marktplatze in Jena aus und wartete das Mitleid meiner akademischen Brüder ab. Viele kamen neugierig heran, begrüßten mich und fragten mich aus; einige, die mich an meinem braunen Rocke erkannten, schrieen mir von ferne freundlich ihr Willkommen! zu — davon aber

hatte ich nichts. Endlich kam eine mitleidige Seele und führte mich als Gast heim. Vier Wochen lebte ich hier von einem zum andern mich einquartierend, am längsten bei einem Landsmann, dem Sohne des Consistorialraths Brackmann in Alfeld.

Das Jenaer Studentenleben war damals ein recht frisches, freies, reg- und strebsames, der Ton zutraulicher als anderswo, schon der allgemeine Du-Comment näherte einander, war freilich auch rücksichtsloser, indem er keine Schranken duldete, die man zwischen sich und anderen oft gern gezogen sieht, er hatte oft eine gewisse Derbheit, die nicht jeder vertragen kann. Das Gefühl der Zusammenhörigkeit war sehr groß; unter den Tugenden eines Burschenschafters stand wechselseitige Theilnahme und Gastfreundschaft oben an: Alles lebte mit einander und für einander. Es ging aber auch so einfach her, daß sich nur hier ein solches Gemeinleben durchführen ließ. Wie in geselliger Beziehung so machte man auch in anderer keine großen Ansprüche. Man ging nicht nur sehr einfach, sondern oft auch sehr nachläßig einher. Das Essen war weit schlechter als in Göttingen. Nebenbei machte es noch einen eigenen Eindruck auf mich, wenn man in der Rose zu Mittag speiste und mußte jede Scheibe Brot noch besonders bezahlen. Das Höchste was sich Abends erreichen ließ, war Gänsebraten in der sogenannten Knabei. Wein gehörte zu den Seltenheiten. Es dachte aber auch niemand daran, weil er zu theuer und zu schlecht war und das Lichtenhainer und Ziegenhainer Bier doch einmal höher stand als jedes Getränk der Vor- und Mitwelt.

In Jena war um diese Zeit ein sehr reges Leben und Treiben in der Studentenwelt. Zu dem eben hier tagenden allgemeinen Burschentage hatten sämmtliche Burschenschaften ihre Abgeordneten geschickt. Ich ging zuweilen in die Sitzungen,

die immer öffentlich waren. Für die Idee der Burschenschaft war auch ich beseelt, vielleicht mehr als mancher Burschenschafter, obschon ich weder dieser noch sonst einer Verbindung angehörte. Doch mißfiel es mir von Anfang an, daß so manche gar zu großen Werth auf das Äußere legten, Alles in Gesetze und Formen passen wollten und darüber das wahre Wesen vergaßen. Die unbedeutendsten Jünglinge, wenn sie altdeutsches Haar und Bart und altdeutsche Tracht trugen, hielten sich oft für mehr und besser als alle übrigen, die oft nicht so viel Geld hatten, sich einen Sammetrock uud ein Barett mit Reiherfedern anzuschaffen. Dies teutsche, biderbe Wesen vieler Turner, dem oft gar keine höhere sittliche und wissenschaftliche Bildung zu Grunde lag, war mir lächerlich und widerwärtig, weil durch Eitelkeit und Unnatur vieles Edle und Schöne aufs Spiel gesetzt ward und auch wirklich unterging. Hätten diese altdeutschen Jünglinge nicht die einzig echten Deutschen und was Besseres sein wollen als das ganze übrige Volk, sie würden nicht so mancherlei Gegner hervorgerufen, sondern der guten Sache Freunde und Förderer gewonnen haben.

Als ich am 18. October viele Studenten in ihrer grauen Turnertracht ihre Kunststücke machen sah mit einem Ernste als ob das Heil der Welt am Barren und Reck hinge, da mußte ich lächeln. Ich hatte als Junge ganz andere Kunststücke gemacht: ich war auf hohen Dächern spazieren gegangen und in die höchsten Wipfel geklettert. Und mein Vater, der keine Ahndung vom Turnen hatte, ließ einen langen schweren Heubaum auf seinen Zähnen balancieren und sprang über sechs quer gelegte große Fässer weg.

Das Interessanteste an Jena war mir Oken. Gleich in den ersten Tagen machte ich seine Bekanntschaft. Ich war

oft bei ihm. Der Verkehr mit ihm war anregend, lehrreich und angenehm. Wir sprachen über alles Mögliche, und ich mochte nun vorbringen noch so vielerlei, Oken sprach immer geistreich, anziehend und belehrend. Wo es galt, irgend etwas Gutes und Schönes zu fördern, war er bereit mit Rath und That. So theilte ich ihm eines Tages meinen Reiseplan mit. Er zeigte sofort die größte Theilnahme dafür und wollte einen großen Bericht darüber in die Isis rücken. Ich fand es übrigens doch gerathen, vorläufig darauf zu verzichten. Aber er konnte es nicht unterlassen, auf andere Weise dafür thätig zu sein: er machte mich mit allen dortigen Griechen bekannt, und diese verhießen mir in ihrer Heimat alle mögliche Unterstützung. Pappadopulos schenkte mir seine neugriechische Übersetzung von Goethe's Iphigenia und erklärte sich bereit, mich das Neugriechische zu lehren; ebenso gefällig zeigte sich auch Liverios aus Thessalien sammt den übrigen Griechen, deren Namen und Glückwünsche mein Stammbuch aufbewahrt.

So oft ich zu Oken kam, war ich ihm jedesmal willkommen. Mein Vertrauen zu ihm war so groß, daß ich es eines Tages wagte, ihm einige Distichen zu bringen. Er las sie und — fand sie vortrefflich. Da meinte ich denn, er könnte sie ja in die Isis aufnehmen. Er war bereit, und da er meine jetzige Lage kannte, so gab er mir zwei Louisd'or: 'Die Sachen sind viel mehr werth, fügte er hinzu, aber ich gebe gar kein Honorar, und darum müssen Sie so vorlieb nehmen.'

So erschienen denn in der Isis von 1818 und 1819*) nach und nach über hundert meiner Distichen und Tetrastichen.

*) 1818. Bogen 89**** und S. 1580, 1581. — 1819. Sp. 318—320, 478—480, 776—778. — 1820. Sp. 753, 754.

Alle diese Epigramme bezogen sich auf die damaligen deutschen Zustände, besonders in Hannover. Stoff gab es genug, auch in der Studenten- und Professorenwelt, die Philisterei und das Zopfthum grünten und blühten schon wieder in unserm Staats- und geselligen Leben, viele Köpfe und Hände waren beschäftigt, die alte gute Zeit wieder auf die Beine zu bringen und jedes Mißfallen darüber, jeden Widerstand dagegen als staatsgefährlich auszuposaunen. Wer in göttlichen und menschlichen Dingen eine freie Ansicht zu behaupten suchte und nicht einverstanden war mit den Mitteln und Wegen, welche die vaterländischen Regierungen einschlugen das Vaterland zu beglücken, der wurde mißliebig, und wenn er gar eine bedeutende Stellung einnahm und durch Wort und Schrift zu wirken verstand, so wurde er so lange gemaßregelt bis er sich fügte oder seine Stellung aufgab oder aufgeben mußte. Da ich mich nicht genannt hatte, so blieb meine Person unangefochten, und ich freute mich im Stillen, daß über meine Herzensergüsse Mancher sich gefreut und gelacht, Mancher sich aber auch geärgert hatte. Sie sind längst vergessen und ruhen in der dicken Isis wie in einem hermetisch verschlossenen Grabe, darum hier denn einige Proben.

Vorwort.

Pfeile trag' ich wie Tell, und trifft nicht der eine, so wisset,
Einen andern verbirgt sicher der Köcher für Euch.

Gruß.

Seid mir alle gegrüßt, ihr deutschen Compendienritter!
Guelfenritter benennt Euch das Compendium zwar.

Societät.

Unsere Societät bleibt immer die erste von Deutschland:
Bis auf den heutigen Tag reden wir immer Latein.

Hofräthe.
(Nach Homer Il. 2, 24.)

'Schlafen muß nicht die Nacht hindurch der hannoversche Hofrath!'
Laß doch, Homeros, denn sonst schläft er des Tages noch mehr.

Seminarist.

Hier in unserer Welt, wo Sonnen wandeln und Monde,
Sitzt er bei Lampenschein, schiebet — Partikeln zurecht.

Universitätsjäger (Schnurren).

Männer von Autorität? — Heut hauen sie Holz für den Burschen,
Morgen hauen sie ihn — Männer von Autorität!

Burschenmeinung.

Prellt der Philister mich doch, sei's Kaufmann, Schneider und Schuster,
Wäscherin, Wichser und Wirth, Rector und Akademie.
Prellst du Professor doch auch mit dem Ballast theurer Compendien,
Klag drum nimmer und schimpf, prellt dich ein fliehender Bursch.

Das Alterthum und unsere Zeit.

Armer Junge, du willst wol vom himmlischen Thaue dich nähren?
Unser Himmel ist kühl: halt dich an Butter und Brot!

Pfaffengenie.

's Isch so e schelmischer Bueb, e Schlauköpfl, dunders, mi Friedli!
Jo, sell wird mer e Pfaff, Müetterli, denk der das mol!

Göthe's Büste
im sogen. schönwissenschaftlichen Saale der Göttinger Bibliothek.

'Haben Sie unseren Göthe geseh'n? Hier, hier in der Ecke
Steht er als neueste Zier unserer Bibliothek.'
Also der Hofrath Reuß. Da staunte der Fremde, bedauernd,
Daß in dem kleinsten Raum stände das größte Genie.

Glück.

Was der König uns gab, der neue König von England?
GR,*) Landwehr, God Save, Janitscharenmusik.

Controlöre et Comp.

Weh dir, Ägypterland! Heuschrecken erscheinen und Mäuse,
Fressen im Lenz und im Herbst deine Gefilde dir ab!

---

*) Nach Münchhausen ist sogar dem königlichen Leibkutscher ein GR (Georg Rex) in den Bart geschnitten.

Strafen.

Strafen für unsere Zeit: Aufhängen, Köpfen und Rädern,
Ja auch geviertheilt wird jetzt in Hannover der Dieb!

Pränumeration
zu einem Denkmale.

Laßt uns ein Denkmal bau'n auf der blutigen Sulinger Heide!
Nachwelt sieht es und staunt, wenn der Historiker schweigt.

Die falschen nestorischen Propheten unserer Zeit.

Euch hat wirklich ein Drach' in den kindlichen Ohren geleckt,
Ihr könnt Alles allein, Alles am besten erschau'n.
'Wird erwachen das Volk Germanias?' — Seid wie Melampus,
Daß ihr den Holzwurm hört, welcher das Skeptron zernagt.

Hipparchos setzt Hermen in Attika.

Unsere Fürsten so nicht. Rings heißt's an Chausseen und Pfaden:
'Gib Weggeld!' — 'Gib Zoll!' — 'Hier ist das Betteln verpönt!'
Meilenzeiger allhier und des Landsherrn Wappen und Namen,
Dort für den Wilddieb gar Pfähle mit Hirschen bemalt.

Sachsen-Weimar.

Deutschlands freiestes Land, du classischer Boden! O hätte
Sparta nicht Sklaven gehabt, und Sykophanten Athen!

Achtzehnter October.

Sangst du zu früh, mein Volk, der Freiheit herrliches Χαῖρε?
Kannst du es schöner erneu'n, auf denn! so sing' es und — stirb!

Einer meiner Lieferungen an Oken hatte ich auch ein Epigramm meines Vaters einverleibt, auf die Bibelgesellschaften:

Man läßt die Bibel drucken
Und drückt das Volk zugleich,
Doch nur mit Achselzucken
Sieht man dies Himmelreich.

Später ging auch ich zu den gereimten Epigrammen über, damals war mir die Distichenform lieber. Von den ungedruckten Gedichten dieser Art finden sich nur noch sehr wenige

vor; ich theile noch eins mit, weil es auch jener Zeit mit angehört.

Christian Tomasius.

Heil dir, Heil! Du hast es erkannt, daß im Reiche der Freiheit
Nur der lebendige Geist einzig zu leben vermag.
Doch wem hast du gedient und von wem gehofft für die Zukunft?
Eben der Staat, der dich rief, bannte dich jetzo gewiß!

Die Tage von Jena sind mir besonders durch die Erinnerung an Oken unvergeßlich. Als ich ihm ein Göttingisches Stammbuchblatt mit Winckelmann's Bildniß überreichte, schrieb er auf der Rückseite seitwärts darauf: 'Sey Dir ein Vorbild. Jena 12. Oct. 18.' Wenn auch das was er von mir hoffte, nicht in Erfüllung ging, so freut es mich doch heute noch, daß er etwas von mir hoffte.

Der Herbst war schön: noch lebt in meiner Erinnerung manche Morgen- und Abendlandschaft, wenn die Sonne die kahlen Berge beleuchtete und das Laub der Reben und Bäume vergoldete. Stundenlang wandelte ich manchen Tag im Thale umher und an den Bergen. Bei allen Zerstreuungen nahm ich mir doch Zeit zum Arbeiten, ich las viel und schrieb ein ganzes Heft ab: Eichstädt's Encyclopädie der Philologie, wofür ich freilich etwas Besseres hätte thun können.

In den letzten Tagen des Octobers trat ich meine Rückreise an in Begleitung des Mineralogen Friedrich Hoffmann. Es waren damals so viele Namensvettern in Jena, daß häufig Verwechslungen vorkamen. Als mich Oken eines Tages zum Mittagsessen eingeladen hatte, war die Einladung an Vollrath Hoffmann gerichtet, der denn auch keinen Anstand nahm ihr zu folgen, obschon er Oken gar nicht kannte. Ich lernte außer diesem noch mehrere kennen, von allen war mir Friedrich der liebste.

Den ersten Tag waren wir beide sehr schweigsam, wir gingen wie zwei Geister im dichtesten Nebel fast den ganzen Tag. Nur in Weimar schien uns einen Augenblick die Sonne. Wir frühstückten im Elephanten, ich löste meinen zurückgelassenen Homer ein und wir setzten unsere Reise im Nebel wieder fort.

Den anderen Tag hatten wir wieder fortwährend Nebel. Da wir nun abermals außer aller Beziehung zur Außenwelt gesetzt waren — wir sahen um uns kaum bis auf zwanzig Schritte — so entwickelten wir in dieser Trübe beide einen glänzenden Humor: Scherze, Witze und Schnurren aller Art wechselten mit einander und ehe wir es uns da versahen, waren wir in Langensalza. Nie in meinem Leben ist mir ein so langer Weg so kurz geworden.

Als wir am dritten Tage früh Morgens unsere Wanderung begonnen hatten, erfreuten wir uns eines seltenen Schauspieles: wir sahen einen prachtvollen Nebelregenbogen.

In Mühlhausen blieb mein Freund, er wollte noch einige Tage bei dem Naturforscher Tilesius verweilen. Ich setzte nun allein meine Reise fort.

Kaum war ich in Göttingen angekommen, so wurde mir gemeldet, in Fallersleben sei die Ziehung gewesen, man habe für mich Nr. 27 gezogen und ich müsse marschieren. Ich nahm die Sache sehr leicht. Als mir aber vom Amte gedroht wurde, wenn ich mich nicht sofort beim Regimente in Celle einfände oder dorthin die Stellvertretungssumme von 100 Thaler einsendete, so sollte ich durch Landreiter abgeholt werden, da wendete ich mich sofort an das Cabinetsministerium in Hannover und meinte, man möchte doch die mir gewährte Unterstützung,

das königliche Stipendium von 80 Thalern*), dessen erste Hälfte gerade zu Michaelis fällig geworden sei, zurückbehalten oder mich zur Re'erve stellen. Es wurde mir Alles abgeschlagen und mein Vater mußte zahlen. Mit 20 Thalern wurde ich endlich von der Ehre, ein königlich großbritannisch-hannoverscher Vaterlandsvertheidiger zu sein, losgekauft. Diese langweilige Angelegenheit veranlaßte meinen Vater zu folgender Neujahrsbetrachtung:

'Wer hätte wol an eine Militär-Pflicht gedacht, als Du die beschimpfte Georgia Augusta bezogest? Damals (irr' ich nicht) war der Student frei, und nun, nach dem Du 4 Jahre lang Schulen frequentiert und beinahe 3 Jahre auf der Universität bist, sollst Du Dich stellen, um in Friedenszeiten mit meinen Ochsenjungen mit der Pike in Reihe und Glied zu treten!'

'O ihr Musen, weint! — Es ist Friede, langer Friede, und von den Altären der Minerva will man ihre Söhne reißen, um die Früchte dieses Friedens sofort wieder zu vernichten und das goldene Zeitalter, ehe es einmal geboren worden, im Embryo vernichten!'

'Scheidest du so, verhängnißvolles Jahr? Sind das die Sprüche der Weisen auf dem Bundestage und die Resultate des Congresses der erhabensten Fürsten Europens zu Aachen?'

Seit meiner Rückkehr lebte ich mit Krawinkel wieder in alter inniger Freundschaft: wir sahen uns beinahe täglich, gingen zusammen spazieren, theilten uns unsere schriftlichen Arbeiten

*) Ein Freund unseres Hauses, der Amtsassessor Niemeyer, nachher Amtmann in Springe, hatte mir ohne mein Zuthun dies Stipendium verschafft.

mit und machten manches litterarische Plänchen, welches wir künftig gemeinschaftlich ausführen wollten.

Ich dichtete noch immer sehr wenig, und wenn mir an einem Gedichte nur etwas nicht gelungen schien, so zerriß ich es auf der Stelle. Zu Hause hatte man noch große Ideen von meiner Poeterei; man meinte, ich müßte jetzt doch wol einen großen Vorrath an Gedichten haben. Nicht also. Als mir mein Vater am Neujahrstage 1819 viel vom Druckenlassen schrieb, erwiederte ich ihm: 'In den letzten Tagen des vorigen Jahres fror mich sehr auf meiner Stube. Da nahm ich vier Bände meiner Gedichte und warf sie in den Ofen. Aber da sieht man, daß Wasser das Feuer löscht, denn nun ging das Feuer erst aus.' Krawinkel billigte sehr, daß ich von Tage zu Tage strenger gegen mich ward. Ob noch irgend ein Gedicht jener Zeit die Feuerprobe bestand, weiß ich nicht mehr.

Der Entschluß war gefaßt, Göttingen und das Land Hannover für immer zu verlassen. Von meinen Freunden und Bekannten hatte ich bereits Abschied genommen und mit einigen Stammbuchblätter gewechselt. Der größte Theil meiner Schulden war bereits bezahlt. Einen Wechsel mochte ich nicht erst noch abwarten, um ganz schuld- und schuldenfrei, wie mein Vater meinte, die Universität zu verlassen.

Bonn war das Ziel meiner Wünsche und Hoffnungen. Von der neuen Universität am schönen Rhein erwartete ich ein neues Leben für meine Studien und mein Herz. Welcker, der zum Bonner Professor und Oberbibliothecar ernannt war, erklärte sich bereit, was er vermöchte für mich zu thun; er war so gütig, mir meine Bücher kostenfrei nach Bonn zu besorgen.

Der Tag meiner Abreise war bestimmt. Den Abend vorher, als ich eben noch einen Besuch machen wollte, begegnet

mir der Lehrjunge meines Schusters: 'Sag Deinem Meister, was ich ihm noch schuldig wäre, würde mein Freund Dr. Reck bezahlen.' Der Meister hatte sich sofort an meinen Freund gewendet und zur Antwort erhalten: er wisse nichts davon, wie er denn auch nichts wußte, da ich ihn noch nicht benachrichtigt hatte. Kaum war ich zu Hause angekommen, so kündigte mir der Pedell im Namen Seiner Magnificenz Stadtarrest an. Nun kam auch mein Wirth und wollte seine Miethe haben, die nicht einmal fällig war. Meine Freunde eilten sofort zum Prorector und stellten ihm die Sache vor, und so wurde denn der enge Stadtarrest in einen weiten verwandelt und ich konnte unbehindert den folgenden Morgen abreisen.

Ich wanderte zu Fuß mit leichtem Gepäck. Der blaue Frühlingshimmel mit seiner milden Sonne that mir wohl; die Saaten waren grün und die Lerchen sangen. Ich kehrte erst bei meinen Verwandten im Hildesheimschen ein, und verlebte dort wie immer heitere Tage. Dann setzte ich meinen Weg über Braunschweig fort. Am 17. März kam ich in Fallersleben an.

Die Freude der Meinigen war groß. Die erste Zeit verging fröhlich und wohlgemuth. Die späten Abendstunden, wenn nichts Fremdes mehr im Hause war, gehörten uns ganz. Da saßen wir auf dem Sopha und rings umher und plauderten in alter Gemüthlichkeit. Nach einiger Zeit aber wurden die Gespräche ernst und immer ernster. Der Gedanke, was noch aus mir werden sollte, erfüllte jeden mit Besorgniß. Drei Jahre auf Universitäten waren vergangen, und nun wollte ich wieder auf Universitäten! Niemand wußte, was mein Ziel war, und eigentlich wußte ich es auch selbst nicht. Der Vater meinte, ich hätte bei der Theologie bleiben sollen, oder sollte jetzt eine

Hauslehrerstelle annehmen, um dann sorgenfrei meine Lieblingsstudien fortsetzen zu können. Mein Bruder hatte brieflich mir entschieden abgerathen, Hannover zu verlassen und in Preußen mein Heil zu suchen, obschon er selbst im preußischen Staatsdienste stand. Es wurde Alles hin und her erwogen, und endlich stellte sich für mich heraus, was ich ja von vorn herein schon wußte: wir können Dich nicht weiter unterstützen. Ich erklärte dann, daß ich ja keine Unterstützung beanspruchte; ich hätte in Göttingen schon einen so schönen Anfang gemacht, mich durchzuschlagen, und würde es von jetzt an noch besser lernen, da ich nun einmal gewiß wüßte, daß ich von Haus durchaus nichts zu erwarten hätte.

Ich verweilte nun noch einige Wochen in der Heimat, verkehrte mit Verwandten und Jugendgespielen und suchte alle die Örter auf, an welche sich für mich heitere Erinnerungen aus meiner Kindheit knüpften.

Unter den Glückwünschen der Meinigen reiste ich ab. Ich machte einen großen Umweg, ich ging über Magdeburg, um meinen Bruder noch zu sehen. Er hatte jetzt wieder eine feste Anstellung, sein ziemliches Auskommen und lebte in angenehmen geselligen Beziehungen. Ich lernte bald seine näheren Bekannten kennen; es waren meist junge Beamte, welche den Feldzug mitgemacht, dann ihre Studien wieder fortgesetzt hatten und nun in den Staatsdienst eingetreten waren. Alle fanden sich regelmäßig zum Mittagsessen in einem der ersten Gasthöfe ein. Es herrschte unter ihnen ein freier, munterer Ton. Ich ergötzte mich daran und stimmte bald mit ein, als ob ich Gott weiß wie lange schon zu ihrer Gesellschaft gehört hätte. Gewöhnlich wurden lustige Geschichten erzählt, Witze gerissen und Neckereien vollführt; dann aber wendete sich das Gespräch oft auch den ernsten Fragen des Tages zu.

Sand's schreckliche That (23. März) hatte große Erbitterung gegen die Universitäten und die Studenten hervorgerufen. Was ein Einzelner für sich gethan hatte, sollte Folge eines gemeinschaftlichen Beschlusses der Burschenschaften gewesen sein, und diese Ansicht fand selbst bei Leuten Glauben, die man für besser unterrichtet halten mußte. Ich hielt mich verpflichtet für alle Studenten sprechen zu müssen und eine solche Beschuldigung als nichtswürdig und lächerlich zurückzuweisen, was sich auch später aus der amtlichen Untersuchung herausstellte. Daß Kotzebue's Thun und Treiben ziemlich allgemeine Mißbilligung fand, das stand fest, aber eben so fest, daß man gegen ihn mit denselben Waffen kämpfen mußte womit er Deutschland und die sogenannte Deutschthümelei angriff, und das war die Feder. Damit hatte ich ja vor einem halben Jahre während meines Aufenthalts in Jena auch gekämpft, meine Epigramme waren in der Isis gedruckt.*)

Eben so fest stand, daß es neben Kotzebue noch viele, viele Lumpe gab, und gefährlichere als ihn: wo hätte man da anfangen und aufhören sollen, wenn man den Verrath am Vaterlande auf Sand's Weise hätte rächen wollen? Daran dachte höchstens nur ein eben so überspannter Kopf wie Sand, und das wußte man recht gut. Aber das Sand'sche Verbrechen war den Rückschrittsmännern ein sehr willkommener Anlaß, zunächst

*) Es lautet:

Der weimarische Kornjude.

Quae ego scio, non probat populus, quae populus probat, ego nescio.

Senec. epist. 29.

Ha, wie er feilschet das Korn und mit eigener Trespe vermenget!
Wie er der fremden Spreu spricht ein gefälliges Wort!

alle Professoren und Studenten, die für Recht und Vaterland, deutsche Freiheit und Einheit beseelt waren und strebten, zu verfolgen und zum Schweigen zu bringen und endlich jede freie Regung in Wort und Schrift zu unterdrücken.

Daß strenge Maßregeln gegen die Universitäten vorbereitet wurden, wußte jedermann. ‘Nun, meinte einer unserer Tischgesellschaft, ärger können sie wol nicht werden als wir sie schon gehabt haben. Es gibt eine Cabinetsordre von Friedrich Wilhelm II., wodurch bestimmt wird, daß widerspenstische Studenten einzusperren seien und vermittelst einer Drehmaschine solle ihnen das Essen verabreicht werden.’ Nicht möglich! schrie Alles. Es wurde gewettet. Den anderen Mittag wurde die gedruckte Cabinetsordre*) vorgezeigt und gelesen, und die Wette ausgemacht. Wir waren froh, daß uns nicht unser Mahl ‘vermittelst einer Drehmaschine’ verabreicht wurde.

Nach Tische pflegte ich mit meinem Bruder Besuche oder einen Spaziergang zu machen. Des Abends waren wir gewöhnlich zu Hause. Wir erzählten uns allerlei Geschichten, Schnurren und Witze aus der Heimat, alte und neue, und ergötzten uns immer wieder, selbst an den längst bekannten. Viele solcher Geschichten waren von mir aufgezeichnet und zu einem Büchlein angewachsen.

So saßen wir denn auch am 18. April ganz gemüthlich. Das Witzbuch lag vor uns. Mein Bruder schrieb mir einige Zeilen für mein Stammbuch:

---

*) ‘Verordnung wegen Verhütung und Bestrafung der die öffentliche Ruhe stöhrenden Excesse der Studierenden auf sämmtlichen Akademien in den Kön. Staaten. De Dato Berlin, den 23. Juli 1798.’

Die bezügliche Stelle daraus abgedruckt in der Isis 1819. Sp. 798, 799.

'Nunquam retrorsum!

Wenn Du von der Muse begeistert, in höheren Sphären schwebst, wenn Du an den lachenden Ufern des Rheins unserer armseligen Elbe gedenkst, dann mögest Du nicht vergessen, daß man auch bei einem Glase dünnen Duksteins eine Anekdotensammlung schreiben kann! Möge Dir Dein kurzer Aufenthalt eben so viele Freude gewährt haben wie mir und das kleine Büchlein mit den interessanten Titeln nie in Papierkasten gerathen.

Froh werden wir uns wiedersehn!' — —

Plötzlich klopft's. Wir öffnen: ein Bote bringt einen Brief von der Hand des Superintendenten: der Vater sei bedenklich erkrankt und mein Bruder möchte sofort nach Haus kommen. Unser Schrecken war furchtbar. Der Bote wußte nichts. Wir lasen den Brief immer wieder und fragten: lebt er noch oder ist er todt? Es war uns in dem sonst so traulichen Zimmer unheimlich geworden, wir zündeten alle Lichter an die wir hatten, und überlegten ängstlich was zu thun sei. Mein Bruder wollte und mußte reisen, obschon dringende Arbeiten vorlagen; ich fühlte, daß meine ganze Zukunft in Frage gestellt wäre, wenn ich nach Hause zurückkehrte, denn war der Vater wirklich todt, so hätte ich die Meinigen nicht wieder verlassen können. So schwer die Wahl war, so mußte ich mich doch für die Weiterreise nach Bonn entscheiden.

Nach einer schrecklichen Nacht nahm ich Abschied von meinem Bruder und war nun mit meinem Schmerz allein auf dem Postwagen nach Halberstadt. Ich eilte von dort gleich weiter nach Blankenburg, und verweilte einige Tage bei den Eltern meines Freundes Henneberg. Am Sonntagmorgen (25. April) erhielt ich einen Brief von meinem Bruder, aber selbst die tröstliche Nachricht: 'der Vater lebt!' konnte mich

nicht beruhigen. Mit der Ahndung, der Vater ist todt, reiste ich weiter. Der Frühling mit all seinem frischen Grün und den blühenden Bäumen in und um Blankenburg erheiterte mich nicht. In trübster Stimmung ging ich durch den noch winterlichen Oberharz mit seinen düsteren Tannen und Fichten und den öden, haus- und menschenleeren Wegen.

Nach zwei Tagen erreichte ich Göttingen. Als ich zum Bruder meines Schwagers kam, bestätigte er meine trübe Ahndung: 'Dein Vater ist — vielleicht — schon todt! Fasse Dich! Es ist gut, wenn ich heute keinen Brief bekomme — Du würdest den ganzen Weg traurig sein.'

Der in meiner Abwesenheit eingelaufene Wechsel mit den Briefen war mit Beschlag belegt, ich mußte ihn vom Pedell Dohris holen. Nachdem dieser meine wenigen Schulden davon bezahlt — Schuster Mergell erhielt 3 ₰, darunter 6 Mariengroschen für Stadtarrest! —, den richtigen Empfang bescheinigt und mir den Rest des Geldes eingehändigt hatte, waren meine Geschäfte in Göttingen abgemacht. Ich setzte meine Reise fort.

Am 2. Mai kam ich in Cassel an. Von Trauer und vom Wandern erschöpft legte ich mich zitternd im Fieberfrost schon am hellen Abend zu Bette. Nach einem erquicklichen Schlafe wachte ich zeitig auf und konnte weiter reisen. Bald vor mir, bald hinter mir fuhr ein Herr im Einspänner. Wir verfolgten einen und denselben Weg, ich hatte jedoch nicht das Herz ihn anzusprechen. Abends fanden wir uns im Wirthshause zu Jesberg und speisten bald mit einander. Da ich den ganzen Tag nicht geredet hatte, so war es jetzt ein Bedürfniß für mich und ich sprach mich aus und zwar über die Zopfwirthschaft des alten wunderlichen Kurfürsten. Wirth und Wirthin und mein unbekannter Reisegefährte ergötzten sich sehr an meinen

nicht eben unwitzigen Auslassungen. Es saß aber ein Mann noch in der Stube, der nahm mich freundlich bei Seite und sprach in einem anscheinend väterlichen Tone: ‘Ich bin ein Freund der Studenten, habe auch einen Sohn auf Universitäten, ebendeshalb muß ich Sie aber warnen — ich meine es gut mit Ihnen — mäßigen Sie sich in Ihren Äußerungen!’ — Ich dankte ihm und ließ mich in meiner guten Stimmung nicht irre machen. Als er fortging, fragte mich die Wirthin: ‘Was wollte denn der?’ — ‘Mich vermahnen.’ — ‘Der soll nur still sein, der ist gestern erst abgesetzt. Sie haben nur das Wahre gesagt und wir haben uns alle recht gefreut.’

So dachte auch der Fremde und war dermaßen für mich gewonnen, daß er mir einen Sitz in seinem Wagen zur Weiterreise nach Frankfurt anbot. Ich nahm das sehr dankbar an und war sehr froh, ich konnte nun bequemer und schneller Frankfurt erreichen.

Der Wechsel der Gegenden, die alle im neuen Frühlingsschmucke um uns lagen, und die Gelegenheit, mich jeden Augenblick gegen jemanden aussprechen zu können, hatten wohlthätig auf meinen Zustand gewirkt.

Nach zwei Tagen kamen wir in Frankfurt an und kehrten zum Weidenhof ein. Ich traf dort einen Freund unsers Hauses, den Weinhändler Abeken von Braunschweig. Er bat mich, ihn den andern Morgen zu besuchen. Das that ich. Meine erste Frage war, ob er nichts von meinem Vater wüßte? Er schwieg. Als ich dann in ihn drang, fragte er: ‘Wenn Sie den Tod Ihres Vaters hörten, wie würden Sie ihn ertragen?’ — ‘Mit Ruhe.’ — ‘Nun, so will ich Ihnen sagen: Ihr Vater ist todt!’ — Da ward ich so wehmüthig und so wirre, daß ich für Alles außer mir alle Theilnahme verlor. Ich sah in dem

großen Frankfurt Vieles und sah Nichts. Ich war in einer Gemäldesammlung, und kam heraus und wußte so viel wie heute davon, gar nichts. Den dritten Tag, es war am 6. Mai, fuhr ich mit Abeken auf dem Marktschiffe nach Mainz. Wol würde eine solch eigenthümliche Fahrt mich sonst auch ergötzt haben. Ich ging unter den zweihundert Menschen umher, hörte sie reden und singen, sah wie sie spielten, aßen und tranken — Alles war mir gleichgültig. Es war viel Leben und Lärmen, der noch durch Musik vermehrt wurde, denn alle Augenblicke kamen Drehorgeln an Bord. Mir ging es ähnlich wie dem Italiener, der that als ob er nichts hörte: als man bei ihm einsammeln wollte, sagte er: 'je dors', und als ein Tau auf seinen Gypsfigurenkram fiel und eine Venus zerschmetterte, hob er gleichgültig die Scherben auf und warf sie in den Main.

Am folgenden Tage reiste ich weiter den Rhein hinab mit dem Postschiffe. Ich befand mich in kleinerer und besserer Gesellschaft als gestern. Die meisten meiner Reisegefährten mochten wie ich noch nie den Rhein gesehen haben und waren entzückt von seinen wechselnden Schönheiten, die sich bei heiterem Sonnenscheine in ganzer Frühlingspracht den Augen darboten. Die ganze Gesellschaft ward bald zu einer großen fröhlichen Familie und wunderbar, ich war einer der heitersten, so daß ich nicht wenig zu der guten Stimmung beitrug. Das Leid hat sein Recht, aber die Freude will auch ihr Recht haben. Ich war ein Allerweltsfreund geworden, alle verkehrten mit mir gerne, und erwiesen sich sehr freundlich und gefällig, besonders war dies der Fall mit zwei mecklenburgischen Gutsbesitzern. Als es am Abend kühl wurde und ich mich in meiner leichten Kleidung bald unbehaglich fühlte, mußte mir ihr Bedienter seinen Mantel umhängen.

Am 8. Mai traf ich in Bonn ein. Am Rheinufer begegneten mir einige alte Bekannte, einer führte mich in seine Wohnung und beherbergte mich. Noch am Abend spazierten wir nach Poppelsdorf, dort gedachte ich zu wohnen. Die Sonne ging eben unter, das Siebengebirge lag in seinem veilchenblauen Scheine neben uns; die hohen Kastanien, unter denen wir wandelten, blüheten in voller Pracht. Ich wurde fast schwindelig von der zauberischen Aussicht. Wie schön ist die Gegend! rief ich aus, wäre doch das Leben auch so!

Am folgenden Morgen besuchte ich Welcker. Er empfing mich wie gewöhnlich, nicht kalt nicht warm, machte mir zu nichts Hoffnung, bat mich übrigens, ich möchte immer zu ihm kommen und ihm sagen, worin er mir helfen solle.

Montag den 10. Mai ließ ich mich bei Hüllmann immatriculieren.

H. Haben Sie ein testimonium morum?

Ich. Nein, Magnificenz! Ich erfuhr die Bekanntmachung erst unterwegs, kann aber einen Schein vom Herrn Prof. Welcker beibringen, daß ich weder relegiert bin noch das consilium abeundi erhalten habe.

H. Ja, wenn Sie das können, dann hat es keine Schwierigkeit mit Ihrer Aufnahme. Kennen Sie den Prof. Welcker?

Ich. Sehr gut. (Als ich mich als Philologe hatte einzeichnen lassen, fuhr er fort.)

H. Was gedenken Sie einst zu werden?

Ich. Magnificenz, das weiß ich noch nicht — ich habe vorläufig mein Vaterland verlassen und gedenke in fünf Jahren nach Griechenland zu gehen.

H. Warum wollen Sie nicht hier bleiben? Der preußische

Staat weiß talentvolle Köpfe zu schätzen, unterstützt und befördert sie ꝛc.

So wohlmeinend der Herr Rector sich noch weiter aussprach, besonders als er hörte, wie es mir bisher ergangen, so waren alle seine schönen Aussichtseröffnungen und Trostesworte für mich in meinem dermaligen Zustande fruchtlos.

An demselben Tage zog ich nach Poppelsdorf in ein kleines einstöckiges Haus neben der Kirche. Von meiner Stube machte ich damals folgende Beschreibung: ‘Sie ist etwa 9 Fuß breit, 12 lang und 9 hoch, hat ein kleines Fenster nach der Straßenseite, woneben an der weißen Wand ein kleiner Spiegel in schwarzem Rahmen schwebt; nicht weit davon ist ein rothbraun angestrichenes Brett mit vier Pflöcken angebracht, woran meine ganze Garderobe hangt. Das Möblement besteht aus zwei derben Stühlen und einem bunt überzogenen Sessel, worin ich jetzt eben sitze; einem eben so bemalten Tisch mit Schublade und einem hölzernen Feldbette, das sich auf- und abschlagen läßt und mit Wolldecken bedeckt ist. Die Thür ist hellblau angestrichen und die inneren Hespen sind mit dunkelblauer Farbe hervorgehoben. In einigen Tagen bekomme ich eine Truhe oder Kiste von Holz, wozu ich schon das Vorlegeschloß bereit liegen habe; sie muß erst in der Sonne trocknen, sie ist gar arg mit Ölfarbe angestrichen. Ein Schreibpult mit einem Bücherbrette ist noch später dazu gekommen. Für die ganze Herrlichkeit bezahle ich monatlich drei Reichsthaler.’

Ich hatte mich nach ländlicher Einsamkeit und Ruhe gesehnt und fand beide hier. Unter dem von fern her hallenden Gebelle der Hunde und dem Gequake der Frösche schlief ich ein und mit dem Morgenrufe des Hahnes wachte ich auf. Es that mir wohl, die ersten Tage so für mich hinzuleben. Ich küm-

merte mich wenig um Professoren und Studenten. Noch Einmal sollte sich in seiner ganzen Fülle der Schmerz um den Tod des Vaters erneuen. Am Tage vor Himmelfahrt, als ich eben auf dem Universitätsplatze umherwandelte, überreichte mir der Pedell einen Brief meines Bruders. Aus dem goldenen Engel, wo ich gespeist hatte, ging ich zu Schlegel in die Geschichte der abendländischen Litteraturen. Ich setzte mich auf eine Bank im Hintergrunde, entfaltete den Brief und las. Vor Thränen konnte ich kaum die erste Seite beendigen. Ich legte ihn wieder zusammen und hörte Schlegel zu. Er theilte eben die schöne Canzone mit, wo Petrarca den Tod seiner Laura beweint. Ich begann zum zweiten Male den Brief zu lesen. Es war mir nicht möglich, ihn zu beendigen. Als Schlegel seine Vorlesung beschlossen hatte, sprang ich zum Fenster hinaus und eilte ins Freie und so nach Poppelsdorf. Ich schloß mich in mein Zimmer ein und las und weinte. Verwirrt und mit heftigen Kopfschmerzen suchte ich dann das Freie.

Am anderen Tage, es war Himmelfahrt, als die Glocken läuteten und die Morgensonne durch die grünlichen Scheiben brach, und mir so festlich zu Muthe war, da las ich den Brief meines Bruders wieder.

Fallersleben den 23. April 1819.

'Weggehn muß ich und weinen!' — Er ist dahin, unser guter Vater, leicht und sanft war sein Ende, wir haben ihn in seiner letzten Stunde nicht verlassen. Für diese Welt war er zu gut; freundlich lächelt er auf uns herab, o ihm ist wohl; zolle ihm eine Thräne, unser Schmerz ist groß, sehr groß, doch das Übermaß der Thränen hat ihn gemildert und wir sind gefaßter. Fasse auch Du Dich, lieber Bruder, Du weißt was wir an ihm verlieren, hast aber auch eine gute Mutter und Dich liebende

Geschwister; während seines Todeskampfes haben wir uns geschworen, fest zusammen zu halten, Du bist in unsern Bund mit eingeschlossen, wir werden unser Gelübde nicht brechen! Wir werden Dich nicht verlassen, sey stark, lieber Bruder und gehe Deiner neuen Laufbahn mit Muth entgegen.

Das war eine Nacht, die letzte Nacht wo die Trauerpost einging. Fast sprachlos nahmen wir Abschied von einander in der Überzeugung er sey nicht mehr. Kurz nach Deiner Abreise ging ich auf die Regierung und besorgte in der größten Angst, welche mich seitdem nicht verlassen hat, meine Geschäfte. Erst um 6 $1/2$ Uhr Nachmittags waren sie beendigt. Da trieb mich die Unruhe umher, ich wollte vors Thor gehen, kehrte aber schon an der Brücke um, ging zu Grunow's, die leider nicht zu Hause waren. Die Lieben war angekommen, ich wollte sie gern vor meiner Abreise noch einmal sprechen, ich bedurfte so sehr des Trostes aus Freundes Mund, aus Unmuth lief ich ins Schauspiel, dort fand ich sie, begleitete sie nach Hause, wo wir bei einer Tasse Thee die Möglichkeit, daß der Vater noch lebe, erwogen. Die Liebe sprach vor Schmerz fast gar nicht, Grunow trat auf meine Seite, er sey todt, dagegen hatte seine Frau die richtigste Ansicht, er sey sehr gefährlich, doch bekunde der Brief des Superintendenten klar, daß er beim Abgange des Briefes noch am Leben gewesen. Mein Abschied von dieser braven Familie war wie der Deinige. Bis Mitternacht arbeitete ich noch und fuhr am Dinstag früh um 10 Uhr mit dem Postmeister Ribbentrop und seiner Mutter ab. Ich vermag nicht, Dir die Gefühle zu beschreiben, welche sich auf diesem langen Wege meiner bemächtigten. Ungeachtet alles mögliche versucht wurde, mich aufzuheitern, blieb ich doch in mich gekehrt. Dazu kam der fürchterliche Regen, dessen Durchdringen selbst der dickste Mantel nicht verhindern konnte. Auf das Zureden der alten Ribbentrop entschloß ich mich, da wir in Erxleben drei andere Pferde erhalten hatten, mit

nach Königslutter zu fahren und dort Post zu nehmen. Um 8 Uhr Abends kamen wir dort an, der Postillon, des Weges zwar kundig, konnte sich ungeachtet alles Zuredens nicht entschließen, mich weiter zu fahren, die fürchterliche Nacht und der starke Regen hemmten seinen Muth, da blieb nichts übrig als den Anbruch des Tages abzuwarten, um 4 Uhr stand ich auf, und fuhr gerade um 5 Uhr ab. Da saß ich nun allein im Wagen, traf auf bekannte Gegenstände, näher und immer näher rollte der Wagen meinem Vaterlande, meiner Vaterstadt entgegen. Grenzenlos wurde mein Schmerz, ich vermochte Niemand zu fragen, der Tod des Vaters wurde mir, je mehr ich mich unserm Amte näherte, gewiß, da sandte Gott den ersten Trost nach dreitägigem Leiden. 'Noch am Dinstage Nachmittags lebte Ihr Vater', dies waren die ersten Trostesworte des Untervoigts Diederichs jenseits Heiligendorf. Ja, schon früher habe ich Dir geschrieben, welchen Eindruck sie auf mich machten, aus dem tiefsten Schmerz wurde ich in eine große Ruhe versetzt. Doch dieser Zustand dauerte nicht lange, mein Gewissen erwachte. Wenn er nun in vergangener Nacht gestorben wäre und Du sähest ihn nicht wieder! Wenn Du drei Meilen von ihm in ruhigem Schlummer gelegen hättest, während seine große Seele jenseits hinüber gegangen wäre! Dieser Gedanke quälte mich, rascher mußte ich fahren, da aber hemmten die schlechten Wege mein schnelles Fortkommen, und erst bei der Ziegelei hatte ich durch Jacob Behne Gewißheit über sein Leben. Ja es war sogar merklich besser. So traf ich hier ein, die Freude des Wiedersehns wurde durch den übergroßen Schmerz der Mutter und Schwestern fast gänzlich verwischt. Beinahe eine halbe Stunde mußte ich warten, ehe ich ihn sehen konnte, der Arzt war bei ihm. Endlich trat ich in die kleine Stube, wo die Großmutter gestorben war, er stand neben dem Bette aufrecht im grauen Überrocke; als er mich erblickte, nahm er vor Wehmuth seine Mütze ab — ich lag

an seinem Halse. Weine, lieber Bruder, o weine mit mir, diese Scene des Wiedersehns bleibt ewig in meinem Gedächtniß eingegraben. Könnte ich Dir sein Gesicht malen, könnte ich Dir den Eindruck beschreiben, den ein so guter, kranker Vater auf einen liebenden Sohn machen muß, er würde sich Dir ewig einprägen. Er phantasierte unaufhörlich und doch hatte er sehr viel Bewußtseyn. Er kannte mich, er kannte uns alle, ging aber nie auf unser Gespräch ein. Sein Gesicht war blühender, als ich ihn am letztenmale sah. Wenn man bei ihm war, glaubte man nicht, daß seine Krankheit so gefährlich sey und nur, wenn man ihn verlassen hatte, konnte man sich des Schmerzes nicht erwehren. ‘Wo kömmst Du denn her?’ fragte er mich, und schien sich bei meinem Anblicke zu freuen. Ich blieb eine Zeitlang bei ihm. Da schrieb ich mit dem nach Königslutter zurückfahrenden Postillon an Dich, an Grunow, an die alte Ribbentrop und an Schrör, ahndete nicht, daß sein Ende so nahe sey. Der Doctor hatte mir wirklich verhehlt, daß ihn der Schlag getroffen habe, sonst würde ich nicht so außerordentlich viel Hoffnung bis in den letzten Stunden seines Seyns gehabt haben. Es war ein schöner Tag, die Sonne schien so freundlich; der Vater wollte in den Garten gehen, Auguste führte ihn hin, ich war mit Miechen schon dort. Er stellte sich mitten in den Garten, um auf ewig von ihm Abschied zu nehmen, er sah uns alle so wehmüthig an; hätte ich gewußt, daß er nicht zu retten sey, ich hätte bestimmt ihn noch länger dort gelassen, so aber gebot es die Pflicht ihn fortzuführen. An diesem Tage war er wirklich sehr heiter, wir gingen zu Tische, und denke Dir, er nahm abermals seine Mütze ab und setzte sich ganz unten vor den Tisch. Du weißt, daß ihn sonst von seinem alten Platze Niemand verdrängen konnte, aber beinahe mit Gewalt mußte ich ihn dorthin führen und zum letztenmale sollte ich das Glück haben, an seiner Seite zu sitzen. Wir sprachen viel von Dir, ich trank mit ihm mehrere Gläser Wein,

stieß an, o Gott ich glaubte ihn gerettet. Ich las ihm Henneberg's Abschied und Deine Antwort vor, welches ihn ungemein rührte. Um 2 Uhr führten wir ihn ins Bette, da kam die Krisis, die Frieseln fanden sich auf der Brust und an den Armen ein, an den übrigen Theilen war aber keine Spur zu finden. Um 4 Uhr Nachmittags kam der Doctor, er erschrak als sein Puls so bedeutend gesunken war, und verschrieb sehr starke Arzenei. Schon in dieser Stunde muß ihn der Doctor aufgegeben haben, denn als ich fragte, ob der Vater auch Alles essen und trinken könnte, bejahete er es. Ich verließ ihn jetzt fast gar nicht mehr, so wie ich denn auch vom Donnerstag bis Sonnabend keinen Stiefel an dem Fuß gehabt und mich überhaupt gar nicht angezogen habe. Diese Nacht konnte ich nicht bei ihm zubringen, theils griff mich sein Zustand zu sehr an, anderntheils aber auch wollte die Natur ihr Recht haben, der Schlaf besiegte den Schmerz, ich war so müde, daß ich in einen sehr ruhigen Schlaf verfiel. Auch die Schwestern mußten ausruhen, deshalb blieb Grüne bei ihm; dieser hat sich wirklich als Freund unsers Hauses bewährt, denn mit einer unbeschreiblichen Geduld ist er nicht von seiner Seite gewichen. Die Nacht soll ihn sehr angegriffen haben, denn kaum hat ihn Grüne halten können, dennoch hat er durchaus über juristische und wissenschaftliche Sachen mit ihm sprechen wollen, worauf Grüne sich aber nicht eingelassen hat. Schon des Donnerstags-Morgens um 6 Uhr kam die Mutter zu mir und bat mich, sogleich herunter zu kommen, denn der Vater sey aus dem Bette gestiegen, habe sich angezogen, um wie er sagte seinem Sohne aus Magdeburg einen guten Morgen zu wünschen. Ich beflügelte meine Schritte um ihm zuvor zu kommen, das mußte ihn denn sehr freuen, daß ich zu ihm geeilt war, denn er wurde gleich wieder ruhiger, so wie er denn auch, wenn er mich sah, wirklich sehr beruhigt war. Welchen Trost gewährt mir dies, lieber Bruder! liebend hat mein Vater von mir, von uns allen Abschied ge-

nommen. Ich vermogte ihn, sich wieder ins Bette zu legen, stopfte ihm eine Pfeife, legte mich neben ihm aufs Kopfküssen, und rauchte auch ein Pfeifchen. Beinahe hat er sie ganz ausgeraucht, da fing er aber wieder an zu phantasieren und wollte mit Gewalt das Bette verlassen. An diesem Tage rang seine ungeheure Körperkraft mit dem Tode, Du kannst nicht glauben, wie sich seine Natur dem Tode entgegenstemmte, doch er mußte erliegen. Ich verließ ihn beinahe den ganzen Tag nicht, brachte ihm ein Glas ganz alten Wein, welchen ich für ihn besonders mitgebracht zu haben vorgab. 'Das ist Originalwein!' sagte er lächelnd, indem er mit mir anstieß. 'Glaubt Ihr, ich sey krank? Seht doch, ich kann das Glas halten, ohne zu zittern,' — und er that es. Was denkst Du von dieser Krankheit? Seine Zunge war nicht belegt, sein Puls hatte sich gehoben, die Brust war ganz rein und doch so nahe sein Ende. Auguste brachte ihm zu essen, Minchen hatte sehr schöne Spargel gekocht, lachend gab er sie zurück und sagte sie wären mit Rüböl angemacht. 'Gottlob, nun wird er wieder witzig!' sagte Auguste. Die Mutter, Minchen und ich glaubten ihn auch wirklich auf der Besserung, da er so ganz vernünftig sprach. Er aß dennoch einige Stangen im Bette, und trank mit mir wieder einige Gläser Wein mit vielem Appetit. Noch hatte ich keine Thräne vergießen können; jetzt kam aber eine Scene, welche mir ewig unvergeßlich bleiben wird. Die Mutter und Geschwister hatten sich einen Augenblick entfernt, ich lag neben ihm auf dem Kopfküssen, da blickte er mich mit einer unbeschreiblichen Wehmuth an, bog den Hals zu mir herüber und drückte einen herzlichen Kuß auf meine Lippen. Meine Thränen strömten aufs Kopfküssen, ich mußte schnell Minchen rufen, um mich auf meiner Stube satt weinen zu können. Auch jetzt noch will mir eine Thräne entrollen. Heinrich, Du hättest ihn sehen sollen, sein Gesicht war so liebevoll und in seinem ganzen Wesen lag eine so hohe Rührung, daß ich gar nicht weiß, wie ein Mensch

in einer so fieberhaften Stunde so viel Bewußtsein haben kann. Ich flehete noch Einmal Gott um sein Leben! — Jetzt kam die Katastrophe. Er fing an sehr stark zu phantasieren, und nichts konnte ihn halten das Bette zu verlassen. 'Wenn Du aus dem Bette steigst, sagte Auguste zu ihm, so geht es Dir wie dem seligen Westphal' — da zog er seine Beine gleich wieder zurück und blieb eine Zeitlang ruhig. 'Ich sterbe, sagte er zu mir in einem sehr heftigen Zustande, ich muß heraus, auch Du bist ein Schurke, wenn Du mich liegen lässest!' — Nach einer Pause sah ich ihn ruhig an: 'Bist Du mein guter Vater?' — 'Ja!' sagte er beinahe verklärt und gab mir den letzten Kuß! Ich fiel ihm um den Hals. Dies war um 6 Uhr Abends. Später hat er auch Auguste noch geküßt. Da kam der Doctor, er vertröstete uns auf seine starke Natur und meinte, er würde ihn durchbringen, da sein Puls sehr schön sey. Dies veranlaßte mich, auf eine Stunde Pokranz zu besuchen. Um 8 Uhr war der Doctor noch einmal bei ihm, und ließ von seinem nahen Ende nichts merken. Wir blieben dennoch alle auf, gegen 9 Uhr phantasierte er stärker und griff immer mit den Fingern nach dem Oberbette, gerade wie der selige Wiede, bei welchem ich auch eine Nacht gewacht habe. Grüne hatte sich in Augusts Bette gelegt und wollte von Mitternacht an bei ihm bleiben. Im Rücken wurde ihm noch eine spanische Fliege gelegt, Sauerteig klebte man unter die Füße, und mit der Arzenei, welche er noch wenige Minuten vor seinem Ende genommen, wurde fortgefahren. Überhaupt nahm er immer sehr geduldig ein. Um 10 Uhr schickten wir die Mutter zu Bette mit dem Versprechen, sie sogleich bei nahender Gefahr wieder zu wecken. Auguste fragte ihn: 'Kennst Du mich noch?' — 'Das klingt nach Hoffmann!' sagte er. Jetzt fing die Nase an zu fließen, Auguste reinigte sie sorgfältig und sagte triumphierend: 'Jetzt haben wir überwunden!' Der dort oben hatte es anders beschlossen. Um 11 Uhr hatte der Vater fast kein Bewußtseyn

mehr, ich fragte ihn ebenfalls, ob er mich noch kenne? ‘Du bist mein Bruder’, sagte er, ‘nein, Dein Sohn’, versetzte ich. — ‘Magdeburg’ — stammelte er ganz leise, das war das letzte Wort, was er mir sagte. Ich legte mich einen Augenblick auf das andere Bette in der Stube. Grüne war bei ihm, die Schwestern lagen in der großen Stube auf dem Sopha. Um 11½ legte sich das Phantasieren, und ein schwaches Röcheln stellte sich ein. ‘Er stirbt!’ rief Grüne, wir alle sprangen auf, die Mutter wurde geholt, nach dem Doctor geschickt, noch ging sein Puls, er sah uns nicht mehr, kurz vor 12 Uhr hustete er noch dreimal, da war er dem irdischen Leben entflohn. — — — ‘Er ist todt!’ tönte es durch die Stube, Auguste konnte vor Schmerz nicht weinen und rang bloß mit den Händen, die Mutter war beinahe einer Ohnmacht nahe und Mienchens Thränen rollten von den Wangen. Auch ich weinte, dachte aber immer, er kann nicht todt seyn, nein, er muß noch leben! Die Mutter hatte seinen letzten Athemzug aufgefangen. Wer malt unsern Schmerz. ‘Wir haben keinen Vater mehr’, ‘ich habe keinen Mann’, schrie man durch einander. ‘Du sollst unser Vater seyn’, beschworen mich die Schwestern; ich werde sie nicht verlassen, ich habe es ihnen feierlich zugesagt. Grüne hielt am Eingange der Thür Wache, denn die Mutter konnte Niemand halten in die Stube zu gehen. ‘Ich will bei ihm bleiben, winselte sie, ich will mit ihm sterben.’

Wir haben an ihm einen guten Vater, die Welt hat an ihm einen guten Menschen verloren. Er ruhe in Frieden, wir wollen, wenn uns das Schicksal zusammen in die Heimat führt, an seinem Grabe weinen, denn wir haben viel an ihm verloren! Hart ist dieser Schlag, doch nicht ganz unerwartet für uns alle, und welch ein großer Trost für uns, daß er uns liebend verlassen hat, daß sein Ende so sanft war, daß nicht allein seine Verwandten, ja alle Bauern der Gegend, alle Bürger beinahe ihn beweinen. Sollte er auf dieser Welt nicht länger wallen, so müssen wir Gott

danken, daß er ihm die letzten Stunden seines Daseyns nicht erschwert hat, nur zwei Jahre später und welche Freude hätte er dann noch an seinen Kindern erleben können! —

Das war abermals eine Nacht, Niemand wollte zu Bette, jeder ihn sehen, Augustens gepreßtes Herz erleichterte ich dadurch, daß ich einen Boten nach Winsen mit der Einladung an zum Berge schickte, er möchte zu uns eilen. Zum Troste der Mutter wurde die Dannemann geholt, welche auch bis zur Beerdigung uns nicht verlassen hat. Miendchen konnte sich am wenigsten fassen: 'Du sollst unser Vormund seyn', brach sie in Thränen aus, 'Du bist unsere einzige Stütze!' — Der Doctor stand stumm in der Stube, er hatte ihn lebend nicht mehr getroffen, jetzt gestand er, daß er am Nervenschlage gestorben und nicht zu retten gewesen sey. Endlich legte man sich zu Bette, da schlich ich mich leise hinunter, ich mußte ja meinen Vater noch Einmal sehen. Grüne fand ich noch in derselben Stellung vor der Thüre sitzend und bitterlich weinend. Dies rührte mich ungemein. Behende öffnete ich die Thüre, ehrfurchtsvoll näherte ich mich meinem guten Vater, küßte sein Haupt, und schnitt ihm eine Locke ab, welche ich mit Thränen benetzte. Jetzt war ich ruhiger und legte mich nieder.

Nun kannst Du Dir denken, es war Posttag, am Montage Jahrmarkt, es fehlte an Waaren, kurz an Allem. In dieser Lage mußte ich kaufmännische Briefe schreiben, ich mußte um Verlängerung meines Urlaubs anhalten, Schrör den Tod meines Vaters melden. Wie ich dies Alles gethan habe, ist mir jetzt noch ein Räthsel, meine Hand soll aber gar nicht, wie mir Rittmeyer sagte, an den ich auch geschrieben hatte, zu kennen gewesen seyn. Es verging keine Stunde, wo ich nicht nach der Stube ging um den Vater zu sehen. Dies war mir der größte Trost und nichts gewährte meinem Herzen mehr Linderung als sein Anblick, welcher noch immer freundlich war. 'Da hat der Sturm

auch eine Eiche niedergerissen!' sagte der Superintendent, welchen ich zum Todtenbette führte. Er lag in dem großen Bette, worin die Großmutter gestorben ist, mit Wehmuth las ich über demselben von Deiner Hand:

Und er stand von ferne und weinte bitterlich.

Am Sonnabend Abends wurde die Mutter mit den Schwestern nach Sülfeld geholt um dem größten Schmerz bei der Beerdigung auszuweichen. Ich blieb, und folgte seiner Leiche des Sonntags um 7 Uhr Morgens, der Superintendent und der Amtmann hatten mich in die Mitte genommen. Gegen 30 Personen folgten. Friederike Behne, Hannchen Pokranz und die Dannemann hatten die Besorgung übernommen. Wie ich vom Kirchhofe gekommen bin, weiß ich nicht, ich fiel dem Superintendent in die Arme, welcher mich mit sich fortzog. Ich ging in die Sacristei um die Danksagung des Superintendenten zu hören. Er sprach mit Wärme, wol über eine Viertelstunde, rühmte das vortreffliche Herz des Vaters, seine guten Eigenschaften, tadelte bitter den Undank, wodurch ihm die Bürger sein Leben verbittert hatten, und schloß mit einem wahrscheinlich selbst verfertigten Verse, welcher mir aber ganz entfallen ist. Mittags aß ich bei Hempels und gegen Abend führte ich Mienchen wieder zurück. Auguste und die Mutter kamen am Montag-Morgen an, bei meiner Rückkehr standen schon zwei Rosenbüsche auf dem Grabe des guten Vaters und Mienchen ließ ihren Thränen beim Anblick des Grabes freien Lauf. Der Markt war sehr unruhig und im Taumel der Verwirrung vergaßen wir auf einige Zeit unser Leiden.

(Magdeburg) 10. Mai.

Am Dinstag reisete ich ab, übernachtete in Braunschweig und traf am Donnerstag den 30. April hier ein, wo mich eine unübersehbare Menge Geschäfte erwartete.... Die Krankheit des Vaters hat am Donnerstag den 16. April angefangen, er geht des

Nachmittags in den Garten wo er vom Schlage getroffen wird und ins Haus geführt werden muß 2c. . . . .

Ja, lieber Bruder, wie öde kömmt mir jetzt F. vor, der gute Vater ist dahin, jeder Platz, wo er saß, wird mich an ihn erinnern. Wir wollen ihm einen Grabstein setzen, ganz einfach, gieb nur die Idee dazu an, die Kosten will ich übernehmen. Wenn wir uns wiedersehen, müssen wir gemeinschaftlich nach F. und uns noch einmal recht satt weinen! . . . .

Leb wohl guter Junge und vergiß nicht Deinen Bruder

D. L. Hoffmann.

Ich war von jetzt an ruhiger geworden und hoffte für meine Studien ein recht ersprießliches Gedeihen durch den Verkehr mit Professoren und Studenten und durch die Benutzung der Bibliothek.

Die Universität Bonn war am 18. October 1818 durch Friedrich Wilhelm III. gestiftet. Schon zu Michaelis fanden sich einige Professoren und Studenten ein, eröffnet wurde sie eigentlich erst zu Ostern 1819 und zwar mit 219 Zuhörern.

Unter den Professoren waren bedeutende Namen, besonders in der philosophischen Facultät. Bald zeigte sich, daß sie als Lehrer ebenso unbedeutend waren als früher bedeutend durch ihre Schriften. Der Collegia, die unser einer hören mochte, waren wenig, und diese wenigen entsprachen durchaus nicht den Erwartungen, mit denen man in den Hörsaal trat.

So las Schlegel Geschichte der neueren deutschen Litteratur. Das war nicht viel besser, als wenn man gelegentlich einem Fremden erzählt, daß wir Deutschen auch eine schöne Litteratur haben. Dabei brachte er alle wichtigen Erscheinungen mit sich in Beziehung, und wenn er auf Göthe und Schiller zu sprechen kam, so vergaß er nie 'mein unsterblicher Freund'

hinzuzufügen. — Hüllmann's Culturgeschichte war nichts als eine Aneinanderreihung statistischer Nachrichten, die einzeln wie sie gegeben wurden, mehr ergötzten als belehrten; von dem großen Ganzen des Culturlebens der Völker, seiner Entwicklung und seinen Fortschritten bekam man kein Bild. — Radlof hatte gar keine Idee von einem academischen Vortrage: seine mühsamen Forschungen über das Keltenthum, woraus er die Abstammung des deutschen Volkes ableitete, waren fixe Ideen, weder von geschichtlichem noch sprachlichem Werthe. — Was Arndt leisten würde, ließ sich nicht ermessen; seine academische Lehrthätigkeit wurde durch einen Ministerialbeschluß aufgehoben und blieb es nachher noch zwanzig Jahre. — Delbrück's ästhetische Vorträge waren unerquicklich und fesselten niemanden. — Windischmann, der katholische Philosoph, war glücklicher, fand aber nur unter den katholischen Theologen Zuspruch. — Heinrich, Näke und Welcker wurden gern und fleißig gehört, die Philologie war aber auch zugleich Brotstudium, und sogar der schon damals berühmte Arabist Freytag lehrte mit Erfolg. — Auch der Zoologe Goldfuß, der Botaniker Nees von Esenbeck und der Mathematiker Diesterweg erfreuten sich einer zwar kleinen, aber lernbegierigen Zuhörerschaft. — D'Alton und v. Münchow kannten wir nur aus dem Vorlesungsverzeichnisse, und von Strahl wußten wir nur, daß er eine schöne Frau hatte.

Die Studentenwelt war ungleich besser vertreten als meine philosophische Facultät. Fast alle deutschen Universitäten hatten ihren Beitrag geliefert, namentlich Jena. Es waren meist alte Burschen, viele Mitglieder der Burschenschaft, einige sogar Vorsteher derselben. Sie waren begeistert für die Ideen dieser zeitgemäßen Verbindung und verfochten ihre Ansichten mit dem

Worte wie mit dem Schläger. Des gewöhnlichen Studententreibens satt hatten sie sich der Wissenschaft ernster zugewendet und strebten mit Eifer und Muth nach einem edelen sittlichen Leben für sich und andere und nach Erwerb einer tüchtigen wissenschaftlichen Bildung, alles zu Nutz und Frommen des Vaterlandes. Sie übten durch Erfahrung, Einsicht und Beispiel eine Herrschaft aus, der sich die jüngeren Studenten gerne fügten, zumal niemand in seiner jugendlichen Heiterkeit und seinem sonstigen, selbst absonderlichen Wesen sich gestört fühlen konnte. So wurden die ersten Ankömmlinge die Gründer eines Studententhums, das sich trotz den baldigen störenden Eingriffen der Regierung herrlich entwickelte.

Die Bürger wußten nicht was aus ihnen und ihrer guten Stadt Bonn noch werden sollte. Sie hatten weder von einer deutschen Universität noch von deutschen Studenten die geringste Ahnung. Sie kannten nur die französischen Bildungsanstalten; was im Vaterlande bestand und vorging, war ihnen fremd geblieben. Sie wunderten sich nicht wenig, daß Professoren so hochangesehene Leute waren, bei ihnen hieß ja jeder Schulmeister (selbst unser Poppelsdorfer) Professor. Daß Studenten ganz was Besonderes sein sollten, konnten sie nicht begreifen; waren sie doch selbst Studenten gewesen, denn wer eine Schule besuchte, besonders eine sogenannte lateinische, war ein Student. Es dauerte eine Zeit, ehe sie an das freie muntere Wesen der Studenten und ihre Sitten und Gebräuche sich gewöhnten, und sich darein fanden, mit ihnen die besuchtesten Vergnügungsörter theilen zu müssen.

Übrigens kam nach und nach das Studentenleben und Treiben in seiner ganzen Eigenthümlichkeit den guten Bonner Philistern zur Anschauung.

Den 18. Juni feierten wir den Sieg von Belle Alliance. Abends versammelten wir uns auf dem Münsterplatze und zogen von dort mit Fackeln und Musik, die Anführer in Burschentracht, durch die Hauptstraßen nach dem Universitätsplatze. Dort ließen wir die Fackeln ausbrennen und bildeten einen Kreis. Alle Professoren waren zugegen und eine große Menge Volks hatte sich eingefunden. Nachdem wir die erste Strophe unseres Bundesliedes:

Sind wir vereint zur guten Stunde,
Wir starker deutscher Männerchor —

gesungen hatten, hielt Haupt (früher Vorsteher der Jenaer Burschenschaft) eine herrliche Rede. Dann zogen wir in die Baumschule zum Commers.

Den 20. darauf veranstalteten wir einen glänzenden Ball. Wir hatten dazu nicht nur die Familien der Professoren eingeladen, sondern auch die angesehensten aus der Stadt und Umgegend. Es ging so anständig und zugleich so heiter zu, daß jeder sich befriedigt fühlte und man noch lange von diesem Abend sprach wie von einem großen freudigen Ereignisse. Auch der Großherzog Carl August von Weimar, der gerade auf der Durchreise in Bonn eine Nacht verweilte, beehrte uns; er hatte ein sichtliches Wohlgefallen an unserer Fröhlichkeit und ließ sich seine alten Jenaer Burschen vorstellen.

Commerse und Bälle waren unsere gemeinschaftlichen Vergnügen, woran sich jeder betheiligen konnte. Wollte sich einer sonst erholen oder belustigen, so gab es Gelegenheit genug. So fand sich immer Nachmittags ein kleiner Kreis von Freunden und Bekannten ein auf der Vinea Domini, damals noch eine Kaffee- und Weinwirthschaft. Die Aussicht auf den Rhein und nach dem Siebengebirge war reizend, und der Aufenthalt unter

dem Schatten der Bäume, umspielt von der frischen Rheinluft, erquickend.

Andere, die in Poppelsdorf speisten, blieben gewöhnlich noch einige Stunden dort. Zu denen gehörte auch ich den ersten Sommer. Da saßen wir denn im Garten vor der Brüsselbachschen Wirthschaft und führten manches Gespräch über Kunst, Wissenschaft und Politik.

Noch andere machten weitere Ausflüge in die schöne Umgegend, nach Königswinter, dem Siebengebirge und Godesberg. Auf dem Heimwege wurde dann immer viel gesungen, besonders das Mahlmannsche Lied:

Mein Lebenslauf ist Lieb' und Lust
Und lauter Liedersang

und mit jubelnder Begeisterung die Strophe:

Die Krone nehme Bacchus hin,
Nur er soll König sein,
Und Freude sei die Königin,
Die Residenz am Rhein!

Obschon unsere Anzahl nur klein — etwas über 200 — und bisher keine Klage eingelaufen war über Ruhestörungen und irgend eine Unbill unsererseits, so schien es uns doch selbst nothwendig, etwas durch uns und so für uns zu thun. Darum waren wir denn darauf bedacht, die ganze Studentenschaft in ein geschlossenes Ganze zu bringen mit selbst berathenen und beschlossenen Gesetzen, wodurch ein sittlicher und wissenschaftlicher Sinn befördert und dem jugendlichen Leichtsinne und jeder unedelen Leidenschaft entgegen zu wirken wäre.

Das geschah denn auch im Laufe des Sommers. Es wurde ein Ausschuß mit Entwerfung der Gesetze beauftragt. Es nahmen mit mir mehrere der alten Burschen Theil daran.

Jetzt handelte es sich nur darum, ob wir überhaupt in dieser Zeit noch an eine Verbindung denken dürften. Die Beschlagnahme der Papiere der beiden Welcker und Arndt's und des letzteren einstweilige Entamtung waren keine vereinzelten Maßregeln mehr. Die Carlsbader Beschlüsse standen in Aussicht.

Da beschlossen wir denn: wir wollen keine Burschenschaft und keine Landsmannschaft sein; wir wollen keinen geschriebenen Comment haben, sondern was uns gut und zweckmäßig scheint und sich durch Erfahrung bewährt hat, als Gesetz halten; wir nennen uns Allgemeinheit, denn jeder Student, der nichts Unehrenhaftes sich hat zu Schulden kommen lassen, ist Mitglied: wir wollen auch die deutschen Farben nicht, sondern die rheinischen, weißgrünroth:

Weiß wie die Unschuld, weiß ist unser Zeichen,
Grün wie die Hoffnung die im Herzen glüht,
Wie's Laub von unsern Reben, unsern Eichen,
Und roth das Band das unsre Brust umzieht,

und um allen Verdacht über unser Thun und Treiben von vorn herein zu beseitigen, sollen alle unsere Verhandlungen öffentlich sein.

So glaubten wir jeder Gefahr zuvorgekommen zu sein und doch unsern Zweck erreicht zu haben.

Es war auch ein Bonner Commersbuch schon im Frühjahr gewünscht und später beschlossen worden. Mir wurde der Auftrag, ein solches auszuarbeiten und darin hauptsächlich auf den Rhein und seine schönste Gabe, den Wein Rücksicht zu nehmen. Ich suchte nun mir für manche Lieder die ursprünglichen Texte zu verschaffen, einige in den Commersbüchern verdorbene nach besseren Lesarten herzustellen und alle Lieder, die nach Puder und Pomade rochen oder voll Rohheiten und

Renommisterei strotzten, fern zu halten. In Betreff der Vaterlandslieder war die größte Vorsicht anzuwenden, und es kam mir zu Statten, daß der Verleger für das Patriotische keinen Bogen mehr spendieren wollte. Die Censur war bereits in voller Thätigkeit und gewisse Wörter waren bereits verpönt. In dem schönen Arndt'schen Liede:

Bringt mir Blut der edlen Reben,

lautet die letzte Strophe ursprünglich:

Uud dies letzt', wem soll ich's bringen
In dem Wein?
Süßestes von allen Dingen,
Dir, o Freiheit, will ich's bringen
In dem Wein!

Das war damals bereits verwandelt in:

Süßestes von allen Dingen,
Dir muß ich's im Stillen bringen
In dem Wein.

Das Büchlein erschien im August unter dem Titel:

Bonner Burschenlieder. Bonn, bei Eduard Weber 1819.

153 Studenten hatten darauf subscribiert, ihre Namen wurden mit Angabe ihrer Heimat und ihres Studiums vorgedruckt. Ich erhielt für dies Erstlingswerk 50 Reichsthaler kölnisch.

Das eigentliche Studentenleben, dem ich mich bisher nicht gut entziehen konnte, bekam ich nach und nach satt. Ich beschränkte mich lieber auf einen kleinen Kreis von Freunden und auch diesen war es Bedürfniß, sich über die Fragen des Tages und wissenschaftliche Dinge, die uns am Herzen lagen, gegenseitig ruhig und gemüthlich aussprechen zu können. Ich hatte in Kessenich eine kleine Bauernwirthschaft entdeckt, wo man

guten Wein und Butterbrot billig haben konnte. Hinter dem Hause war ein Baumgarten (Bungert) mit einem Pfahltische und Pfahlbänken. Dahin führte ich auch meine Freunde, und wir konnten da bei unserm Schöppchen stundenlang sitzen, sahen in das frische Grün der Bäume und des Rasens und unterhielten uns.

Mit neuen Plänen und Entwürfen, mit neuer Arbeitslust kehrte ich dann heim in mein stilles Stübchen, um noch zu lesen und zu dichten. Auf dem Tische fand ich ein frisches Blumensträuschen. Das war von Gretchens Hand, und meine Freude daran war auch ihre Freude. Sie war die Tochter meines Wirthes, und obschon dieser ein bürgerliches Gewerbe trieb — er war Porcellanmaler und Steindrucker — so war doch Gretchen ganz wie ein Landmädchen in Tracht, Sprache und Sitten. Sie trug ein perlengesticktes Häubchen und wenn sie zur Stadt ging, ein großes weißes Tuch über dem Kopfe und wieder darüber, wenn sie etwas zu tragen hatte, den Korb, der auf einem wollenen Kranze ruhte. Sie sprach das eigentliche Bönnisch und wußte alle die Lieder, die man zum Tanze oder im Freien und bei Zusammenkünften zu singen pflegte. Sie hatte eine Freundin, Katharina (Tring); beide waren die hübschesten Mädchen des Dorfes. Ich lernte von ihnen ihre Sprache und ihre Lieder, und wenn sie diese nicht recht vollständig wußten, so schrieben sie in Gesellschaft mit anderen Mädchen und Burschen dieselben auf. Zuweilen that ich dies denn auch selbst und Andres, Katharinas Bruder, mußte mir helfen, und wir tranken dann ein Schöppchen dazu.

Ich hatte wieder große Lust zum Dichten bekommen, meine Liebe war eine unerschöpfliche Liederquelle geworden. Wenn ich dann ein neues Lied Gretchen vorlas, so freute es mich, daß

sie es verstand und sich darob freute. So klein auch der Kreis der Gefühle und Gedanken eines einfachen jungen Landmädchens nur sein konnte, so war er doch für mich groß genug, und meine Phantasie wußte manche Äußerung, manchen Anlaß poetisch zu benutzen. So entstanden mehrere Lieder, wovon die meisten in meine 'Lieder und Romanzen' (Köln 1821 bei Bachem) übergingen. Keiner meiner Freunde wußte eher etwas davon, und es schien mir, als ob ich mehr meiner poetischen Stimmung als meinen Poesien den Spitznamen 'der Poet' verdankte.

Nur Einer wußte, daß ich immer wieder zu dichten beginnen, ja, daß ich es niemals lassen würde, nur Einer hegte bisher von meinen dereinstigen poetischen Leistungen so große Hoffnungen, wie sie nur in dem Herzen eines Freundes sprießen konnten, und dieser Eine war Krawinkel. Er schrieb im Sommer von Göttingen aus in seiner stillen Wehmuth und treuen Liebe an den fernen Freund:

'Im Heumondsberichte sollte man nun von nichts reden, zumal wenn schon auch die Erndte begonnen, als von Früchten, erndten, reifen und zwar reif. Doch — ach mein Heumond — wo der sein mag! Weiß es fürwahr nicht, ob ich im Frühlinge noch bin, ob schon der Sommer gekommen. Doch ich besinne mich. Frühling war da und die Nachtigallen schlugen und die Blumen dufteten. Ich hab' mich sein gefreut. Aber nun ist er nicht mehr.

Ich bat: o schöner Frühling bleibe!
Doch Nordeswehn trieb ihn hinweg.
Ich bat: o kühle mir die Stirne!
Ihm war's zu kühl, er zog hinweg.

Und fragst Du, Freund, wo er geblieben?
Zum deutschen Rhein ist er entflohn.
Gern wär' auch ich wo er geblieben,
Doch Sehnsucht ist der Liebe Lohn.

Doch ja, von Früchten eben sollt' ich reden, die reif wären für Deinen ersten poetischen Wanderer auf Toiletten und Pult. Noch in diesem Jahr will ich Dir Einiges beisteuern, zwar von meiner Seite keine Verse, aber doch sonst vielleicht etwas Brauchbares. So viel weiß ich nun gewiß: als Dichter werd' ich nie Etwas leisten, es sey denn, daß ich einmal einen schönen dramatischen Stoff fände. Dafür will ich unserm Volk ein ander Werk geben — ein würdiges Denkmal der Helden seiner Literatur, ein Schandpfahl den Bänkelsängern unserer Tage — eine Geschichte der deutschen Literatur. Ich werde Prediger — ein schönes Amt, dem alles Göttliche im Menschenleben: Poesie, Kunst und alle Genien der höheren Welt so nahe liegen — und um so weniger soll die Gabe des Herrn an mir verloren seyn. Auf dieses Werk will ich sie verwenden; es soll das Schooßkind meiner schönsten Stunden seyn, und, mein Hoffmann, nicht glücklicher könnte dann Dein Krawinkel seyn, als wenn er gegen das Ende seiner Geschichte ohngefähr so reden könnte:

„Und siehe der Tag neigete sich und die Sonne sank — aber die Abendröthe ward zur Morgenröthe, und ein neuer glücklicher Tag zog herauf durch — meinen Freund. Begrüßet Ihr Fröhlichen das neue Gestirn und jagt die Wolken, die seine Strahlen hemmen."

In Torneo weißt Du, scheint die Sonne unterzugehn und sinkt bis auf den Horizont herab und steigt sogleich wieder am Himmel auf, so daß Hesperus und Aurora zusammenfließen. Sieh her, mein Lieber, das Bild ist gar zu schön; ich habs eben gleich in meine Collektaneen zum künftigen Werk eingetragen.

Nun liegt's wahrlich nur an Dir, daß ich künftig damit ein unsterbliches Werk beginne, das nur von Unsterblichen redet. Ich lasse Dir dabei freie Wahl; Du kannst Dichter werden und zwar dramatischer, lyrischer oder epischer, oder Geschichtsschreiber oder Philosoph. Es soll immer von Dir die Rede seyn — nur

aber dann wahrhaftig nicht — wenn Du Antikenkrämer oder romantischer Deutschthümler seyn wolltest. Doch das fällt Dir auch selber schon nicht ein. Aber auch dann kann Nichts daraus werden, wenn Du Kritiker und Literarhistoricus seyn willst. Das verbitt' ich sehr und empfehle dafür Produktivität — nur freilich noch nicht durch die Presse.'

Der gute Krawinkel! Ich dachte vorläufig an keine Unsterblichkeit: mir war genug dieser Frühling meiner Dichtung und Liebe. Gretchen war mein Taggedanke, war mein Traum.

Die Nacht, sie ist so dunkel,
So leer für Aug' und Ohr;
Kein Mond, kein Sterngefunkel,
Kein Lied dringt da hervor.

Es summt noch eine Fliege,
Kann wol nicht schlafen ein —
Ich aber lieg' und wiege
Mich schon in Träumerei'n.

Wie geht es mir zu Herzen!
Ich bin's mir kaum bewußt:
Bald fühl' ich süße Schmerzen,
Bald ahnd' ich süßre Lust.

Aber —

Ach, der Traum, er mußte enden,
Die Erinnrung blieb uns nur.

Traum ist Alles! auch der Abend,
Wo Du mich zuerst erblickt,
Mit dem Tranke kühl und labend
Deinen Freund zuerst erquickt.

Traum ist Alles! auch der Morgen,
Wo ich Dich zuerst gegrüßt,
Und im Zwielicht halb verborgen,
Gretchen, Dich gesehn, geküßt.

Ist der Traum auch nicht geblieben,
Blieb des Traums Erinnerung,
Und das kindlich-fromme Lieben
Wird mit jedem Lenze jung.

Gegen Ende Augusts unternahm ich mit zwei Freunden, Schweder und Schindler einen Ausflug an die Maas, Eifel und Mosel.

Nach damaligen flüchtigen Aufzeichnungen und Erinnerungen habe ich zehn Jahre später diese Reise beschrieben.

Die Morgenglocke läutete. Mit leichtem Gepäck, den Staubmantel übergeworfen, eilte ich zu Schweder und holte ihn ab.

Die Waldhöhen hüben und drüben am Rheine wurden heller, vor uns ging die Sonne auf, rechts lag hinter dem blinkenden Wasserspiegel das Siebengebirge in das schönste Veilchenblau gehüllt.

Wir machten eine Fußreise und begannen mit dem Postwagen. Wir glaubten zeitig genug in Bonn einzutreffen.

'Da haben wir's!' rief Schweder, als wir auf dem Markte zu Bonn beim Posthofe anlangten, 'der Wagen ist fort und Schindler auch, und wir können hinterhertraben.'

Wir schlugen sogleich Richtsteige ein und auf der Hälfte des Weges erreichten wir den Postwagen, stiegen ein und hatten bald das unangenehme Hinterhertraben vergessen. Die Gesellschaft zwar erheiterte uns nicht, aber wir erheiterten sie, und das konnten wir auch, denn wir hatten keine Geld- und Wechselgeschäfte zu besorgen, keine Getreide- und Weinkäufe abzuschließen, keine Prozesse bei Gerichte anhängig zu machen, keine Amts- oder Familienangelegenheiten abzuwickeln — wir reisten um zu reisen.

Kaum aus dem Postwagen heraus sind wir schon ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit: Alles steht still vor und hinter uns, um uns von allen Seiten betrachten zu können. Und doch sind wir nur Studenten, die sich eben nach Laune und Bequemlichkeit kleiden. Schindler der Schweizer trug eine schwarze Sammetmütze mit Gold und Purpur besetzt, sein breiter Backenbart machte sein leutseliges Gesicht etwas wild; an seiner Pfeife hingen sehr lange schwarzrothgoldene Quäste. Schweder ging ganz schwarz gekleidet und noch dazu altdeutsch, sein blasses ernstes Gesicht war von einer Lockenperücke umschattet, er schritt feierlich einher und erinnerte an die Apostel auf alten Bildern. Bei mir konnte höchstens der lange Bart etwas Auffälliges haben, denn einen braunen Rock mit übergeworfenem grauen Staubmantel und eine breitschirmige Filzmütze trugen damals auch andere Reisende. Nur an einem Orte wie Köln, wo sich bisher nie ein Student hatte blicken lassen, konnten wir so angegafft werden. Es war mir, als ob wir gar nicht zu unserm, sondern zu anderer Leute Spaß reisten.

Wir kehrten in den weißen Thurm ein und wurden sehr freundlich empfangen. Sobald wir uns erquickt hatten, eilten wir nach dem Dome.

Welch ein Eindruck! Schweigend stehen wir da, jeder merkt dem anderen an diese stille Bewunderung für einen so hohen himmlischen Gedanken, der sich hier verkörperte. Wir treten ein in diese zauberische Dämmerung, die Poesie des Tages.

Eine reiche lebendige Natur, ein ganzer Wald himmelanstrebender Bäume wölbt sich über uns mit breiten Wipfeln und Blätter- und Blumenkränzen, und steht versteinert da,

um den Geist der Andacht zu begränzen, das gen Himmel ringende Herz auf der Erde zu fesseln.

Deutschlands Dome sind eben so viele neue Wälder Libanon, die aus der Saat deutscher Andacht zur Ehre Gottes emporwuchsen.

Die Töne der deutschen Orgel sind die Seraphschwingen, worauf die Kraft des Glaubens aus seinem Himmel in unsere Erdnacht niederschwebt.

Colonia Agrippina, wär' es dir möglich gewesen, deine hundert Götter in diesen Dom zu stellen, hier hättest Du sie selbst zerstört und Dir selbst über ihren Trümmern das Evangelium gepredigt!

Ich kann es nicht lassen, ich muß vergleichen, auf daß mir klar werde, was Heidenthum und Christenthum, Ausland und Vaterland ist. Ich hasse jedwede seichte Lobpreisung und blinde Verehrung und verachte jede Einseitigkeit, die nicht auf ein edles, reines Streben für Kunst und Wissenschaft sich gründet, oder etwas im Leben bekundet, was man Physiognomie, Art und Weise, Charakter nennt. Lernt Deutschlands Vergangenheit und Gegenwart kennen, nur dann werdet ihr herrliche Hoffnungen für seine Zukunft haben! Es ist ein heiliger Gedanke für mich, daß auch durch mich vielleicht doch irgend eine dieser Hoffnungen erfüllt wird, und eben das ist mein Trost, wenn ich mir, wie heute hier in Köln, Einseitigkeit, falsche Ansicht, verkehrtes Streben zum Vorwurf machen lassen muß.

Nur der Kampf führt zum Siege! Und ich werde kämpfen und wenn ich auch nicht siege. Es hat sich in mir eine Reihe

von Ansichten über deutsches Leben, deutsche Sprache, Kunst und Wissenschaft gebildet, die ich zu einem Ganzen einen, zu einer großen Idee erheben, zu dem Zielpunkte meines ganzen Lebens hienieden hinstellen will. Mühsam habe ich alles das errungen, aus dem Wuste eingetrichterter Schulweisheit gerettet, mit Aufopferung und Entbehrung dem Frühlinge meines Alters abgezwungen; aber ich nenne es mein, es ist mein eigenstes Besitzthum, und wenn auch niemand mit mir Gütergemeinschaft eingehen will, so soll doch auch niemand mein Besitzthum mir rauben, beeinträchtigen, verunglimpfen.

Ich reise nicht so leicht wieder in Gesellschaft; jeder verfolgt seinen Zweck, d. h. in der Regel keinen. Wehe dem, der neben anderen, die nichts wollen, etwas will! Wie ärgert mich diese Flüchtigkeit, diese Oberflächlichkeit! Ich könnte noch heute im Dome sein — und meine Reisegefährten gönnen mir kaum so viel Zeit, um nur das Wichtigste zu beschauen.

Die bretterbeschlagene Wölbung stört, sie unterbricht sehr unangenehm die emporstrebenden Linien der Pfeiler, das Auge will einen Ruhepunkt, und da ist die Welt wirklich mit Brettern vernagelt. Der Chor ist ganz vollendet worden, zurückschauend daraus erfaßt man erst recht den hohen Gedanken des Meisters und vergißt die Armuth und Erbärmlichkeit unserer Tage, die nichts Großes beginnen konnte, nichts Großes vollenden wollte.

An den vielen Altären wird nach dem Rosenkranze gebetet mit niedergesenktem Blick; wie anders muß ich beten, jeder Blick empor ist ein inbrünstiges Gebet zu Gott.

Nein, aber ich reise nie mehr in Gesellschaft von so vielen, denn zwei sind viel zu viel, wenn ein dritter, wie ich, in seinem ganzen Sein und Streben von ihnen so verschieden ist. Sie

wollen nach Deuz, ich will zu Wallraf; sie wollen nach den Festungswerken, ich will zum Rathhause; sie wollen in's Wirthshaus, ich will in den Buchladen — und doch muß ich immer mit, wohin sie wollen: so wird mein schönstes Glück immer zu nichte, ich habe keinen eigenen Willen mehr und bin ganz ihrer Willkür anheimgefallen.

Doch jetzt sind wir noch im Dome und stehen eben auf dem Gerüste vor dem berühmtesten Bilde der altkölnischen Schule, was hier neben uns ein Maler copiert. Diese lichte, strahlende Engelreinheit in den Jungfrauengesichtern, diese Verklärtheit ihrer Augen, die sich alle in Einen Blick einigen, ihre Verehrung der Mutter Gottes darzubringen — copiere nur zu! dachte ich. Mir ist es immer, als ob die Künstler damals noch in den Himmel geschaut hätten und wir Modernen könnten vor allerlei Studien und Lectüre in Italien und sonstwo nicht mehr dazu kommen.

Wallraf hat auch für dieses Denkmal der alten kölnischen Herrlichkeit das Seine gethan, er hat eine gründliche Abhandlung darüber geschrieben, worin er Alles, was an einem Gemälde nur irgend interessieren kann, berührt. Nach seiner Meinung ist Kalf der Meister, den Namen liest er an einem Speerschaft, und die Jahreszahl soll in den Zeichen *M*NOX verborgen liegen, die er für 1410 erklärt, das N hält er für eine Vier, wie sie noch jetzt in der Umgegend bei den Bauern geschrieben wird. Ich bezweifele beides und glaube vielmehr daß das Bild weit jünger ist, die Buchstaben lassen wenigstens auf ein jüngeres Alter schließen.

Es ist heut ein lebendiger Tag in Köln, die Procession von Kevelaer kehrt zurück. Diese vielen tausend Menschen, voran wehende Fahnen, Geistliche im Festschmucke, Pauken und

Trompeten, und nun, im Zuge Alte und Junge, Gesunde und Kranke, durch einander singend und betend, dann hinterdrein einige hundert Wagen mit Fähnlein geziert — wer kann leugnen, daß ein solcher Zug irgend ein Interesse erwecken muß in dem Hörer und Zuschauer? Aber ich erkläre mir dies Interesse nicht aus der religiösen Beziehung dieses Zuges, sondern lediglich aus der Masse Menschen, der jeder leicht den reinsten Zweck, den schönsten Willen oder sonst etwas Interessantes anpoetisieren kann, zumal wenn er etwas fern steht, und nicht erfährt oder erfahren will, was es denn eigentlich mit diesen Wallfahrten für eine Bewandtniß hat.

— — — Ja, und wenn auch wahre Andacht und Reue vorhanden, ist es nicht ein furchtbarer Gedanke, daß Menschen Heil und Segen meilenweit von einem hölzernen Bilde, von einer Puppe sich holen! und daß mitten in unserem tausendjährigen Christenthume solche Heidengräuel noch sind wie zu Zeiten der Apostel!

Ich höre, daß man es hin und wieder unserer Regierung hoch anrechnet, daß sie die Wallfahrten, die in französischer Zeit so streng verboten waren, erlaubt; aber ich höre von rechtschaffenen und einsichtsvollen Geistlichen große Klagen darüber erheben und der Regierung Vorwürfe darüber machen. Meines Erachtens thun beide unrecht daran, da die Regierung vorläufig in Religionssachen gar nichts thun will, weil Alles was in Bezug darauf geschähe, so wie es nur preußisch hieße, noch mehr gehaßt würde. Aber die Regierung hat noch ein Mittel in Händen, womit sie Wunderdinge thun kann. Schulen und Universitäten, und diese Wunder werden bald alle Wunderdinge übertreffen, welche die Muttergottes in Kevelaer seit Jahrhunderten verrichtet hat.

Gegen Abend setzen wir nach Deuz über; Schiller, ein Sohn des großen Dichters, ist unser Begleiter. Köln, das vielgethürmte spiegelt sich vor uns im Rhein und wir freuen uns der frischen Abendkühle bei einem erheiternden Gespräche und Gläschen Wein.

Ich mag kein Sohn eines berühmten Mannes sein, denn so ein Sohn wird immer mit anderen Augen angesehen, man sucht immer etwas Berühmtes an ihm und beobachtet ihn schärfer als unser einen, der nur vom Ruhme weiß, daß ihn andere Leute haben. Es that mir ordentlich weh, daß ich nichts an dem jungen Schiller fand, was mich an den alten hätte erinnern können. Wie anders erschien mir ein waldeckischer Arzt in Wildungen, von dem alle Welt sagte, daß er gerade aussehe wie Schiller und auch sonst viele Ähnlichkeit mit ihm habe. 'Also wirklich, sagt' ich ihm begeistert in's Gesicht, solche Nase hatte Schiller? es ist mir sehr lieb, daß ich Ihre Bekanntschaft gemacht habe.'

Im weißen Thurme knüpfte unser freundliche Wirth sogleich ein Gespräch an, worin er viele Belesenheit und viel Studium an den Tag legte. Als wir ihm vollends Ohr und Herz liehen, begann er zu erzählen von der heil. Stadt Köln, ihren Alterthümern, Gesetzen, Gerechtsamen, Gewohnheiten u. dgl. Woher kommt's, fragte sich jeder von uns, daß dieser Gastwirth so gelehrt spricht? Wir bewunderten ihn in Einem fort, und ruhten nicht eher, bis er uns aus unserem Bewunderungstraume heraushalf. Und da erzählte er denn, daß er früher Professor der Rechte an der Universität Köln gewesen sei, und — jetzt waren wir zufrieden.

Wie man sich doch immer und überall die größte Mühe giebt, jede poetische Erscheinung im Leben ihres Zaubers zu ent-

kleiden, um sie in die Reihe der Alltäglichkeiten einzuordnen. Und doch hat man eine große Lust daran, vor anderen in ein gewisses Helldunkel die eigene Vergangenheit zu hüllen! Ich habe Leute gekannt, die mit einer Rührung und Andacht von Blumensträußen sprachen, die ihnen irgend ein holdes Wesen und gewiß oft ganz absichtslos dargereicht hatte, als ob ihnen ein Lorbeerkranz oder eine Kaiserkrone zu Theil geworden wäre; ich kenne noch manchen, der an gewisse Tage, an Zahlen und Worte die ganze Glückseligkeit seines Seins knüpft und eine Art von Wiederkehr eines Erlebnisses für ein Weltwunder auspreist.

Den anderen Tag besuchten wir in den Morgenstunden die Wallraf'sche Gemäldesammlung, die nach der Boisserée'schen vielleicht in geschichtlicher und künstlerischer Hinsicht den ersten Rang unter den eigentlich altdeutschen Gallerien behauptet. Die große Masse der Gemälde, die Mannigfaltigkeit der Gegenstände aus der heil. und Profangeschichte, die Verschiedenartigkeit der Darstellung eines und desselben Ereignisses, der Wechsel in der technischen Behandlung — alles das verwirrte meinen Blick und ließ mich zu keinem ruhigen Genusse kommen, so sehr ich mich auch zwang, bei dem einen und dem anderen Bilde zu verweilen. Zuletzt ward meine Unruhe so groß, daß ich mich vor dem heil. Sebastian hinsetzte mit dem Entschlusse: nun auch weiter nichts mehr zu sehen, um doch etwas Ganzes, eine klare Vorstellung aus diesem Bildermeere heimzubringen. Es gelang mir, aber ich bedauerte bald, daß ich doch außer dem heil. Sebastian gleichsam nichts weiter gesehen hätte. Um so erfreulicher ward es mir in der Zukunft, daß ich bei dieser Gelegenheit einen Mann kennen gelernt, dessen ganzes Wesen immer meine Achtung und Bewunderung in Anspruch nimmt.

Und das war Wallraf, der Stifter dieser herrlichen Sammlung und aller übrigen öffentlichen Sammlungen Kölns. Ich sah ihn heute zum ersten Mal, er führte uns selbst umher und ich unterhielt mich viel mit ihm.

Sein ganzes Äußere war bescheiden und anspruchlos, aber es sprach aus allem etwas Edles und eine Würde, die nicht allein das Alter zu geben vermag; und obschon er jetzt 71 Jahre alt war, so blitzte doch noch aus den klaren großen Augen, die von den weißen Augenbrauen überschattet wurden, mitunter ein Jugendfeuer und in seinem Lächeln lag eine Heiterkeit, als ob er ein Jüngling fortan geblieben sei.

Um nun aber seine großen Verdienste um Köln und Deutschland recht zu würdigen, muß man sein Leben kennen, muß man wissen, wie Wallraf das geworden ist was er wirklich war.

Ferdinand Franz Wallraf, den 20. Juli 1748 zu Köln geboren, besuchte das Montaner Gymnasium und die Universität seiner Vaterstadt. Im 21. Jahre ward er Professor an diesem Gymnasium und im Jahre 1772 empfing er die Priesterweihe. Von dieser Zeit an, dem Studium der Theologie und der Künste sich ganz widmend, war er eifrig bemüht, den Sinn für Kunst und Wissenschaft in seiner Vaterstadt zu erwecken und zu beleben; er stiftete zu Ende der 70ger Jahre einen Singverein, welcher mit Aufführung von Pergolesi's Stabat mater ins Leben trat; auch sammelte er um diese Zeit bereits Kunstwerke jeder Art, Bücher, Handschriften, Urkunden und Gegenstände aus allen Naturreichen. Der gute Erfolg seiner Bemühungen erfüllte ihn mit einer überschwänglichen Liebe und kindlichen Anhänglichkeit zu seiner Vaterstadt. Leider aber erwuchs früher schon aus dieser reinen Gesinnung bald eine eben so be-

harrliche Mißgunst gegen das Ausland, später namentlich gegen Bonn und zuletzt gegen Alles, was nicht kölnisch war. Denn als er im Jahre 1783 eine Reise nach Süddeutschland machte und überall unterwegs von Köln nichts Erfreuliches hörte, sondern nur den Vorwurf des tiefsten Obscurantismus, der gröbsten Unwissenheit und Dummheit, da fühlte er sich vor allen anderen auserſehen, solche Schmach auszutilgen, und Alles zu thun, was zum Ruhme und zur Verherrlichung seiner Vaterstadt dienen könne. Im Jahre 1786 legte er sein Lehramt am Montaner Gymnasium nieder, erhielt die Aufsicht über den städtischen botanischen Garten und eine ordentliche Professur der Naturgeschichte und Botanik; 1788 ward er Doctor der Medicin und Philosophie und 1794 Rector der Universität. Schon in den 80ger Jahren waren seine Sammlungen berühmt geworden, noch mehr aber wurden sie's zur Zeit der Aufhebung sämmtlicher Klöster, wo er häufig Gelegenheit fand, die herrlichsten Kunstsachen und die schätzbarsten Denkmale des Alterthums um einen Spottpreis zu kaufen. 1796 verlieh man ihm für seine der Kunst und Wissenschaft geleisteten Dienste ein Canonicat zu den heiligen Aposteln in Köln. Während der französischen Zeit ward er dann Professor der Geschichte und der belles lettres an der kölner Centralschule und gab im Jahre 1799—1804 das 'Taschenbuch der Ubier' heraus, worin er für deutsche Kunst am Niederrhein Achtung und Liebe erkämpfte. Am 3. Febr. 1804 überließ ihm die Regierung die von ihm seit Jahren schon bewohnte Propstei als lebenslängliches Eigenthum. In diesem Gebäude, worin ich nachher den ehrwürdigen Greis mehrmals besuchte, trieb damals bis in's dritte Jahr eine neufränkische Wachtbande von 30 bis 40 Mann im unteren Geschosse ihr Wesen, unbekümmert um alle die Schätze, die W. mit so

mancher Aufopferung und Entbehrung*) dort angehäuft hatte; zweimal entstand Feuer, was nur durch seine Geistesgegenwart und Entschlossenheit gelöscht ward. In diesem Gebäude lebte er von nun an ruhig der Kunst und Wissenschaft, seinen Sammlungen und seiner Vaterstadt, ohne eigentlich den drückenden Mangel gewahr zu werden, wohin ihn sein Trieb und seine Lust zum Ankauf von Kunstsachen und Büchern nothwendig führen mußte. Nur zweimal unterbrach er diese äußere Ruhe seines Lebens: er reiste im J. 12 nach Paris und im J. 16 nach Göttingen. Im J. 1818 überfiel ihn ein bösartiges Fieber, er machte sein Testament und setzte die Stadt zur alleinigen Erbin aller seiner Sammlungen ein. Er genas aber wieder, zur großen Freude seiner Mitbürger; dankbar für das, was er seit beinahe 50 Jahren für sie gewirkt hatte, bewilligte ihm der Stadtrath eine jährliche Pension von 4000 Francs (1050 ℘). Wallraf konnte nun sorgenfreier leben, aber er wollte es nicht; denn Alles was ihm die Stadt schenkte, betrachtete er nur als ihr Eigenthum, was er wieder zu ihrem Nutzen und ihrem Glanze anwenden müßte. Und so geschah's auch. Als um diese Zeit eine Antikensammlung aus Italien in Köln anhielt und von dort nach London wandern und dem Kön. Museum angeboten werden sollte, da kaufte Wallraf die ganze Sammlung und wies seine städtische Pension dem Eigenthümer auf mehrere Jahre an.

Es läßt sich nicht in der Kürze erzählen, was der Mann alles für Köln, seine heißgeliebte Vaterstadt gethan. Er benutzte jede Gelegenheit, nahm überall einen Anlaß her aus der

---

*) Er hatte kurz vorher von seinen Freunden eine Summe von 10,000 ℘ aufgenommen zum Ankauf von Kunstsachen ꝛc.

Vergangenheit und Gegenwart, um ihren Namen zu seiner alten Bedeutung wiederzubringen: in diesem Sinne stellte er die alte Gottestracht (Fronleichnamsprocession) wieder her; rief zu einem Denkmale auf für Rubens und Maria von Medicis, die in demselben Hause verbannt und unglücklich starb, wo jener geboren ward; dichtete deutsche Lieder für den katholischen Cultus; schrieb über kölnische Geschichte; verfaßte Inschriften auf kölnische Tugend und Verdienste und merkwürdige Begebenheiten; nahm sich der öffentlichen Institute, besonders der Gewerbeschule mit Eifer an; unterstützte und begeisterte talentvolle junge Männer zum Weiterstreben (Gau, die Maler Hoffmann und Begasse, Architect Hittorff und Naturforscher Cassel), ertheilte Rath und zeigte sich wirksam bei vorkommenden Festlichkeiten der Stadt oder angesehener Familien — kurzum in ihm vereinigte sich das ganze litt. und Kunststreben seiner Vaterstadt. [*) Das erkannte denn die Stadt wie der Staat**) vielfach an und that das bei jeder Gelegenheit öffentlich kund, besonders aber auf eine rührende Weise bei der Feier seines 50jährigen Priesterjubiläums 1823 den 20. Juli. Der Tag war ein wahres kölnisches Volksfest; vom Morgen bis spät Abends ertönte es in allen Straßen: 'Lebehoch Wallraf!' Ich kann's mir recht gut denken, wie's ihm, dem alten echten Kölner so recht ans Herz gegangen, als er, der dreimal bekränzte hochgefeierte Jubelgreis auf dem Rathhause dankend seinen Mitbürgern die offenen Arme entgegenhielt und unter Thränen mit gebrochener Stimme nichts zu reden vermochte als: 'Alaf Köln (es lebe Köln)!'

---

*) Das von hier an Eingeklammerte ist späterer Zusatz.

**) Schon im J. 1819 hatte ihm der König eine jährl. Pension von 630 ₰ bewilligt.

Aber er sollte bald sein letztes Alaf Köln! rufen: im Nov. desselben Jahrs stellte sich bei ihm eine Krankheit ein, die bald in einen Schlagfluß überging, an dessen Folgen er 18. März 1824 starb.

Tags zuvor hatte er die letzte Ölung empfangen, und als die heil. Handlung vollbracht war, und sein Gemüth so aufgeregt und heiter ward, und die Umstehenden zu einander sagten: ‘sieh! das ist in Wahrheit noch einmal ganz unser Wallraf!’ — da rief er ihnen wirklich noch einmal zu sein ‘Alaf Köln!’]

Noch immer sehe ich den Mann in seiner Propstei von seinen ungeheueren Schätzen umringt; jeder Tisch, jeder Stuhl, sogar der ganze Fußboden war damit bedeckt. Eines Tages fragte ich ihn: ‘Aber lieber Herr Professor’, — es war gerade um die Mittagszeit, — ‘wo in aller Welt wollen Sie denn hier am Tische essen?’ — ‘Sehen Sie dort vor meinem Sessel das Plätzchen!’ — ‘Da kann ja nur höchstens ein Teller stehen; und wenn Sie nun auch dies Plätzchen nächstens belegt haben, wo denn hin?’ — ‘Dann ziehe ich in ein anderes Zimmer, ich habe deren noch einige, und die müssen noch alle voll werden!’ — ‘Wenn Sie's aber auch dort so machen, wo dann hin?’ — ‘Dann bleibt mir ja doch noch ein Plätzchen’ — er meinte den Kirchhof Melaten, dessen Glockenthurm durch seine Verwendung wieder hergestellt war und wo sein Mox noster! noch zu lesen ist.

Desselben Tags in der Dämmerung kommen wir in Düren an. Nach Tische suchen wir uns ein trauliches Eckplätzchen und lassen uns bei einem Schöppchen nieder. Wir sind hier ganz unter uns, thun wie zu Hause, unbekümmert

um die vielen Gäste, die sich uns neugierig ein nach dem andern bis auf einige Schritte nähern. Zuerst erzählen wir uns von unsern heutigen Erlebnissen, wie hier und dort die Leute vor uns fortgelaufen, wie die Kinder uns jubelnd mit hepp! hepp! nachgefolgt, wie wir überall verhöhnt und ausgelacht sind u. dgl. Dinge mehr, die wir mit einem Selbstgefühl ertrugen, als sei es rein unmöglich, überhaupt nur etwas Lächerliches an uns zu finden. — 'Stoß an! es lebe....' 'Noch eine Flasche! Der Wein ist wirklich ganz vortrefflich.'

Es bleibt doch immer eine feine Sitte, dies Lebenlassen, wenn man selbst so anmuthig lebt, so sorglos um das Morgen und Heute, und dann so recht von Herzen die ganze Welt leben läßt. Die Leute scheinen sich höchlich zu wundern über unsere Lebhaftigkeit und den männlichen Ernst unserer Unterhaltung; und wir hätten uns über uns noch mehr wundern sollen! Wir fühlen uns wechselseitig näher als jemals, unsere Herzen so harmonisch, jede Äußerung nichts als Liebe und Zutrauen zu dem andern! und doch stehen wir uns so ferne! Aber hier übte der Wein seine Zaubermacht. Ja, ich will's gestehen, und wenn's meine größte Schwäche wäre, ich bin dem guten Weine herzlich gut, ich verdanke ihm mit die schönsten und heitersten Stunden, Stimmungen, wo mein Geist seiner Ewigkeit froh ward, wo ich vor den Sternen des Glücks die dunkle Erde nicht sehen und ihre Leiden, ihre Mühsale, ihre Lüge, ihren Haß nicht einmal glauben konnte.

Der Wein ist eine verkörperte Idee der Liebe, und nur wer für Liebe empfänglich ist, nur der versteht diese Idee, nur der erfährt es im Leben, wie sie verständigt, vermittelt, versöhnt, vereinigt, heilt, stärkt, begeistert.

Folgenden Tages gegen Abend kommen wir nach Aachen. Mit einem wunden Fuße lege ich mich schlafen, und beim Aufstehen ist er noch wenig besser. Ich muß im Gasthofe bleiben, und sitze nun eben hier auf einem Schilfrohrsessel so nachdenklich, als ob ich sonst nirgend in der Welt Zeit dazu gehabt hätte und nur darum nach Aachen gekommen wäre.

Ist es denn nicht Unglück genug, daß wir unglücklich waren? muß denn nun auch die Erinnerung unser Unglück festhalten, erneuen, vergrößern? Morgenträume des Glücks, geht ihr so in Erfüllung über? — Mein Vater ist todt, meine Mutter, meine Schwestern todtkrank, Haus und Hof in fremden Händen, mein Bruder in der Ferne, und ich? heimatlos, ohne alle Aussicht, ohne alle Hoffnung, so arm an Trost und — könnte ich nur weinen, ich wäre noch glücklich; aber auch das nicht mehr. Wie ein Gefangener sitz' ich hier, dem die ganze Welt mit ihrem Frühlinge und ihren Freuden sich verschloß, dem selbst die Erinnerung daran geraubt ward, ja dem man das Leben ließ, damit es ihn quält und plagt.

Unterdessen wurde es lebendiger unter meinem Fenster. Die Heitere des Tages und der Segen des Feldes hatte den Landmann in die Stadt gelockt; Gemüse, Obst und Blumen aller Art wurden auf den Markt gebracht. Um den Verkäufer drängten sich die Käufer, es ward ausgerufen und gefragt, gefordert und geboten, gehandelt und zugeschlagen. Mich trieb's aus meinem Zimmer, weiß selbst nicht wie, ich hinkte hinunter und — da stand ich mitten auf dem Markte, und als ich nun dies lebendige Leben und Treiben, diese Gesundheit und Fröhlichkeit so recht in der Nähe wahrnahm, da weint' ich und fragte mich, warum man so sehr trauern könnte in einer Welt, wo so viel zu thun ist, andere zu erfreuen, zu beglücken.

Nachmittags bestiegen wir den Lotsberg. Die Aussicht ist befriedigend. Freilich wer immer und überall vergleicht, dem fehlt hier vieles und die Erinnerungen an die großen Begebenheiten, die sich an den Namen Aachen knüpfen, können ihm keinen Rhein, keine Mosel, keine Alpen und Gletscher, keine Schweizerseen herzaubern.

Das Vergleichen einer schönen Gegend mit einer andern ist eine wahre Krankheit in gewissen menschlichen Naturen; sie können nie des Augenblicks recht froh werden, weil sie immer etwas Fremdartiges, etwas jeden Genuß Störendes aus ihren Erlebnissen und Wünschen hervorbringen müssen.

Wie anders erscheint dagegen ein gesunder, kindlicher Sinn! Was ihm der Augenblick beut, das ist sein, er genießt, und unter dem poetischen Athemzuge seiner stillen Zufriedenheit gestaltet sich Alles zu einer willkommenen Gabe, das Unbedeutendste wird bedeutungsvoll, das Minderschöne zeigt doch eine Seite, worüber man sich freuen kann.

Wie oft, dachte ich mir, wird hier ein Badegast vor lauter Langerweile die freundliche Gegend angähnen und statt hier des Morgenhimmels und des duftenden Grüns froh zu werden, sich über das Geld ärgern, was er drüben in Burtscheid verspielt hat, oder über die Gesundheit sich grämen, die er nicht mehr auf's Spiel setzen kann.

Man wird wenig mehr vom Bade gewahr, die eigentliche Curzeit ist schon vorüber, und das bedauere ich auch keinesweges. Es ist für mich ein beunruhigender Anblick, so schaarenweise nichts als kranke, leidende, abgehärmte, bleiche, finstere, langweilige Gesichter zu sehen; es betrübt und verdrießt mich, wenn ich mich herumtummeln muß unter einer Masse Menschen, die nichts weiter auf Gottes Welt zu thun haben, als jeden

Augenblick vorschriftsmäßig zu ihres Leibes Heil und Seligkeit anzuwenden! Nein, ich kann nicht begreifen, wie ein Gesunder, der nicht etwa Geld oder sog. Menschenkenntniß einsammeln will, auch nur eine Woche hier verweilen kann!

Handel und Speculationsgeist hat auch hier sein Zelt aufgeschlagen. Pfefferküchler, Glasschleifer, Porcellanhändler, Petschaftstecher, Galanteriekrämer, Zuckerbäcker ꝛc. versperren einem rechts und links die Aussicht; auch an Comödianten und böhmischen Musikanten, Portraitmalern, Silhouettenschneidern, Wunderdoctern und Bettlern fehlt's nicht. Es mögen auch incognito einige Schriftsteller umherirren und Stoff für drei oder vier Romane einsammeln, womit sie das langweilige deutsche Publicum zur leipziger Messe um Zeit und Geld betrügen. Basta!

'Du hast nun einmal die Antipathie!' entgegnete mir Schweder, der eben mit Schindler aus dem Bade zurückgekommen war, — 'das Bad hat uns gestärkt, freilich haben wir tüchtig zahlen müssen.' — 'Allerdings habe ich manche Antipathie, und so lange ich jede vor mir zu rechtfertigen weiß, lasse ich sie gelten, ohne jedoch jemanden auch nur im Mindesten zu zwingen, (vorausgesetzt daß ich es wirklich vermöchte,) sich zu meiner Ansicht zu bequemen. Ich bin z. B. ein Erzfeind aller Spiele, namentlich der Hazardspiele, und ich weiß nicht, was ich vor Ingrimm sagen soll, wenn ich Mutter und Tochter am Pharotische sehe, wie ihr's doch auch eben gesehen habt!'

Unterdessen gesellte sich zu uns, denn wir saßen in der Gaststube, ein preußischer Hauptmann; er zeichnete sich durch ernste Haltung und Gediegenheit der Gesinnung von der übrigen Gesellschaft aus und erwarb bald unsere Liebe und Achtung.

Man hörte es ihm an, daß ihm seine Ansichten und Urtheile nicht so angeflogen waren, wie manchem Schwätzer, sondern daß er die wichtige Frage: warum und wozu man lebt? sich genügend zu beantworten getrachtet hatte. Wir unterhielten uns lange mit ihm, erst gegen Mitternacht nahmen wir Abschied von einander. Ich muß gestehen, ich that's mit einer freudigen Bewegung meines Herzens, denn daß ich künftig eine Erinnerung mehr haben sollte, die mir einen edlen Charakter vergegenwärtigen könnte, — das war eben die letzte Freude dieses Tages.

Überhaupt etwas verlange ich von jedes Menschen Leben, ein Etwas, das seine Begierden und Leidenschaften veredelt, seinen Willen heiligt und sein ganzes Sein und Thun erwärmt und begeistert; eine Idee, die ihn von dem Gemeinen und Alltäglichen entfernt, und ihn in jeder Lage, in jedem Verhältnisse auf einer Höhe hält, wohin kein böser Leumund sich wagen darf. Auch in meinem Leben finde ich den Trost, daß mehr als eine solcher Ideen darin sichtbar ward, zuerst Vaterland, dann Liebe und Kunst und endlich Freundschaft und Wissenschaft. Aber das Alte wird wiederkehren, noch Einmal heißt es: Liebe und Kunst, und zuletzt Vaterland, aber nicht dieses, was ich gefunden, wofür ich leben und wirken wollte und konnte, jenes himmlische Vaterland, jene Heimat, die den letzten Wunsch und die letzte Hoffnung mit Mutterarmen empfängt.

Kaum haben wir Aachen verlassen, so sind wir auch schon auf niederländischem Boden. Es thut mir ordentlich weh, daß das schöne Limburger Land uns nicht gehört, und wie schade um unsere Schiffahrt — nur wenige Meilen von der Maas zieht sich unsere Gränze hin. Dieser kleine Zipfel vom rechten

Ufer der Ourthe und Maas, oder von Stablo bis Venlo wäre mir lieber als das halbe Großherzogthum Posen! Allerdings ein schönes Ländchen, voll lebendiger, frischer, gewerbthätiger Menschen, Städtchen an Städtchen, Dörfer an Dörfern, überall grüne Wiesen, Gebüsche, Viehheerden, lauter frohe reiche Aussichten, und besonders an einem so heiteren Tage. Die Straße, worauf wir gehen, liegt etwas hoch, und scheint nicht allein zum Gehen, sondern auch zum Sehen ordentlich eingerichtet zu sein. Schon am frühen Morgen begegnen uns Leute von allerlei Gewerben, Bauern und Bürger, jeder lacht uns an und grüßt uns wallonisch, und wir antworten in allerlei Sprachen, was jenen denn eben so lächerlich war als uns ihr Wallonisch. Wo wir unterweges einkehren, ist des Staunens kein Ende; aber das stört mich weniger als die unverschämte Ansprache der Betteljungen vor und hinter den Dörfern, sie begleiten uns kläglich bittend und stellen sich vor uns im dicksten Staube auf den Kopf und schießen Purzelbaum. Man erzählt viel von dergleichen Bettlerpoesie in fernen Landen, ich finde sie aber weder nothwendig für eine schöne Gegend, noch ruhmvoll für einen Staat. Ich habe keinen Sinn dafür und mag auch keinen dafür erlangen; es ärgert mich immer, wenn die Natur den Menschen beschämt und wenn ein Künstler durch Bettler den Reichthum seiner Landschaft hervorheben will.

Doch was kann mich überhaupt stören, so lange ich in einem paradiesischen Garten genießend lustwandle? Die Frische des Grüns und die heitere Bläue des Himmels erquickt und belebt mich; hin und wieder zirpt ein Vogel, aus einem Meierhofe tönt ein Volksgesang, ich höre nur und sehe, spreche gar nicht und gehe weiter, ich fühle mich so allein und doch Allem was mich umgiebt, liebend genähert und befreundet. Es liegt

etwas Versöhnendes in einer solchen herrlichen Gegend; ich freue mich, daß die Natur noch immer ihre alten Wunder an mir thut; schon dafür daß sie mir die lieblichsten Erinnerungen an meine Heimat weckt, an die Sonnentage meiner Kindheit, gebührt ihr Dank und Liebe meines Herzens. Armes Stadtkind, wenn du nur zwischen steinernen Häusern und in öden Hofräumen aufwächsest! wenn du die lebendige Natur nur aus Tapeten und Bilderbüchern kennen lernst! — Jede Erziehung sollte billig immer dafür sorgen, daß die Heimat des Kindes ein reiches Bild von belebenden und mannigfaltigen Erscheinungen und Anschauungen ist, ein Garten, drin das Kind sein zartes Leben frei und ungestört in Unschuld wie die Blume entwickeln kann. Wo die Erziehung des Menschen keine Geschichte hat, muß sie in späteren Jahren gleichsam immer wieder beginnen; das Kind bewahrt keine Gefühle und Anschauungen, woran sich das Verwandte anknüpfen, womit sich das Neue und Überraschende der Erscheinung harmonisch vereinigen ließe. Unser väterliche Garten hat mehr Antheil an der Entwickelung meines ganzen Seins als manche spätere wohlgemeinte Ermahnung; die Blumen und Bäume, die Lauben und Schattengänge, die singenden Vögel und bunten Schmetterlinge reden noch immer aus jenen Tagen herüber ihre freundliche Sprache, ich ehe und höre noch Alles wieder, ich lebe noch immer im vollen Genusse dieses reichen Schatzes an Poesie und Lebensfreude.

Zu Mittage waren wir in Herve, wir nehmen dann unsern Weg weiter nach Lüttich zu. Bei Sonnenuntergange nähern wir uns der Stadt. Die Heerstraße wird lebendiger, aber auch staubiger; ganze Schaaren von Tagarbeitern, die wahrscheinlich die ganze Woche über in Lüttich beschäftigt waren,

scheinen jetzt auf den Sonntag zurück in ihre nahe Heimat zu gehen; sie sind guter Dinge und aus ihrem spöttelnden Jubel läßt sich leicht abnehmen, wie das Gefühl des mühselig verdienten Wochenlohns sie sorglos, sicher und übermüthig macht. Ein solches Gefühl hat gewiß bei diesen armen Leuten etwas sehr Verzeihliches, aber ich wünsche ihnen ein besseres: nicht dieses augenblickliche rauschartige Bewußtsein der Güter des Lebens, sondern den dauernden Genuß, den ihnen ein heiterer Sinn und religiöse Zufriedenheit gewähren kann. Ich weiß recht gut, daß jeder Erwerb, zumal noch jeder würdige und ehrenvolle ein Selbstgefühl erzeugt, wovon der Kraft- und Thatlose kaum zu träumen weiß; aber in eben diesem Gefühle, so schön und lobenswerth es ist, liegt doch auch wieder so etwas Unersättliches, daß es leicht ohne Verdienst befriedigt wird, und dann uns vor uns selbst und vor andern erniedrigt. Wehe dem, der schon am Morgen seines Lebens gethan zu haben denkt, was anderen nach tausend Mühsalen, Opfern und Entbehrungen noch nicht gelingen will!

So sind wir denn nun am Thore der Stadt Lüttich. Wir werden angehalten von der Wache, und ganz natürlich, denn der Soldat auf seinem Posten war um nichts gescheidter als alle die vielen Menschen, die uns bis hieher begleitet hatten und die von der Stadtseite her uns entgegenströmten. Der wachthabende Officier trat hervor. Welch eine Sprachverwirrung! So wie die Stadt selbst Liège, Luik, Lüttich heißt, so spricht man darin nicht allein französisch, holländisch, deutsch, sondern auch dies fürchterliche Patois, das Wallonische. Wir zeigen unsere Matrikel und verständigen uns bald: wir erklären daß wir Alles das nicht sind, wofür man uns hält und aus-

gibt, sondern ganz unschuldige Leute, des étudians, die in der Welt vor der Hand weiter nichts besseres wissen als umherzureisen pour leur plaisir. 'Messieurs, j'ai l'honneur etc.', erwiederte der Officier, und wir konnten nun weiter gehen. Aber im Jubel folgte der ganze Troß schaulustiger Leute uns nach und die Jungen ließen es an hepp! hepp! und einigen derben Artigkeiten nicht fehlen, und so gelangen wir bei der größten Theilnahme des Publicums in unser Gasthaus.

Schon die wenigen deutschen Worte, womit uns der Kellner empfing, reichten hin, unsern Kummer für den Augenblick zu stillen. Aus dem Munde eines Fremden und noch dazu in der Fremde erfahren wir erst recht, was die Muttersprache für eine Bedeutung hat, wir fühlen uns geborgen und heimisch und der liebenden Theilnahme der Gesellschaft wiedergegeben. Aber leider wurden wir bald von neuem getäuscht: man glotzte uns habgierig an, als sei's nur lediglich auf unseren Geldbeutel abgesehen. Die schlechte Bewirthung entsprach ganz den Blicken der Gastgeber. Billig sollte jeder Gastwirth von Staatswegen verpflichtet sein, nicht eher seine Wirthschaft zu eröffnen, als bis er nachgewiesen, daß er auf alle mögliche Weise gereist sei und alle möglichen Wirthshäuser des nächsten Auslandes und seiner Heimat kenne. Es ist unter den Gastwirthen noch immer zu wenig Sinn und Liebe für das Vergnügen, die Belehrung und Bequemlichkeit der Leute, von denen sie leben. Nichts fesselt in dem großen Zimmer unsern Blick; nackte Wände und Möbeln von ganz gewöhnlicher Art; nirgend Kunst, nirgend etwas Litteratur; kein Tagesblatt, keine Zeitschrift, nicht einmal ein Fremdenbuch. Mehr als ein Grund sich schlafen zu legen.

Wir gedachten länger hier in Lüttich zu verweilen, aber der gestrige Auftritt hat meinen Reisegefährten alle Lust verleidet; sie wollen nichts mehr von Lüttich wissen, wollen bis den Augenblick zu Hause bleiben, bis das Schiff nach Maastricht abgeht. Ich benutzte anders diese Morgenstunden. Es ist gerade Sonntag und die Straßen sind noch belebter als gestern. In Begleitung zweier junger Wallonen wandre ich von einem Ende der Stadt zum andern. Ich krame meinen ganzen französischen Sprachschatz aus, um nur deutlich zu machen, daß Mr. Warnkönig Professor der Rechte ist an der Universität Lüttich. Die Leute scheinen nichts zu wissen von Universität, das Wort fängt nicht in ihren Ohren. Demungeachtet gelingt es mir nach anderthalbstündigem Umherirren und Umherfragen doch noch, das Haus des Professors zu erreichen. Ich wollte Warnkönig's Bekanntschaft erneuen; ich machte sie in Göttingen auf eine Art, die er gewiß längst vergessen hat: als ich nämlich das Bouterwek'sche Collegium über Ästhetik eines Winters verließ, fiel ich so jämmerlich vor der Thür des Ästhetikers, daß ich hülflos liegen blieb; Warnkönig eilte, hob mich auf und verschwand, ehe ich ihm noch danken konnte und diesen Dank wollte ich jetzt nachholen. Leider aber traf ich ihn selbst nicht, sondern die Frau Professorin, auch eine geborne Deutsche. Sie empfing mich sehr freundlich, tröstete mich über unsere gestrigen Erlebnisse und erzählte ähnliche Geschichten. So sei kurz vorher ein Kieler Professor mit etwas langem Haar in Lüttich gewesen, die dortige Zeitung habe sogleich einen eigenen wunderlichen Artikel über ihn geliefert; sie erzählte ferner, daß man ihrem Bruder, dessen Pantalons die allgemeine Aufmerksamkeit erregt hätten, keine Ruhe gelassen habe, bis er endlich unwillig darüber nicht mehr ausgehen wollte, u. dgl. mehr.

Ich erkundigte mich dann nach der hiesigen Universität und erhielt so viel Aufschluß, wie eben eine Frau, die ja nicht Frau Professorin ist, wie Philippine Gatterer Frau Doctor war, zu geben vermochte. Alle hiesigen Universitäts-Einrichtungen sind rein holländisch: vorwaltend philologische Studien, altherkömmliche Gebräuche, die Professoren, wenn sie lesen, in schwarzen Chorröcken, die Studenten nach der neuesten Pariser Mode, und beide unter dem gewöhnlichen Gerichte stehend; Studienplan und Studienzwang bei einer freien Constitution u. dgl. Von den 300 Studenten entdeckt' ich denn auch weiter nichts als an der Wand eines zur Universität gehörigen Gebäudes einige ihrer Namen, worunter von anderer, wahrscheinlich aber collegialischer Hand geschrieben worden war: 'les noms des fous.'

Um Mittag bestiegen wir das Marktschiff nach Maastricht. Wir blieben oben auf dem Verdecke. Die Gesellschaft war, wie gewöhnlich auf solchen Schiffsgelegenheiten, sehr gemischt. Ein deutscher Kaufmann, dem man recht ansah, daß er überall ein guter und brauchbarer Mensch sein konnte, wo er sein Geschäft verfolgte, machte sich hier unausstehlich. Zu den hübschen Gegenden, an denen wir bald hinter der Stadt vorüberfuhren, lieferte er singend und schwatzend einen höchst überflüssigen Commentar. Um uns zu zeigen, daß er ein gebildeter Mann sei und ein Freund des Theaters und der Oper, quälte er uns mit seinen verwünschten Erinnerungen; er kam auf's Verdeck: 'In unsern Gläsern perlet Wein', und stieg dann wieder in die Cajüte: 'Die Weiber sollen so geschwind als möglich Männer haben'; und kam dann wieder heraus: 'Ja, so ein schönes Weibchen ꝛc.' — Besser gefiel uns ein holländischer Soldat; der rauchte ruhig sein Pfeifchen und erzählte, wie es herginge

unter seinen Cameraden; die Schweizer, Wallonen und Holländer könnten sich alle unter einander nicht leiden, aber das schade weiter nichts, gehorchen müßten sie ja doch alle und jeder bekäme ja seinen erträglichen Sold. Nicht so zufrieden scheint der Gewerbestand. Es ist allerdings eine Zeit der Unzufriedenheit. Die Interessen der Menschen werden aber immer gegen einander und gegen den Staat streiten, ihre Ansprüche an den Staat werden immer größer werden, je eigennütziger sie selbst werden. Was nun die Niederlande anbetrifft, so kann ich nur so viel sagen, daß ich allerdings Klagen genug gehört habe. Man scheint mir aber immer ungerecht gegen einen Staat zu handeln, wenn man ihn selbst zu kennen weder Gelegenheit noch Zeit hat, und dann aus Einzelnheiten und dem Hörensagen vollgültige Schlüsse gegen ihn ziehen will. Ein Reisender kann gut und scharf beobachten, im Einzelnen das Fremde mit dem Einheimischen treffend vergleichen, er mag seine individuellen Ansichten nach Belieben darüber mittheilen, nur soll er uns nicht zwingen, für allgemeine Wahrheit gelten zu lassen, was nur im Einzelnen Wahrheit hat oder eben in seinen einseitigen Ansichten. Darum fand ich denn auch nur höchstens unterhaltend, durchaus nicht belehrend die mancherlei Stimmen, die wir über die niederländische Verfassung und Regierung zu vernehmen veranlaßt wurden. Besonders ergötzlich war mir, wie der Handarbeiter, Schiffer und Landmann politisierte. So begann einer aus freien Stücken mit rhetorischem Anstand und der überzeugenden Miene eines Propheten: ‘Was sind wir? was haben wir? was sollen wir? Wir führen ein verfluchtes Leben. Ich habe 7 Kinder und kein Brot. Der Staat kümmert sich nicht um das gemeine Wohl, sonst müßte jeder von seiner Hände Arbeit leben können. Das Volk ist nicht des

Königs wegen da, der König nur des Volkes wegen, er soll, er muß das Wohl seines Landes befördern. Aber Gott erbarme, was haben wir? keinen Handel und Wandel, nichts. Die Fabriken und Manufacturen gehen zu Grunde, das Land wird ausgesogen, der Arme geplagt. Wo bleibt unser Geld? Was machen wir? wir erhalten den Staat. Und was macht der Staat? nichts als Auflagen und Schulden. Das ist eine Spitzbubenregierung, die hat der liebe Gott nicht eingesetzt. Es wird bald anders. Napoleon ist in Petersburg eingerückt.. Ich lasse meinen Kopf darauf abschlagen. Der König von Baiern zieht gegen die Türken. Das ist wahrhaftig wahr.' Und so ging das in diesem Stile fort. Man denke sich einige foudre und sacre mon Dieu hinzu und man wird begreifen, daß es der arme Mann sich recht angelegen sein ließ, seine Herzensmeinung nachdrücklich und eindringlich vorzutragen.

Die Ufer der Maas sind schön, freilich keine Rhein- und Moselufer, aber eben darum fahren wir ja auch auf der Maas. Das Vergleichen einer schönen Gegend mit einer andern ist unwillkürlich, zeigt aber in der Regel von einem unersättlichen Gemüthe, was sich nie befriedigen lassen will. Die kleinen grünen Berge, die den Fluß umschließen, die freundlichen Dörfer an beiden Uferseiten, dann die lustigen Leute auf den vorüberfahrenden Schiffen, das wirklich sonntägliche Wetter, ein ununterbrochener Sonnenschein, und nun noch unsere Ruhe auf dem Verdecke im Anschauen aller dieser Herrlichkeiten neben und über uns — ich war still und zufrieden und lebte ganz dem Augenblicke, der immer eine neue freundliche Aussicht in die Welt darbot. Ich weidete bald mit den Hirten auf den Wiesen, bald warf ich

mit dem Fischer mein Netz aus, bald saß ich an einer Felsenecke mit einem Knaben und blickte erwartungsvoll auf die ausgeworfene Angelschnur; dann zog ich mit den jubelnden Landleuten auf die Kirmeß, dann lief ich mit den Kindern um die Wette und war nicht der letzte am Ziele — ja, es ist ein erquickendes Gefühl, eine wahre Sonntagsfeier, an den Freuden fremder Menschen sich mitzufreuen. Man muß aber auch von früher Jugend dergleichen Freuden für wirkliche Freuden erkannt haben, um dafür empfänglich zu bleiben, man muß sie mit erlebt haben, um wenigstens durch die Erinnerung ihrer theilhaftig werden zu können. Unsere vornehme, entfremdende Erziehung verstopft uns aber so viele Quellen der Fröhlichkeit, daß uns Eitelkeit und Selbstsucht oft am Ende als einzige Quelle überbleibt, woraus wir zu schöpfen verdammet sind. In der Achtung jedes Standes und Gewerbes, welches nothwendig und ehrlich zugleich ist, soll das Kind aufwachsen; soll lernen, daß alle Güter der Erde für alle Menschen bestimmt sind, daß nicht etwa diese und jene ein ausschließendes Recht darauf haben, daß der Werth dieser Güter nur ein rein willkürlicher ist, das Herz aber diesen Werth bestimmt und ihren Genuß zu einem gottwohlgefälligen macht.

Schon sahen wir die Thürme der Stadt. Das linke Maasufer mit seinen vielen Wirthshäusern wird belebter, näher der Stadt zu in den langen Lindenalleen lustwandelt die Maastrichter schöne Welt. Wir landen. Leute von allen Richtungen her strömen herbei. Wir sind umringt und müssen uns durchdrängen. Ein Dragoner kommt auf mich zu: ob wir Dienste nehmen wollten? ‘Nein, nein, nichts der Art.’ Man drängt sich hinter uns drein. Die Kinder werden lauter,

hin und wieder fällt schon ein vernehmliches Hurrah! Die Thorwache läßt uns jedoch ruhig einziehen, der Unterofficier hält es aber für besser, uns durch einen Dragoner zur Hauptwache geleiten zu lassen. So etwas geschieht sonst nie oder doch höchst selten, uns wird diese absonderliche Ehre zu Theil. Treulich begleitet uns nun der große Troß lustiger Buben, die jetzt ein fürchterliches hundertstimmiges Hepp hepp! anstimmen. In allen Gassen mehrt sich der Troß; man reißt die Fenster auf, tritt hastig vor die Thüren und lacht uns an und aus. Und so in einem Triumphzuge, wobei wir die gefangenen Könige sind und der Maastrichter Pöbel den Senatus Populusque Romanus macht, ziehen wir in die Hauptwache ein. Die Officiere begegnen uns mit der größten Artigkeit, gleichsam den Fehler ihres Unterofficiers wieder gut zu machen, sie lesen unsere Matrikeln, trösten uns über den unangenehmen Vorfall und bitten uns, doch noch eine Weile bei ihnen zu verziehen, bis das Publicum ruhig geworden sei. Wir bleiben auch wol ein Viertelstündchen, aber das Publicum will nun einmal einen befriedigenden Schluß dieses Dramas sehen. So wie wir uns wieder blicken lassen, beginnt Alles im lautesten Jubel seine Wanderung mit uns; die halbe Stadt ist wie im Aufruhr. Endlich stehen wir vor dem Gasthofe au Lévrier oder nach der Volkssprache: hazenwind. Die Wirthin ist eben auf das Geschrei von draußen hervorgesprungen, sieht uns an und erschrickt nicht wenig. Wir bitten freundlichst um Aufnahme, setzen ihr auseinander, daß sie sich durchaus nicht fürchten dürfe, erzählen ihr, daß wir wol wüßten, wie gut man im Lévrier aufgehoben sei u. dgl. Artigkeiten mehr. Sie aber entgegnet eben so artig und beredt, daß keine Zimmer mehr leer ständen, es seien eben heute zu viele Fremde angekommen, sie

bedauere es wirklich von Herzen, uns diesmal nicht aufnehmen zu können. Wir aber lassen nicht nach zu bitten und zu flehen; die große Angst, nun überall abgewiesen zu werden und zum Spectakel zu dienen, macht uns unerschöpflich in niedlichen Redensarten deutsch und französisch. 'Meine Herren, wollen Sie denn nicht gefälligst eintreten,' sagte dann endlich die freundliche Frau, und wir traten ein in das große Gastzimmer. Hier bekam ich die erste Idee von holländischer Nettigkeit. Die Wände sind mit Tapeten, Gemälden und Kupferstichen geziert, vor den hellen Fenstern hängen die feinsten Gardinen, über den hohen Spiegeln weiße Florvorhänge, die Möbeln alle geschmackvoll gearbeitet blinken von Reinlichkeit, das ganze Innere hat etwas Trauliches. Wir setzen uns sogleich zum Vespermale nieder und die gute Frau mit uns; sie theilt uns von einem Kuchen aus, der ihr eben geschenkt wird, und wir unterhalten uns als gehörten wir mit zur Familie. Von der unangenehmen Dragonade ist weiter nicht mehr die Rede. Unterdessen erscheint die Tochter vom Hause; sie hatte unterweges gehört, es seien wieder so Leute angekommen wie neulich, aber viel wilder. Es wohnte nämlich neulich in demselben Gasthofe ein Türke, auf dessen Erscheinen den ganzen Tag über viele Menschen vor dem Hause zu passen pflegten. 'Mutter, begann das hübsche Mädchen, wir haben ja wol wilde Menschen bekommen, ich möchte sie gern einmal sehen.' — 'Da sind sie,' erwiederte die Mutter, und wir wurden uns wechselseitig vorgestellt. Das liebe Kind wurde sehr roth und sehr verlegen, als wir unser Lachen am Ende doch nicht bergen konnten. Draußen tobten die Gassenjungen noch munter fort; vor jeder kleinen Öffnung der Fenster, wo nämlich die Gardiene sie nicht deckte, standen zwei, drei, und schrieen uns ihr Hurrah! zu.

Es war unterdessen Abend geworden. Die Wirthshausruhe sprach mich nicht mehr an; ich verließ meine Reisegefährten und wandelte allein in der Stadt umher. Nahe am Markte liegt eine Kirche. Ich gehe hinein. Das Halbdunkel, sie war nur spärlich erleuchtet, und das Gemurmel der knieenden Betenden, Alles machte mir bange, es war so etwas Graun- und Geisterhaftes darin, ich mußte bald fortgehen. Ich glaube, ein Katholik wird niemals dies drückende Gefühl haben; wir aber von Jugend auf an eine heitere helle Gottesverehrung gewöhnt, bei der Armuth an Ceremonien angewiesen und beschränkt auf den Reichthum innerer, von allem äußern Pompe und Glanze unabhängiger Andacht, werden uns immer unheimisch finden bei der Ausübung der vielen heiligen Gebräuche der römischen Kirche. Jeder öffentliche Gottesdienst hat sein Nothwendiges, sein Erhebendes, und eben dadurch wohlthätig Wirkendes. Nicht jeder Mensch hat die Gelegenheit, nicht jeder die Kraft und den guten Willen, für das Heil seiner Seele zu sorgen. Aber dies sich Abfinden und Fertigwerden mit dem lieben Gott, was besonders durch die zur Gewohnheit gewordene strenge Beobachtung äußerer gottesdienstlichen Gebräuche so leicht erzeugt wird, ist doch dem Sinne des wahren Christenthums schnurstracks entgegen. Der Christ hat keinen schönern Tempel, wo er Gott verehrt, wo er die Opfer seines Dankes und die Gelübde eines gottwohlgefälligen Lebens darbringt als sein eigenes Herz. Der Lehrer des Volks, der Erzieher der Jugend, der Rathgeber und Tröster in unseren Kümmernissen und Nöthen sollte es für seine schönste und heiligste Pflicht ansehen und ausüben, in der Welt überall darauf hinzuwirken, daß jedes Menschenherz ein Tempel, eine würdige Wohnstätte Gottes würde.

Am folgenden Tage besuchen wir die sogenannte Maastrichter Höle, es sind die Steinbrüche des St. Petersberges, der etwa 180 Fuß hoch nahe bei Maastricht liegt zwischen der Maas und dem Flüßchen Jaar (oder Jecker). Bei dem hellsten Sonnenscheine beginnen wir unsre unterirdische Wandrung; sobald uns das Tageslicht verläßt, zünden wir unsere Fackeln an. Unser Führer, vor uns herschreitend, erzählt schon von den Merkwürdigkeiten, bei denen wir eben angelangt sind; wir folgen aufmerksam zuhörend. — Welch eine großartige, alle Erinnerungen und Ideen überwältigende Erscheinung! Tausende von Säulengängen sich immer und immer wieder durchkreuzend, oft 45 Fuß hoch und gegen 15 Fuß breit. Wie verschwinden dagegen die weltberühmten Katakomben Roms!*) Seit vielen Jahrhunderten, ja schon seit den Römerzeiten ward der Petersberg ausgehölt. Dieser kalksteinartige Tufstein wird noch jetzt darin bearbeitet, an die freie Luft, wo er sich härtet, hervorgeschafft und dann nahe und weit versendet. So haben sich diese tausende von Säulengängen gebildet, ein undurchforschliches Labyrinth. Welch eine Geisterstille! das Wort erstirbt gleichsam auf den Lippen; wir singen, aber von den dunklen Wänden hallt nichts wieder. Das Gefühl der Einsamkeit wirkt wol nirgend fürchterlicher als hier; das Erlöschen unserer Fackeln — und wir sammt unserem Führer sind Opfer der Verzweiflung und des Hungertodes. In der unabsehbarsten Sandwüste schmachtend umherziehen, an einer öden Insel Schiffbruch leiden, auf den Gletschern der Schweiz sich verirren, — ja, es verfolgt uns überall das Gefühl einer erschrecklichen qualvollen Einsamkeit; aber der Himmel ist doch über uns, seine Sonne und

*) Sie sind bekanntlich nur 8 bis 10 Fuß hoch und ihre Breite beträgt nur 2 bis 3 Fuß.

seine Gestirne trösten uns. Hier aber in diesen Höhlen erinnert nichts an das Leben; hier nur Nacht, geisterhaftes Graun, Todesstille. Mehrere Wände erzählen uns die Entsetzen erregenden Geschichten, wie sich einzelne Steinbrecher oder andere Menschen hier unglücklicher Weise verirrten und ihren Tod fanden. Es ist auch gar keine Rettung möglich, kaum denkbar. Das Ende dieser Unglücklichen ist gewöhnlich, wo man sie nachher fand, abgebildet worden.

Im Jahre 1640 wollten sich vier Franciscaner hier eine Kapelle aushauen. Sie glaubten die Wege schon gut zu kennen und nahmen das letzte Mal, als sie ihr frommes Vorhaben auszuführen gedachten, statt des Führers einen Knäuel Garn mit. Sie fanden ein abgelegnes sehr geeignetes Plätzchen; einer von ihnen zeichnete eine Ansicht ihres Klosters, das in der Nachbarschaft liegt, an die Wand. Damit begnügten sich die Mönche für diesmal, und wollten nun ihren Rückzug antreten; aber das Garn war durch einen Zufall gerissen. Sieben Tage nachher fand man die Unglücklichen wieder, sie lagen todt da in der Stellung der Betenden, das Gesicht nach dem Boden zugekehrt und den Rosenkranz in den Händen.

Diese und ähnliche Todesgeschichten findet man mit Kohle an die Wände gezeichnet. Die künstlerische Phantasie ist aber auch noch auf andere Weise thätig gewesen: sie hat aus dem Hintergrunde einer abgelegenen Höle eine Hölle sich geschaffen und mit den entsetzlichsten Bildern des Teufels und seiner ganzen scheußlichen Hofhaltung bevölkert. Die Hölle brachte natürlich auf den Gegensatz, auf das Paradies, und das liegt denn auch nicht weit davon, es ist mit den eingekritzelten Darstellungen der Dreieinigkeit und aller himmlischen Heerschaaren geziert. Es sollen übrigens profane Gegenstände, sogar

Bambocciaden von geschickteren Händen vorhanden sein, wir haben aber nur lauter rohe Umrisse wahrgenommen. Ob sich Kunstgeschichte daraus studieren läßt? vielleicht. Die Jahreszahlen, die ich hin und wieder selbst gelesen habe, oft an den höchsten Rändern der Säulenhallen, gingen zurück in das 15te Jahrhundert; Inschriften mit sogenannter Mönchsschrift sind nicht selten. Bildliche Darstellungen aus derselben Zeit lassen sich gewiß auch nachweisen. Namenszüge und Denksprüche aus neuerer Zeit, selbst von berühmteren Männern sind im Überfluß zu sehen.

So grauenerregend die Erzählung und der Anblick jener traurigen Begebenheiten wirkt, so erheiternd sind wieder andere Geschichten, wie nämlich Menschen in derselben Höle zufrieden und glücklich Wochen lang leben und noch obendrein Geld verdienen können, wie Landleute mit zahlreichen Familien hier Zuflucht und Schutz suchten und auch fanden. Jenes sind noch jetzt die Steinbrecher, die im Frühlinge ihr Feld bestellen, im Sommer einerndten, und dann den Winter über hier in der sommerlichen Temperatur, welche der ganzen Höle eigen ist, wohl versehen mit allen Lebensmitteln und Brennöl Steine hauen. Von den Flüchtlingen erzählt Faujas in seiner Geschichte des Petersberges: es waren Landleute aus der Nachbarschaft, die sich vor den Gräueln des Krieges zur Zeit der Belagerung Maastrichts durch die französischen Republicaner zu retten suchten. Sie hatten sich Alles hübsch wohnlich eingerichtet, Kuh- und Schafställe angelegt und Verschläge für Schweine gemacht; mit Wasser versah sie der sogenannte Brunne, eine kleine kesselartige Vertiefung, die sich immer wieder füllt, wieviel auch daraus geschöpft wird; Brot konnten sie sich backen, so oft sie wollten, sie hatten sich einen Backofen eingerichtet, und überhaupt allen nothwendigen Bedürfnissen abzuhelfen gewußt. So

lebten sie wenigstens glücklicher als ihre ausgeplünderten Nachbaren, die jetzt sogar von den Franzosen zu den Schanzarbeiten gezwungen wurden.

Anderthalb Stunden hatten wir umhergeirrt. Das trübe Fackellicht und die undurchdringliche Finsterniß vor und hinter uns, die langen mattbeleuchteten Wände, die keinen Strahl des Widerscheins gaben — ich fühlte eine heiße unendliche Sehnsucht nach dem Tageslichte, nach dem lebendigen, belebenden Lichte. Wir nähern uns schon dem Eingange, niemand aber von uns weiß es, als wir plötzlich aus weiter Ferne das Himmelslicht erblicken. Wie ein Blinder, der zuerst nach Jahre langer Finsterniß wieder sieht, so stand ich da; dieser Anblick war mir so etwas Neues, überaus Wunderbares, Entzückendes, ich konnte mich gar nicht satt sehen. — Wird es mir in diesem überwölbten Erdenleben wol ebenso helle!

Von den vielen Versteinerungen, welche in der Höle häufig sind, besonders Pflanzen und Muscheln, habe ich nichts gesehen; die merkwürdigste, die übrigens in's Museum in Paris wanderte, jene ungeheuere Kinnlade aus einem antediluvianischen Krokodillgeschlechte, ist seit dem Jahre 1770, wo sie vom Dr. Hoffmann zu Maastricht entdeckt ward, häufig beschrieben und von Faujas sogar zweimal abgebildet worden.

Als wir nun nach vollbrachter höchst interessanter Irrfahrt an der Wohnung unseres Führers angelangt waren, zahlten wir 3 Personen 5 Francs; der Mann aber erwiederte ganz naiv: 'dat is te min,' und forderte 9 Fr., er glaubte mit vollem Rechte fordern zu können. 'Denn, sagte er, ich kenne mit meinem Bruder die unterirdischen Gänge ganz allein, habe 13 Jahre darauf studiert und gehe täglich einen andern Gang; ich führe die Steinarbeiter Montags hinein und Sonnabends

wieder heraus. Meine Herren, die Höle ist die einzige in der Welt.' — Der Mann hatte Recht, wenn wir aber auf den Rest unsrer 60 Thaler, mit denen wir ausgewandert waren, sahen, wer sollte nicht glauben, daß wir auch Recht gehabt hätten?

Schon seit früher Jugend hielt ich das Reisen für eine Hauptquelle der Erfahrung und Belehrung. Ich erinnere mich noch recht gut, wie ich Tage lang 1811 die Landkarten studierte um den Weg mir aufzuzeichnen, den ich damals mit meinen Eltern aus einer kleinen Cantonstadt zur Hauptstadt des Königreichs Westfalen nehmen sollte, wie fleißig ich mir die Sehenswürdigkeiten, die unterwegs vorkommen sollten, schon im Voraus merkte. Eine große litterarische Reise, wozu ich hinlänglich mit Kenntnissen und Hülfsmitteln ausgerüstet wäre, gehörte zu meinen damaligen Lieblingswünschen. Ich reiste nun schon bis jetzt durch viele Gegenden Deutschlands und kann wol sagen, wo ich mich befand, überall schwebte mir irgend ein wissenschaftlicher Zweck vor, den ich auch immer und wenn auch nur theilweise erreichte; jetzt aber wußte ich wahrhaftig selbst nicht mehr, wozu ich reiste. Um mich recht zu freuen, war ich nicht unabhängig genug; um mich zu belehren, durfte ich nie die Gelegenheit benutzen. Schon beschloß ich, rechts hinauf in das eigentliche Holland zu wandern; aber ich fühlte mich zu sehr, wie durch ein feindseliges Geschick an die Willkür zweier Menschen gebunden, die nur sich für den Mittelpunkt ansahen, um den sich alle meine Neigungen und Wünsche drehen mußten.

Am Nachmittage gelangten wir nach Vise. Hier hofften wir bei einem Fabricanten, Namens Sartorius Aufnahme zu

finden; als wir ihn in Herve kennen lernten, lud er uns nach seinem Wohnsitze ein. Sartorius, ein geborner Deutscher, (sein Vater lebte als Professor der Medicin zu Wien,) war ein Mann von nicht gewöhnlicher Bildung; belesen in den Litteraturen der Deutschen und Franzosen, bewandert in der neuesten politischen Geschichte, wußte er das Gespräch nach verschiedenen Seiten hinzulenken und immer interessant zu führen. Zu unserem Leidwesen fanden wir ihn nicht zu Hause; sein alter Oheim kam selbst in unser Gasthaus, meldete uns die Abwesenheit seines Neffen und lud uns sehr freundlich ein; wir hatten aber keine Lust, uns anzustrengen, denn wir konnten nur französisch uns mit ihm unterhalten, da der gute alte Mann seine Muttersprache gänzlich vergessen hatte.

Unser Geld war merklich zusammengeschmolzen, wir übernachteten in Herve und lebten sehr mäßig; am folgenden Morgen hatten wir nicht das Herz in Verviers einzukehren.

Bald hinter Verviers hebt sich das Land, es wird wilder und unwirthlicher, aber diese letzten Abdachungen des furchtbaren Waldgebirges, der Ardennen, gewähren doch auch wieder manchen Punkt, der uns um so schöner dünkt, je düsterer die umliegenden Gegenden uns anblicken. Bei stets abwechselndem Wetter, wo bald Wolken und Wolken sich jagen, dann wieder die Sonne freundlich hervorglänzt, erreichen wir zu Mittage Spaa. Man ahndet vorher kaum, daß sich in solcher Öde, auf unfruchtbarem steinichten Boden, in Gesellschaft dürrer Fichten, bräunlichten Heidekrauts und hungriger Wölfe Menschen ansiedeln konnten, ja sogar aus fernen Gegenden dahin zum Vergnügen und zur Gesundheit reisen können. Wir kehren ein und hoffen uns an einem so berühmten Orte recht gütlich zu thun, wir haben den vortrefflichsten Appetit und auch guten Willen, mit unsrer

Baarschaft nicht zu geizen. Wir kehren also ein und zwar wie immer in das beste Gasthaus. Man bringt uns einen Speisezettel und eine Weinkarte; wir bestellen uns Rheinwein, Elfter, und ein Frühstück à la fourchette. Unser Tisch wird nach der feinsten Etiquette gedeckt; es erscheinen einige vornehme Gerichte, Pasteten und Torten, aber sämmtlich alte Bruchstücke einer gestrigen oder vorgestrigen Schmauserei. So hungrig wir sind, es will uns nicht schmecken. Der Rheinwein ist nun erst vollends schlecht. Elfter? sagt einer zum andern kopfschüttelnd — Elfter? Der schlechteste niederrheinische Bleicher ist besser. Mit Angst und Grauen erwarten wir das Todesurtheil unseres Geldbeutels. 'Meine Herren, tritt der unbefangene Marqueur hervor, es macht nicht mehr als 15 Francs.' Das scheint uns zu wunderbar, wir fragen mehrmals, werfen dem Marqueur eine geheime Betrügerei vor, er sollte uns doch das schriftlich geben, das übersteige ja alle Begriffe, die ein vernünftiger Mensch von dem Werthe eines solchen elenden Frühstücks haben könne? Er giebt es aber auch schriftlich. Da verwünschen wir zwar alle alten Pasteten und Pseudoelfter Weine in die Maastrichter Höle, — hilft aber nichts, wir müssen zahlen und können getrost weiter wandern. Es ist traurig, wenn man von einem so berühmten Orte eine so erbärmliche Erinnerung heimbringt, klage ich eben meinen Gefährten, als der nacheilende Marqueur schon neben uns steht und uns anspricht um ein douceur pour le garçon. Wetter! wie begrüßten wir den garçon! der machte sich einmal flugs von hinnen. Es ist hier zwar Sitte, dem Aufwärter ein Trinkgeld zu geben; wir aber vergessen das ganz und halten es für eine grobe Unverschämtheit, daß wir gleichsam durch Geld noch obendrein uns bedanken sollen für eine solche Prellerei.

Dasselbe Spaa, was wir von der drübigen Seite so freundlich vor uns sahen, erschien uns jetzt in einer finstern verächtlichen Gestalt. Die Sonne war verschwunden und von Osten her zogen schwarze Gewitterwolken über uns auf; in den öden Straßen ritten bleiche Engländerinnen in ihren langen dunkelblauen Reitkleidern wie Gespenster einher, und einige einheimische Gesichter glotzten uns aus den kleinen Fenstern der letzten Häuser stier und unheimlich an und schlugen ein lautes Hohngelächter über uns auf. Wir aber wandern traurig und ernst die Höhen hinan, wir wissen nicht, wo wir die Nacht zubringen und wie wir mit unsern paar Groschen Trier erreichen sollen. Da lacht uns die Sonne abermals freundlich an und die ganze Gegend, wir werden recht froh und guter Dinge, und fühlen uns reicher als vor der Ankunft in Spaa. Doch unsre Freude währt nicht lange. Der Himmel umwölkt sich rings, ein schweres Gewitter steht über uns; als wir eben einen zweiten Berg besteigen, läßt es sich furchtbar nieder, es blitzt und donnert unaufhörlich und gießt in Strömen herab. Wir gehen gelassen weiter, und obschon es dicht neben uns einschlägt, daß Schweder, der vor mir her geht, einen Seitensprung macht, so kommen wir doch mit einem tüchtigen Wasserbade bis auf die Haut davon. Wie ein rettender Engel winkt uns da auf einmal Malmedy in einem lieblichen grünen Thale, Malmedy, die erste preußische Gränzstadt. Wie doch die Hoffnung belebt! Ich ward ganz warm in meinem Wasserpanzer und freute mich schon auf die Freude, die ich haben würde bei einem Kaminfeuer unter der Fürsorge freundlicher Menschen. 'Was bringen Sie mit?' fragt uns der Zollbeamte am Thore. 'Sie sehen's ja,' erwiedere ich, und zeige ihm das Wasser, das mir an den kalten Fingerspitzen herabträufelt. Wir hatten freilich den

schönsten Maastrichter Tabak in der Tasche, aber womit sollten wir versteuern? Wir wollten zum Posthause einziehen, werden aber eiligst abgewiesen; Madame Desnoy spricht zwar französisch, ist aber gröber als irgend eine Deutsche. Wir sollen auf Stroh zwischen den Charretiers liegen! Großer Gott, wir armen Leute, wir hatten früher wol gezeigt, daß uns der Wein nicht naß machen konnte, aber wer kann gegen das Wasser? Zu den Charretiers! auf Stroh! welch ein fürchterlicher Trost!

Wir müssen weiter gehen. Ach! nun weisen uns auch die hôtels aux charretiers ab. Zwei preußische Zollbeamten werden endlich unsere Retter; ihrer Gefälligkeit gelingt es, uns ein erträgliches Zimmer bei dem schwarzen Bären zu verschaffen. Ein Kaminfeuer wird schnell angezündet; unsere Wirthin, eine ehrliche Stockfranzösin ist recht bekümmert um uns, sie verschafft uns, was wir in unserer Lage nur wünschen und verlangen können: wir trinken Thee mit Rothwein und lesen den Faust.

Was kann die Welt mir wol gewähren?
Entbehren sollst du! sollst entbehren!
Das ist der ewige Gesang,
Der jedem an die Ohren klingt,
Der, unser ganzes Leben lang,
Uns heiser jede Stunde singt.

Warum denn den Faust? Ein deutscher Student pflegt außer einem Wegweiser und einem Commersbuche selten ein anderes Buch bei sich zu führen. Es ist auch so viel Erlebtes darin, Empfundenes und Gedachtes, daß man leicht etwas Verwandtes, Anregendes, und Unterhaltendes, Belehrendes, Begeisterndes, wiederfindet, daß man ferner dort den Faden der Erinnerung für Momente, die sich durch ein

Tagebuch in Prosa nicht fixieren lassen, erfolgreich anlehnen kann.

Am folgenden Morgen ersteigen wir die erste Anhöhe der jetzigen Eifel. Früher hieß das ganze Gebirgsland zwischen Maas, Rhein und Mosel die Eifel; in neuerer Zeit beträgt ihr Umfang nur 50 preuß. □Meilen, 7 Meilen Breite und 8 Länge, und liegt zwischen dem 49° 58′ bis 50° 35′ der Breite und dem 23° 40′ und 24° 55′ der Länge. Sie ist jetzt in 12 Kreise getheilt, die zu den Regierungsbezirken Aachen, Köln, Coblenz und Trier gehören. Eine wahre Lüneburgische Bergheide! Wir können stundenlang gehen und finden dann erst ein Haus, meilenweit und finden ein Dorf oder Städtchen. Überall kleine Berge, Heidekraut, Sandsteppen, dunkle Tannichte, dürftig bebautes Feld, wenig Vieh, und Menschen beinahe gar nicht. In St. Vit erzählt man uns, daß die Wölfe aus den Ardennen herüber fleißige Besuche machten, daß namentlich in der hohen Eifel kein Apfel reif würde, Korn könne an vielen Orten gar nicht gebaut werden, die Bienenzucht und Viehzucht gedeihe auch nicht recht, Wein gebe es nur nach der Mosel zu, er gerathe aber nur in sehr heißen Jahren. Bald diesseit Malmedy ist die Landessprache deutsch, der niederrheinischen Mundart ähnelnd, gerade wie sie in Urkundenbüchern der Eifel vorkommt. Die Volkstracht stimmt ziemlich zu der Bonner Tracht, nur die Weibermützen dehnen sich schon oberhalb zu dem platten wulstigen Heiligenscheine aus, wie man sie auf alten Bildern und jetzt um Trier als gewöhnliche Kopftracht erblickt.

Das Wetter scheint sehr unbeständig hier zu sein; wir können kaum eine kurze Strecke wandern, wo uns nicht ein Regenwetter überfällt, und dann haben wir gewöhnlich keinen

weitern Schutz als einen niedrigen Birkenbusch. Die trostlosen Aussichten und langen Wege ohne Gelegenheit und Mittel sich erquickend auszuruhen, ermüden sehr. Wir gehen auf dunklem Pfade in die Nacht hinein, wissen gar nicht mehr, ob wir uns verirrt haben oder bald ein Ziel unserer heutigen mühsamen Tagereise sehen werden. Als wir den letzten Berg ersteigen, steht der bleiche Mond vor uns von einem farblosen Regenbogen umgeben. Eine seltene Naturerscheinung, die uns zuerst wieder gesprächig macht, denn traurig und stumm war bisher einer dem andern gefolgt. Die Lichter unten im Thale und die kaum hervordämmernden Häusergruppen, wie unsere matten Glieder an dieser Wahrnehmung erstarken! Die Idee: du bist am Ziele! hat eine Alles aufregende, belebende Kraft. Ich fühle es heute wieder, wie manchmal früher; wenn ich nur noch träumend den müden Körper hinschleppte, durstig und hungrig, unkundig des Weges, und dann eine Thurmspitze, ein Licht erblickte, Hundegebell oder Glockengeläute in der Dämmerung hörte, — ich lebte gleichsam wieder auf und fühlte mich rüstig, noch viele Meilen zu vollenden.

Die engen dunkeln Gassen sind durchschritten. ‘Ja, das ist wahrhaftig das allerbeste Wirthshaus’, erwiedert uns eine Stimme, von der wir gar nicht erfahren können, wem sie eigentlich angehört. Wir werden sofort in ein Zimmer geführt, das da Wohn-, Speise- und Schlafzimmer zugleich war. Und unsere Gesellschaft? Ein dicker Mann, eine kleine kugelrunde Frau und ein höchst gleichgültiger Officier; alle schien bei unserem Eintritt nur Eine Idee zu beseelen, nämlich: wie glücklich, daß wir die besten Bissen verzehrt haben! Da sitzen wir armen Teufel mit leerem Magen an leerer Tafel, und wie

bescheiden! Ich glaubte gar nicht, daß es möglich wäre, unseren jugendlichen Übermuth bändigen zu können. Einige Thaler weniger, und wir sind wie die Lämmer.

Am folgenden Morgen — es war der 6. September — trinken wir mit der ganzen Hausgenossenschaft, wie es hier Sitte ist, Kaffee aus Einem Topfe. Das lange durchsichtige Gebräu versprach keine nachhaltige Wirkung. Kaum gestärkt bezahlten wir unsere Zeche, behielten dann kaum so viele Groschen im Beutel als Meilen bis Trier — es waren deren noch volle acht — und traten wohlgemuth den weiten Weg an.

Abends spät, von der langen Wanderung bei Hunger und Durst völlig erschöpft, trafen wir in Trier ein. Meine Glieder waren vom Gehen so steif, daß ich eine Zeit lang stehen mußte, ehe mir das Sitzen möglich war. Nachdem wir etwas genossen hatten, wurden einige Bekannte aufgesucht und in Anspruch genommen. Sie versahen uns mit etwas Reisegeld und wir setzten des anderen Tages unsere Reise fort.

Wir suchten überall Richtwege auf und vermieden dadurch das wiederkehrende Einerlei der Mosel, welche unendlich viele Krümmungen macht. Es wurde wieder recht lustig gelebt und dem billigen leichten Mosel tapfer zugesetzt, als ob wir an der Mosel nicht genug gehabt hätten, sondern nun auch noch den Mosel dazu nehmen mußten. In Coblenz lebten wir noch ganz anständig, zogen aber mit leerem Beutel zum Thore hinaus. In Neuwied wurden wir erst wieder flott. Wir besuchten Göttling und Kortüm, die Vorsteher des neu gegründeten Gymnasiums, das jedoch bald wieder einging. Sie nahmen uns sehr freundlich auf und liehen uns Reisegeld.

Zu Anfange der zweiten Woche Septembers kehrten wir heim. Ich hatte viel gesehen und gehört, und manch Vergnügen

gehabt; das ganze Ergebniß aber stand in gar keinem Verhältnisse zu den Anstrengungen und Kosten. Was ich mir unterwegs schon mehrmals gelobt hatte, nie wieder in Gesellschaft und noch weniger auf gemeinschaftliche Kosten zu reisen, hielt ich später, und das war der größte Gewinn, den mir am Ende doch noch diese Studentenfahrt einbrachte.

Kurze Zeit nach meiner Rückkehr wurde ich sehr angenehm überrascht durch den Besuch eines Göttinger Freundes, L. Dauber. Wir machten viele Ausflüge in die Umgegend und verschönten die schöne Gegenwart durch die Erinnerungen an unser Göttinger Zusammenleben. Wir sprachen viel über das damalige Studentenwesen und ich erinnere mich noch, daß wir beide darin übereinstimmten, daß wol kaum auf Universitäten, vielleicht nur mit Ausnahme des Jenaers zu Schillers Zeit, ein Studentenleben voll so heiteren und idealischen Strebens vorhanden gewesen sei.

Nach acht Tagen begleitete ich den lieben Freund bis Siegburg; er kehrte dann nach wunderlichen Reisemühsalen im Sauerlande wohl und munter nach Göttingen zurück.

Der Wunsch nach einer Stellung an der Bibliothek war noch immer unerfüllt geblieben. Welcker wollte mich vorschlagen: ich sollte die Bücher aufsuchen und ausgeben und dafür etwas Gehalt bekommen. Das war mir schon recht, mir lag besonders daran, auf die Weise die Bibliothek freier benutzen zu können. Leider gewährte sie in ihrem damaligen Zustande sehr wenig für meine germanistischen Studien. Das Bedürfniß litterarischer Hülfsmittel trat immer fühlbarer hervor und so dachte ich denn daran, mir selbst eine Bibliothek zu gründen. Freilich waren die Aussichten dazu sehr schlecht, vor allen Dingen gehörte dazu Geld, und das eben fehlte mir.

Trotzdem machte ich bald einen glänzenden Anfang: ich fand auf dem Bonner Markte eine Liederhandschrift aus dem 16. Jahrh. und kaufte sie um 40 Stüber. Meine Freude war sehr groß. Zwei Studentenlieder theilte ich sofort in ihrer alten Schreibart in den 'Bonner Burschenliedern' mit, die übrigen Lieder verglich ich mit den bereits anderweit gedruckten und wollte dann die unbekannten oder solche, die sich hier in besseren Lesarten fanden, herausgeben. Ich suchte nun weiter bei den Trödlern und fand mehrere deutsche Handschriften, die aus dem Nonnenkloster Nonnenwerth stammten, und auch diese erwarb ich.

Seit dem 1. October wohnte ich in der Stadt am Markte mit Bernhard Mönnich zusammen. Wir lebten im besten Verkehre, besuchten uns oder waren jeder für sich, ungestört vom andern konnte jeder seinen Neigungen folgen. Ich arbeitete viel: ich sammelte für deutsche Sprache, Mundarten, Sitten und Gebräuche, Litteratur- und Culturgeschichte und sah zu dem Zwecke ganze Reihen von älteren und neueren Zeitschriften durch. Mönnich wunderte sich oft, wie ich mich so ins Einzelne verlieren konnte. Ich gründete mir aber eben dadurch eine Sammlung, die mir mein ganzes Leben hindurch gute Früchte trug.

Sehr willkommen war mir, daß ich seit dem 13. November mit Wilberg Bibliotheksassistent geworden: wir sollten in den öffentlichen Stunden auf der Bibliothek sein, Bücher holen, verzeichnen u. dgl. Ich war nun außerdem noch manche Stunde dort, theils um die Bibliothek in ihrem ganzen Bestande kennen zu lernen, theils um selbst für meine Studien etwas zu finden und Entdeckungen zu machen.

Jeder Tag war von jetzt an gehörig mit Arbeiten aus-

gefüllt: den Morgen studierte ich, um 11 ging ich auf die Bibliothek und um 12 in Radlofs Vorlesung; um 3 gab ich deutsche Stunde, um 4 hörte ich bei Schlegel, um 5 unterrichtete ich im Lateinischen und später las ich Radlof noch etwas vor. Dann blieb ich wieder zu Hause, nahm mein Abendbrot ein: Thee und Butterbrot oder auch wol geröstete Kastanien und ein Glas Bier dazu — und arbeitete noch oft bis 12 oder 1 Uhr.

Nur der Sonntag unterbrach das geschäftige Stillleben, dann machte ich Besuche und Ausflüge, und Vormittags erfreute ich mich am Gesange unseres Singvereins, der bereits 32 Mitglieder zählte.

Ich hatte mir damals ein hohes Ziel gesteckt, das ich in meiner jugendlichen Begeisterung und im Vollgefühl meiner Kraft zu erreichen gedachte, wenn sich meine äußeren Verhältnisse nur irgend günstig gestalteten: es war die deutsche Philologie. Ich begriff darunter das Gothische, Alt-, Mittel-, Neuhochdeutsche mit allen seinen Mundarten, das Altsächsische, Niederdeutsche und Niederländische, das Friesische, Angelsächsische und Englische, und das Scandinavische; ferner die deutsche Litteratur- und Culturgeschichte, alles Volksthümliche in Sitten, Gebräuchen, Sagen und Märchen, sowie endlich Deutschlands Geschichte, Kunst, Alterthümer und Recht. Ich wollte die germanischen lebenden Sprachen nicht nur verstehen, sondern auch sprechen. So wie in mehreren Mundarten so hatte ich es auch schon im Dänischen so weit gebracht, im Holländischen war ich nahe daran. Ich las manches Holländische, trieb Grammatik eifrig und sammelte aus einer Menge neuerer Liederbücher die wenigen zerstreuten Volkslieder. Zu meiner großen Freude fand ich bei Radlof das alte Amsterdamer Liederbuch, von dem

niemand bisher etwas wußte. Meine Sammlung erhielt dadurch ihren besten und größten Zuwachs.

So kam der 1. Januar 1820 heran. Ich glaubte den Tag nicht besser feiern zu können, als daß ich mich über meine wissenschaftlichen Wünsche und Bedürfnisse gegen einen Mann aussprach, der mir Alles das was ich wollte, längst erreicht zu haben schien — ich schrieb an Jacob Grimm in Cassel.

Schon in den nächsten Tagen erfolgte eine Antwort, die aber eigentlich keine Antwort auf meinen Brief war, wie denn Grimm sein Schreiben auch beginnt: 'ich beantworte Ihre freundliche Zuschrift sogleich, vielmehr ich beantworte sie noch nicht, welches ich besserer Muße vorbehalte.' Dennoch fand ich auch in diesen Worten eine Billigung meines Studienplanes und war sehr erfreut.

Grimm bat mich um die eben erschienenen Bruchstücke des Mailänder Ulfilas von Castiglione und Angelo Mai. Wilberg's Vater hatte sie von einem seiner ehemaligen Schüler aus Italien zugeschickt erhalten. Mit Wilberg's Bewilligung sendete ich sie sofort an Grimm, dem ein großer Gefallen damit geschah, er war eben in voller Arbeit bei der neuen Auflage der Grammatik. Der von nun an mit ihm fleißiger fortgesetzte Briefwechsel wurde mir für meine Bestrebungen sehr lehrreich und für meine Arbeiten sehr förderlich.

Die Sehnsucht nach den Meinigen war jetzt sehr groß. Meiner Mutter hatte ich schon lange versprochen, sie dies Frühjahr zu besuchen. Eines Tages verabredete ich mich mit Wilhelm Hengstenberg, bis in seine Heimat die Reise mit ihm gemeinschaftlich zu machen und dann von dort aus zu den Meinigen zu reisen. Karl Bädeker, der eben von Heidelberg

auf der Reise zu seinen Eltern begriffen war, schloß sich an. In der vorletzten Woche des März begannen wir unsere Wanderung. Wir waren alle drei recht munter, Wilhelm sogar ausgelassen. Er neckte und hänselte Alles was uns begegnete, wir hatten genug zu thun, seinem jugendlichen Übermuthe zu steuern. Am Palmsonntag rückten wir in Elberfeld ein. In einer stillen Familie speisten wir zu Mittag. Wir waren vorsichtig in unseren Äußerungen, ließen es uns aber gut schmecken und nahmen dankend Abschied. Bädeker schlug den Weg nach Essen ein und wir verfolgten die große Straße nach Schwelm. Wilhelm war sehr lustig, und als er unterwegs vor einem Chausseehause ein Pferd sah, rief er: 'Halt! Das kommt mir ganz gelegen! Das ist das Pferd unseres Küsters! nun werde ich reiten.' Wie es unserm Sonntagsreiter erging, erzählt er selbst.

Gegen Abend erreichten wir das obere Pfarrhaus in Wetter an der Ruhr. Der geliebte Sohn wurde herzlichst empfangen und man hieß mich, seinen treuen Begleiter, freundlichst willkommen. Vater Hengstenberg war ein strebsamer, wissenschaftlich durchgebildeter reformierter Pfarrer; das hatte er auch an seinem Sohne bewiesen, der durch ihn so weit in Kenntnissen gebracht war, daß er nicht erst ein Gymnasium besuchte, sondern gleich aus dem väterlichen Hause die Universität bezog. Der Alte lebte mit seinem lutherschen Collegen, dem Pastor Müller im untern Wetter, in keinem guten Einvernehmen. Das kam, wie man sagte, daher: dieser wollte die Union, jener aber nicht, und zwar weil das reformierte Kirchenvermögen bedeutender war als das luthersche. Übrigens hatte der alte H. auch seine gemüthliche Seite und mitunter poetische Anwandelungen, denen er nicht widerstehen konnte.

Noch während ich dort war, hatte er eine größere Dichtung vollendet, eine Singgeographie, die dann unter dem Titel erschien:

Geographisch-poetische Schilderung sämmtlicher deutschen Lande, mit beständiger Rücksicht auf Geschichte und mit erläuternden Anmerkungen von Carl Hengstenberg. Essen, Bädeker 1819.

Ich enthielt mich alles Urtheils darüber: so blieb der Poet unangefochten und unser Verkehr ein ungetrübter.

Wilhelm wollte sich nun in seiner neuen Würde als Student überall zeigen und nahm mich überall mit hin; wir machten fortwährend Ausflüge zu den Bekannten und Freunden seiner Familie.

Eines Tages führte er mich auf ein benachbartes Gut. Die Frau vom Hause, Henriette .. empfing uns sehr freundlich, wir blieben den Nachmittag da, waren sehr heiter und gingen erst am Abend heim.

Was ich bisher von ihr wußte, war mehr geeignet mich gegen als für sie einzunehmen. Sie war sehr jung an einen Mann verheirathet, mit dem sie bald eine sehr unglückliche Ehe führte. Sie wurde geschieden, behielt ihre beiden Kinder, nahm den Namen ihres Vaters wieder an und wohnte seitdem auf ihrem väterlichen Stammsitz. So freundlich und liebenswürdig sie war, so blieb doch auf ihrem Gesichte die Trauer über ein verlorenes Jugendglück, und ein Anflug unbefriedigter Sehnsucht und der Schmerz der Hoffnungslosigkeit. Volle dunkelbraune Locken umspielten das fast blasse Antlitz und in den feurigen Augen ließ sich eben soviel Gutmüthigkeit als Laune und Leidenschaft lesen.

Henriette fühlte sich immer allein, war auch meist allein: ein alter Vater, ein alter Hauslehrer, eine alte Kammerjungfer,

also nur Hausgenossen, bildeten den Kreis, auf den sie angewiesen war. Ihr Schicksal hatte sie vorsichtig gemacht in der Wahl ihres Umgangs, und ängstlich in ihren Äußerungen mit Fremden. Es mußte sie sehr angenehm überraschen, jemanden vor sich zu sehen, der offen und heiter sich über Alles aussprach, von dem sie für sich und ihr Schicksal Theilnahme erwarten durfte. Ich fühlte, daß ich ihr nicht gleichgültig war. Ich schied in einer wunderlichen Stimmung, so daß Wilhelm mit mir scherzte: 'ich glaube, Du hast Dich verliebt.'

Natürlich wurde der Besuch bald, sehr bald wiederholt. Wir wurden immer freundlicher aufgenommen, es wurde mir dort heimischer, so daß ich denn auch ohne Wilhelm hinging.

Die Unterhaltung war dann sehr lebhaft und mannigfaltig. Ich mußte viel erzählen von meiner Kindheit, meiner Studentenzeit, meinen Wanderungen. Oft auch las ich etwas vor, am liebsten aus meinem treuen Begleiter, dem Faust. Ich hatte ihn zu oft gelesen, als daß ich ihn jetzt schlecht lesen sollte. Ich hatte das dankbarste Publicum. So wuchs denn unsere wechselseitige Neigung und wurde bei mir etwas leidenschaftlich. Henrietten konnte das nicht fremd bleiben, hatte ich doch eines Tages auf einen Veilchenstrauß von ihrer Hand geantwortet:

Lieb sind mir schon alle Veilchen,
Aber lieber doch von Dir!
Blühen sie auch nur ein Weilchen,
Nehm' ich sie doch gern von Dir.

Auch an meinem Kleide tragen
Sie den tiefbescheidnen Sinn,
Weil sie nicht zu reden wagen,
Welken sprachlos sie dahin.

Würden aus den Veilchen Rosen —
Denk' ich dann in meinem Sinn,
Ha, wie wär's dem Freudelosen
Dann so wohl für immerhin!

In meinem Liebesrausche fragte ich mich ängstlich: was soll daraus werden? Du bist nichts, Du hast nichts, Dein wissenschaftliches Leben ist erst im Beginn, mit allem Deinem schönen Streben, Deinen herrlichen Entwürfen könnte es leicht zu Ende gehen, wenn Du durch äußere Verhältnisse gefesselt Pflichten übernimmst, die Deine Zeit und Kräfte vorweg in Anspruch nehmen. — Aber alle diese Bedenken machten mich nur ruhiger, aber nicht hoffnungslos. Was ich nicht mündlich auszusprechen vermochte, wagte ich schriftlich und ehe ich Wetter verließ, erhielt Henriette meinen ersten Brief (14. April). Den anderen Tag reiste Wilhelm nach Bonn und ich in meine Heimat.

Aus dieser Zeit ist noch ein Brief vorhanden von Wilhelm an Bädeker. Letzterer schenkte ihn mir später, weil er doch mehr für mich als ihn von Werth sein konnte. Der damals sehr lustige burschicose Wilhelm schreibt also:

Wetter den 9. Apr. 20.

Theuerster Freund!

Deinen Tabaksbeutel, den Du in Elberfeld liegen hast lassen, sende ich Dir hiebei zurück. Schon früher würde ich dieß gethan haben, hätte nicht der Poet, der noch hier ist und hier mancherlei fata und Liebesabentheuer besteht, immer noch dorthin gehen wollen. Jetzt hat er sich's aber begeben. Am künftigen Freitag muß ich auch schon wieder abreisen.

Die Ferien habe ich recht angenehm zugebracht. Wir sind viel herausgegangen, aber blos in einem Umkreise von 2 Stunden. Der Poet, der im Anfange sich allgemeinen Beifall erwarb, wurde durch die verfluchte Liebesgeschichte sehr verstimmt und verdrießlich.

Jetzt ist er beinahe wieder geheilt und fängt wieder an auf den alten Stiefel zu kommen, doch geht es langsam. Zu der unglücklichen Liebe kommt der Verlust seines theuern Ziegenhainers, der plötzlich verschwunden ist und dem er sehr nachtrauert.

Der Bonner Bursche wird hier in der Gegend sehr respectiert. Da nur wenige hier aus der Gegend studieren und die Hälfte von diesen, oder noch mehrere, obscurirt, so ist es den Leuten etwas Seltenes. In den kleinern Örtern läuft Alles ans Fenster, wenn man durchkommt. In Langerfeld bei Schwelm hatte ich auf dem Hinwege eine hübsche Suite. In Rittershausen nämlich traf ich den Schullehrer von Wetter an, der mir sein Pferd anbot. Ich sprang gleich auf, behielt den Tornister auf dem Rücken und meinen ungeheuren Stock in der Hand. In Rittershausen blieb's beim Lachen. Als ich aber in Langerfeld einsprengte, sammelte sich die ganze Jugend. Einige alte Weiber machten den Zug vollständig. Sogleich wurden Schneebälle gemacht und unter Ausrufung der ominösen Worte: Hexe, Pajazzo, Mädchen*) etc. etc. frisch auf mich los gefeuert. Mein biegsamer Hals schützte mich trefflich. Dem Poeten jedoch, der nachgeschlichen kam, wurde es nicht so gut und er schnupfte einige beträchtliche Achslen.

Mein schlechtes Schreiben verzeihe meiner Eile. Meine Ältern so wie ich empfehlen sich Deinen Ältern bestens. Lebe wohl und behalte lieb Deinen Freund

Wilh. Hengstenberg Stud. Phil.

*) Mädchen — eine passende Bezeichnung. Er hatte wirklich etwas Mädchenhaftes, dieses runde Köpfchen im vollsten Lockenschmuck, dies bartlose feine Gesicht, dabei die Lebendigkeit und die Ungelenkigkeit der Glieder, wie oft junge Stubengelehrte mit jungen Mädchen gemein haben. Ich muß noch immer lachen, wenn ich daran denke, wie er auf seiner Rosinante gebückt, mit der Linken an den Kammhaaren sich festhaltend, mit krummen Knieen aus dem Dorfe hervorsprengte, und wie

Ich hatte mir vorgenommen, Westfalen in zwei Richtungen zu durchstreifen: für den Hinweg nach meiner Heimat wählte ich Unna, Soest, Paderborn, Höxter, für den Rückweg Hameln, Lemgo, Bielefeld, Hamm, Dortmund.

Damit mir das ewige Gehen nicht zu beschwerlich wurde, so machte ich mitunter nur kleine Tagereisen, und blieb dann wo ich etwas für meine Zwecke zu finden hoffte. In Paderborn besuchte ich den Criminal-Director Gehrken. Er galt für einen tüchtigen Alterthumsforscher*) und sollte viele alte Handschriften und Bücher besitzen, ich bekam aber nichts zu sehen. Von Driburg machte ich einen Abstecher nach Bökendorf zu August von Haxthausen. Ich fand dort die freundlichste Aufnahme und einige hübsche westfälische Volkslieder. In Höxter kehrte ich bei Paul Wigand ein. Wir sprachen viel über einen geschichtlichen Verein Westfalens, den er ins Leben rufen müsse. Später theilte ich ihm meinen Entwurf mit**).

In den letzten Tagen Aprils hatte ich Fallersleben erreicht. Ich wollte die Meinigen überraschen: um in den Garten zu gelangen stieg ich über einen Zaun und hielt mich dann an dem Rahmen einer Laube, worauf ich sonst als Knabe oft spaziert war. Das Holz war morsch geworden, es brach und ich fiel mit Sack und Pack in den Garten. Schlechte Vorbedeutung. Der Garten war schön hergerichtet, ich freute mich über die vielen prachtvoll blühenden Frühlingsblumen. Ich ging

---

seine Locken und die Schneebälle der Kinder ihm um den Kopf umherflogen.

*) S. Nekrolog der Deutschen 1845. S. 239.

**) Erst am 19. Juli 1824 kam ein Verein für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens durch die Bemühungen des Domcapitulars Meyer und des Criminaldirectors Gehrken zu Stande, s. Wigand's Archiv 1, 1.

dann über den Hof ins Haus, und — traf niemanden von den Meinigen. Die jüngste Schwester*) war ausgegangen, die älteste verheirathet und die Mutter bei ihr zum Besuch. Bald heiterte sich Alles auf, ich verlebte einige frohe Tage im elterlichen Hause und reiste dann zu meinem Schwager, dem Pastor zum Berge in Winsen an der Aller.

Bis Celle fuhr ich mit einem Landbaumeister. Er hatte mich als Kind oft auf den Arm genommen, und darum machte es ihm noch besondere Freude, mir gefällig sein zu können.

In der Mühle zu Meinersen speisten wir zu Mittag. Wir sitzen noch nicht lange bei Tische, da erschallt der Ruf: Feuer! Feuer! Die Sprütze wird hervorgezogen, Alles eilt dem Feuerscheine zu, gegen Norden ist der ganze Himmel geröthet. Auch wir machen uns auf den Weg, überzeugen uns aber bald, daß man sich geirrt: ein furchtbares Hagelschauer war eben vorübergezogen und die Mittagssonne hatte den

---

*) So groß ihre Freude war über meine Ankunft, eben so groß war auch ihre Betrübniß über mein Aussehn. An Bruder Daniel schrieb sie den 18. April:

'Bevor ich Dir aber mehr sage, muß ich Dir erst die frohe Nachricht mittheilen, daß unser Bruder Heinrich hier am Mittwoch-Nachmittag (12. April) ganz unerwartet ankam. Meine Freude war unbeschreiblich, da ich so lange nichts von ihm gehört hatte. Beim nähern Anblick wurde ich aber so wehmüthig gestimmt, er schien mir nicht mehr der sanft liebende Bruder zu sein, sein Körper hat ein rauhes Ansehn gewonnen. Er trägt einen furchtbar langen Bart, statt der Weste eine Art Überzug von schwarzem Sammet-Manchester, dazu ist er ganz gelb gebrannt von der Sonne. Jeder Mensch erschrickt vor ihm, und so unendlich viel ich ihn auch gebeten habe, will er mir dennoch die Liebe nicht erzeigen und seinen furchtbaren Bart abnehmen lassen. Doch was rede ich Dir von seinem Äußern! Übrigens ist er noch ebenso, hat noch dieselben Ideen und Eigenheiten, die er sonst hatte. Was ich aber am meisten an ihm liebe, ist seine Charakterfestigkeit.'

merkwürdigen rothen Schein hervorgebracht. Auf dem Wege nach Celle sahen wir bald die traurigen Spuren des Hagelschlags, auf den Kartoffelfeldern standen nur noch die Strünke.

Unsere Fahrt hatte bisher einen guten Verlauf gehabt, kurz vor Celle hätten wir aber noch ein großes Unglück haben können. Wir kamen an einem Hochgerichte vorbei. Als die Pferde die im Winde baumelnden Glieder eines aufs Rad geflochtenen Verbrechers gewahrten, spitzten sie die Ohren und machten Miene durchzugehen. Dem Kutscher gelang es mit großer Kraftanstrengung, die Pferde wieder in ihren ruhigen Gang zu bringen.

Von Celle ging ich zu Fuß weiter, meist in einem wahren Sandmeer, worin der Wind Wellen schlug. Nach einer mehrstündigen beschwerlichen Wanderung erreichte ich das Pfarrhaus in Winsen. Die Meinigen waren sehr freudig überrascht, am freudigsten meine Mutter. Sie küßte mich ohne meinen Bart zu bemerken. Bald aber weinte sie: 'einen Juden habe ich doch nicht geboren!' Ihre Thränen trockneten jedoch bald und ich behielt meinen Bart.

Merkwürdigkeiten gab es hier weiter nicht. Etwas aber sollte ich doch sehen, das selten Alterthumsforscher zu sehen bekommen: die sogenannten sieben Steinhäuser im Amte Fallingbostel*). Frau von dem Bussche, Schwester des bekannten Herrn von Rumohr, die mit meiner Familie sehr befreundet war, veranstaltete eine Fahrt dahin. Als wir die Gegend erreicht und jedes einzelne Hünengrab betrachtet hatten, hielten wir in der Einöde ein ländliches Mahl und kehrten befriedigt heim.

*) S. Hannoversches Magazin 1818. St. 97, und Reg.-Rath Blumenbach in Spiel's Vaterl. Archiv 2. Bd. S. 195—208.

In dem benachbarten Celle lernte ich einen sehr liebenswürdigen deutschgesinnten Mann kennen, den Stadtsecretär Spiel*). Er hatte eben das 'Vaterländische Archiv' für Hannover gegründet. Unsere Bekanntschaft hatte zur Folge, daß ich ihm bald allerlei sprachliche und geschichtliche Aufsätze mittheilte.

Von Winsen reiste ich mit meiner Mutter wieder zurück in die Heimat und blieb dort bis in die zweite Hälfte Mais. Ich beschäftigte mich viel mit der dortigen Mundart und sammelte alle kleinen Lieder und Sprüche.

Außerdem ist mir noch eine hübsche Geschichte erinnerlich. Eines Tages stellte mich meine Mutter dem Herrn Amtsassessor von Beaulieu vor: 'mein jüngster Sohn!' — Darauf wendete sich der Herr Assessor an mich: 'Werden Sie noch länger studieren?' — 'So lange ich lebe.' Damit schloß die ganze Unterhaltung, und unsre Bekanntschaft war gemacht.

Anfang Junis war ich wieder auf der Wanderung. In Hannover besuchte ich den alten Feder, seinen Pflegesohn Möller, den Bibl.-Secretär Koch und meinen Studiengenossen v. Arnswaldt, und in Hameln den Pastor Sprenger. Als ich auf dem Wege nach Lemgo in die Nähe von Bösingfeld kam, fragte ich einen Hirten nach meinem Freunde Krawinkel**). 'Der ist

*) Georg Heinrich Gerhard Spiel war zu Nordheim 30. Mai 1786 geboren und starb 5. Februar 1822.

**) Über meinen sel. Universitätsfreund war Herr Pastor Geller in Bösingfeld so gütig, mir am 22. Februar 1866 folgende nähere Auskunft mitzutheilen:

'Simon Heinrich Ferdinand Krawinkel ist hier geboren am 23. April 1798 und gestorben am 9. April 1820 an der Schwindsucht, nachdem er, wie es in einer Anmerkung (im Kirchenbuche) heißt, schon 2½ Jahr zu Göttingen Theologie studiert hatte. Nach der Erinnerung älterer Leute

in der Osterwoche begraben worden.' Bestürzt durch diese schreckliche Nachricht entschloß ich mich, in Bösingfeld nicht einzukehren. Traurig wanderte ich weiter und erreichte gegen Abend Lemgo. Ich verweilte hier einige Tage und erfreute mich des angenehmen Verkehrs mit dem Director Greverus. In Hamm besuchte ich den Conrector Troß. Er überließ mir mehrere Pergamentblätter, Bruchstücke des mnl. Gedichts von Reinout.

Den 25. Juni traf ich in Wetter ein. Den folgenden Tag ging ich zu Henriette. Sie begegnete mir, that sehr freundlich, ich merkte ihr aber große Verlegenheit an. Ich gerieth nun erst recht in eine peinliche Lage. Wir sahen uns bald darauf. Am 27. nahm ich Abschied. Schweigend, ruhig und fast heiter reichte ich ihr die Hand und wanderte fort. Ich war sehr aufgeregt und wurde bald sehr traurig gestimmt. Das Fußreisen wurde mir auch lästig. Fast jeden Tag war ich naß geworden, fast jeden Tag hatte ich mich verirrt. Ich sehnte mich nach Körper- und Herzensruhe und wissenschaftlicher Thätigkeit. Trotzdem schlug ich nicht den nächsten Weg ein, sondern besuchte noch einen Freund in Düsseldorf.

In den letzten Tagen Junis traf ich endlich in Bonn wieder ein.

Bei meiner Ankunft war Radlof noch nicht aus dem Bade zurückgekehrt. Er hoffte in Ems Heilung seines Augenübels. Ich hatte ihm bisher hülfreiche Hand geleistet bei seinen

---

hatte er schon einmal in Bösingfeld gepredigt und wird als ein begabter Jüngling geschildert. Der Vater ist hier über ein halbes Jahrhundert Cantor gewesen und hat nicht nur als Schulmonarch sondern auch als Fleckenbürgermeister das Scepter zu führen gewußt. Früher im Wohlstande lebend ist er nachher durch eigenes Verschulden, wie man sagt, sehr heruntergekommen und am 3. Dec. 1840 gestorben.'

Drucksachen, seiner ausführlichen Schreibungslehre, die noch das Jahr in Frankfurt erschien, und seinem Mustersaal aller deutschen Mundarten. Ich hatte ihn fleißig besucht und ihm oft vorgelesen; auch war ich sonst für ihn thätig gewesen: ohne mich hätte er nie eine Vorlesung zu Stande gebracht. Ich hatte nie etwas dafür in Anspruch genommen. Auf seinen Wunsch sollte ich ihm jetzt näher sein; er überließ mir eine von seiner Wohnung gesonderte Stube. Ich zog ein und glaubte nun auf alte Art mit dem Manne weiter verkehren zu können. Bald stellte sich heraus, daß das nicht möglich war. Er nahm einen ganz anderen Ton gegen mich an und obschon seine zunehmende Erblindung mich zum Mitleid und zur Geduld stimmte, so wurde doch mein Verhältniß zu ihm täglich unerträglicher und ich gab es nach einigen Wochen auf.

Schon sein Mißtrauen hätte manchen anderen in den ersten Tagen bestimmen können, allen Verkehr abzubrechen. Radlof glaubte immer, man würde ihm seine Aufzeichnungen stehlen. Diese lagen in mehreren Kisten verpackt, waren aber dermaßen schlecht und mit Abkürzungen geschrieben, daß sie außer ihm niemand gebrauchen konnte. Er glaubte aber auch, man stähle ihm seine Ideen, und schimpfte und tobte über viele, die das bereits gethan haben sollten.

Er war ein wunderlicher Mensch, sowol in wissenschaftlicher als geselliger Beziehung: aus Feigheit bescheiden und kriechend höflich, aus Hochmuth übermüthig und grob. Seine oft heftigen Äußerungen begleitete er mit einer trotzigen Stellung des Körpers, er trat einen halben Schritt zurück, und stand dann da, den Oberkörper etwas zurückgebogen, mit der grünen Brille auf den Augen und dem großen grünen Schirme auf dem Kopfe wie ein alter Römer in Gottsched's sterbendem

Cato. Fast alle, mit denen er früher im Verkehre stand, hatten ihn nach seiner Ansicht schlecht behandelt oder bestohlen. Am wüthendsten war er über Bernd, damals noch Bonner Bibliotheks-Secretär. Dieser nannte sich 'Verfasser von Campe's Wörterbuch', und Radlof glaubte das viel mehr zu sein. Ging auch Bernd zu weit, wenn er sich Verfasser nannte, so hatte doch Radlof viel weniger Recht dazu. Das Verhältniß beider zu Campe und seinem Wörterbuche hat dieser in der Vorrede zum 1. Th. 1807. S. VI. klar genug dargelegt. Radlof eiferte fortwährend gegen Bernd, und es war sehr ergötzlich, daß er in einem letzten Ausfalle gegen ihn seinen Zweck verfehlte: in der Vorrede zur Schreibungslehre ist gerade in dem Worte Bernd ein Druckfehler, es steht B a n d. Als Radlof d a s sah, da rief er mit sittlicher Entrüstung: 'ist mir der — doch wieder durchgegangen!'

Anmaßend und ausfällig wie im Leben war er es auch in seinen Schriften. Kein Wunder, daß er auf gleiche Weise bedient wurde. Jacob Grimm schrieb mir später, 10. Aug.: 'gegen einen andern dortigen Professor, ich meine Radlof, habe ich mich so eben öffentlich wehren, d. h. seine Gemeinheit von mir abwehren müssen. Das ist ein elender Patron und Erzpedant.'

Radlof's Lebensende ist sehr beklagenswerth. Fast erblindet wurde er pensioniert, zog nach Berlin und starb dort fast vergessen. Selbst der Nekrolog der Deutschen, der doch mit 1823 beginnt, weiß nichts von ihm, nur die Hall. Allg. Lit. Zeitung meldet, daß er im December 1824 in Berlin gestorben ist.

Meine Beziehungen zur Bibliothek hatten sich unterdessen geändert. Ich bezog eine kleine Besoldung, diese war aber in einen Freitisch verwandelt. Wäre der Freitisch einigermaßen

gut gewesen, so hätte ich mir die Änderung schon gefallen lassen können, er war aber so schlecht, daß wir eines schönen Tages, ich voran mit dem Corpus delicti auf der Schüssel, zum Rector magnificus durch die Straßen Bonns wallfahrteten und uns beschwerten. Es half nichts. Ich gab den Freitisch auf, blieb aber als Freiwilliger auf der Bibliothek.

Meine Studien über Volkslieder setzte ich den Sommer eifrig fort. Meine Freunde besorgten mir aus ihrer Heimat manches hübsche Lied; Karl Reuter verschaffte mir eine Sammlung aus dem Rheingau und Peter Adams eine von der Mittelmosel. In Poppelsdorf und Kessenich sammelte ich selbst. Der Kessenicher Pastor, sehr gefällig und musikkundig, setzte mir die Noten dazu. Als ich ihn zu Ende des Sommers wieder einmal besuchte, sagte er: ‘Sie haben mir eine schöne Geschichte angerichtet! Seitdem die Mädchen glaubten, sie könnten ihrem Pastor mit dem Singen eine Freude machen, waren sie jeden Abend unter meine Fenster gekommen und hatten mir so den ganzen Sommer was gesungen, bis ich mir denn endlich diese Concerte höflichst verbitten mußte.’ — Um die weite Verbreitung des deutschen Volksliedes darzuthun und den noch immer poetischen Zusammenhang aller germanischen Völker nachzuweisen, hatte ich die Lieder von den Königskindern gesammelt. Ich besaß sie schwedisch, dänisch, holländisch und hochdeutsch in vielen Lesarten und seit meiner letzten Reise auch niederdeutsch; um Bonn herum hatte ich vier verschiedene Melodien entdeckt.

Unterdessen erhielt ich zwei Briefe von Henriette. Der eine inliegende war am Tage des Abschieds geschrieben. Was sie mir hatte sagen wollen und in Gegenwart anderer nicht sagen konnte, erfuhr ich nun brieflich. Sie sprach sich offen

und theilnehmend aus: 'O daß Sie mir den schönen Glauben: Ihre Gefühle für mich nur für freundschaftliche zu halten, nehmen mußten!' .... 'ein schönes Leben wartet Ihrer noch — jetzt müssen Sie Ihre Empfindungen bekämpfen, um Ihrer und meiner Ruhe willen, — beide leiden wir darunter — und die Welt ist lieblos in ihrem Urtheil über uns, ich habe dies schon schmerzlich erfahren, — der Gedanke, wie schuldlos unser Umgang immer war, gab mir bisher die Kraft, das Gespräch der Menschen gering zu achten. — Wenn Sie wieder ganz ruhig und glücklich sind, dann schenken Sie der Frau, in die Sie jetzt ein so hohes Vertrauen setzen, Ihre freundschaftliche Erinnerung, und sei'n Sie überzeugt, daß meine Achtung für Sie nie abnehmen wird, und mich nichts so erfreuen kann als wenn ich vernehmen werde, daß Sie glücklich sind.'

Was Henriette für sich und mich wünschte, suchte ich zu erfüllen, und so ward unsre Freundschaft uns beiden eine frohe Erinnerung und blieb es für immer.

Kaum war der Sommer verschwunden, so erwachte wieder meine Reiselust. Ich wanderte nach Coblenz und von dort die Mosel hinauf bis Trier. Unterwegs kehrte ich bei alten Bekannten ein, besuchte einige Geistliche und sah ihre Bücher durch und fand sogar Gelegenheit, in Kues an der Mosel die Bibliothek des Cardinals Nicolaus de Cusa zu durchstöbern.

In Trier machte ich längeren Halt. Der Bibliothecar Prof. Wyttenbach*) war die Liebe und Güte selbst. Er machte es nicht wie so manche Bibliothecare, die unter dem Vorwande es selbst herauszugeben, einem alle seltenen, merkwürdigen Drucke

*) Johann Hugo Wyttenbach starb den 22. Juni 1848 in hohem Alter.

und Handschriften vorenthalten. Er theilte mir Alles mit und freute sich, daß er etwas für die Stadtbibliothek gerettet oder sonst erworben hatte, das für meine Zwecke von großem Nutzen war. Ich verweilte längere Zeit und war sehr fleißig: unter anderem schrieb ich den Theophilus ab, der damals schon durch Feuchtigkeit sehr gelitten hatte und an mehreren Stellen schwer zu lesen war. Die Abende war ich meist in Gesellschaft mit einigen Beamten von der Regierung, die mit mir gleiche politische Gesinnung und gleiche Wünsche für Deutschlands Freiheit und Einheit theilten.

Erst in der Mitte Octobers setzte ich meine Reise fort. Ich hatte die Absicht, die Weinlese in der Pfalz mitzumachen, die sollte ja, wie man mir immer erzählte, die ergötzlichste sein.

Es war ein heiterer Herbsttag. Meine Freunde begleiteten mich bis zum nächsten Dorfe. Dort tranken wir noch ein Schöppchen zum Abschied. Ich wanderte dann allein wohlgemuth weiter. Nach einigen Stunden kam ich in einen Wald. Ein furchtbares Gewitterschauer zog heran und es wurde so dunkel, daß ich kaum den Weg sehen konnte. Unter Blitz und Donner ergoß sich ein gewaltiger Regen. Ich war bald durchnäßt, und als ich aus dem Walde herauskam, sah ich in der Ferne Lichter. Ich verfolgte den schlüpfrigen Weg und erreichte endlich Hermeskeil. Da mußte ich nun erst noch in meinem traurigen Zustande einen langen Weg durch das Dorf gehen, ehe ich das Wirthshaus fand. Ich trat ein und begehrte ein Bette und Abendessen. Die Leute waren sehr freundlich und erfüllten mein Begehren; sie trockneten meine Kleider und ich lag im Bette ganz munter und es schmeckte mir sehr gut.

Am andern Morgen zog ich weiter in den rauhen Hochwald. Durch stetes Fragen suchte ich mich immer auf dem

rechten Wege zu erhalten. Da erblickte ich endlich in der Ferne Birkenfeld mit seinem Bergschlosse. Ich ließ mich nieder auf einen Stein und freute mich an der schönen Aussicht. Bald war ich am Orte selbst. Im Gasthofe erkundigte ich mich sofort nach Reinwald. Der Herr Regierungs-Assessor, hieß es, wohnt auf dem Schlosse. Ich schickte jemanden hinauf und ließ mich anmelden. Der Bote brachte die Antwort: ich wäre sehr willkommen. Reinwald kannte ich schon aus meiner Knabenzeit, als ich mit meinen Eltern in Göttingen war, wo er eben damals die Rechte studierte. Später sah ich ihn wieder bei meinen Verwandten, als er eben sein Buch: 'Napoleons Bau und Sturz'*) geschrieben hatte, das viel Aufsehen machte. Er empfing mich auf das Freundlichste und wußte mich dermaßen zu fesseln, daß ich so bald nicht wieder fortkommen konnte. Jeden Tag wollte ich abreisen, aber immer hieß es: 'Das Wetter ist zu schlecht, bleib nur noch!' Freilich war es das auch, wir hatten immer Nebel oder Regen oder heftigen Wind. So blieb ich denn über vierzehn Tage. Wir lebten von aller Welt geschieden, nur zweimal besuchte uns ein ehemaliger Rheinbundofficier, der die Feldzüge in Spanien mitmachte und jetzt oldenburgisches Wartegeld bezog. Nur Einmal machten wir gegen Abend einen Ausflug und besuchten einen von den wenigen Freunden Reinwald's. Wir waren uns genug.

Reinwald war eine stattliche Erscheinung: sein entschiedener Charakter sprach sich schon in seiner festen Körperhaltung aus, mehr noch durch diesen schwarzhaarigen Römerkopf mit der hohen Stirn und den dunkelen Augen. Er war in den Rechten

---

*) Napoleons Bau und Sturz. Von J. G. R. Philalethes. Braunschweig, Vieweg 1814.

und Staatswissenschaften sehr bewandert und hatte in den Kreis seiner Studien auch die Cultur- und neuere Geschichte gezogen. Er war klaren, scharfen Verstandes und konnte in seiner Unterhaltung geistreich, sogar witzig sein. Aus seinem entschiedenen Freisinn machte er kein Hehl und sprach sich sehr frei aus über die traurigen Zustände, die sich damals in Deutschland vorbereiteten. Wir lasen die damals nur noch einzige freisinnige Zeitung: 'die Neckarzeitung'. Um unsern beiderseitigen Groll über manche Dinge der Gegenwart auszulassen, schrieben wir Artikel, die wir dann einige Tage nachher zu unserm Vergnügen gedruckt lesen konnten. Um uns nach Tische die Zeit zu vertreiben, gingen wir auf den öden weiten Schloßboden, stellten zwei oder drei leere Flaschen in einiger Entfernung auf, und so viel dann getroffen wurden, mußten Abends getrunken werden. Auch hatten wir manchen Spaß mit dem Sprachrohre. Wir redeten Leute in weiter Entfernung an, die dann meinten, es schalle eine Stimme vom Himmel: 'Bekehre Dich! kniee nieder und bete!' was denn der arme Sünder auch that. Den 18. October wollten wir ganz besonders feiern. Durch einen furchtbaren Schuß sollte der Officier benachrichtigt werden. Wir legten das Sprachrohr zum Fenster hinaus nach der Richtung wo der Officier wohnte. 'Nun, sagte ich zu R., halt einmal! Ich werde durchschießen — das soll er doch gewiß hören!' — Ich schoß, das Sprachrohr platzte in tausend Stücke, die Splitter flogen uns um den Kopf herum. Wir kamen mit dem Schrecken davon.

Reinwald war meist ernst, oft sogar sehr ernst und mitunter auch verstimmt. Letzteres kam wol aus seinen amtlichen Verhältnissen: er lebte mit seinem Vorgesetzten, dem Regierungs-Präsidenten Hannibal Fischer (dem nachmal. Flotten-Fischer)

in schlechtem Einvernehmen und äußerte mehrmals, daß er über kurz oder lang seinen Abschied nehmen würde. Auch unbefriedigter Ehrgeiz mochte etwas Antheil daran haben. Im J. 30 wurde er Rath, aber nach zwei Jahren nahm er seinen Abschied und lebte seitdem am Rhein. Wir sahen uns nie wieder.

Die Weinlese war längst vorbei, da wanderte ich durch den Donnersberg Heidelberg zu und von dort die Bergstraße entlang über Darmstadt nach Mainz.

Sonntags den 5. November stand ich in der Dämmerung an der Mainspitze. Ich rief in Einem fort: Hol über! hol über! Kein Ferge erbarmte sich mein. Da warf ich mich nieder und lehnte mein Ohr an den Ufersand um zu lauschen. Richtig, ich hörte Tritte. Endlich kamen Schifffuhrleute mit ihren losen Pferden, sie wollten auch nach Mainz. Ich bat sie mich mitzunehmen. Um durch die Furten zu kommen, mußte ich mich auf ein Pferd setzen, ich ritt wie auf einer Latte, die Rückenknochen des Pferdes ragten hoch empor. Die Fähre kam bald, wir fuhren hinüber und ich ging nach Mainz hinein. Unter dem Thore rief mich die Schildwache barsch an: 'Hat er sein Wanderbuch schon abgegeben?' Ich sagte: 'Lieber Freund, sagen Sie mir doch mal, wo wohnt denn der Premier-Lieutenant von Kittlitz?' — 'Ich bin von seiner Compagnie — der wohnt in Castel in der Caserne.' 'Danke schön!' Ich ging meiner Wege.

Da ich Kittlitz gar noch nicht kannte und auch den weiten Weg nicht mehr gehen mochte, so kehrte ich zu den 'Drei Reichskronen' ein. Ich trank einen Schoppen, und weil es noch zu zeitig war zum Essen, spazierte ich nach Castel hinüber. Ich fragte auf dem Casernenhofe nach Herrn von Kittlitz. 'Ja, sagte ein Soldat, da wo es so dunkel ist, da wohnen die

Herren Officiere, es ist keiner zu Hause. Ich will mal sehen, ob ich nicht den Burschen finde.' Richtig, er brachte ihn, und ich bestellte nun, der Herr Lieutenant möchte in die Drei Reichskronen kommen, es erwarte ihn ein Freund.

Ich kehrte nun in meinen Gasthof zurück und fand die lange Tafel ziemlich mit Gästen besetzt. Ich nehme auch daran Platz und bestelle mir zu essen. Da sage ich beiläufig dem Oberkellner: 'Sie haben doch ein Zimmer für mich bereit gemacht?' — 'Thut mir sehr leid — wir können Sie nicht aufnehmen.' — 'Wie so?' — 'Thut mir sehr leid — wir haben keinen Platz.' — 'Nun, dann schaffen Sie Platz — ich gehe jetzt nicht mehr fort.' — Plötzlich öffnet sich die Thüre und Kittlitz tritt ein. Er ladet mich sofort ein, bei ihm zu wohnen. Ich schlage das aus, erzähle ihm aber, wie es mir hier geht. Er ruft den Oberkellner, wechselt einige Worte mit ihm, und — Platz ist sofort für mich. Kittlitz kann nur kurze Zeit bleiben und verspricht morgen mich abzuholen.

Mir zur Linken saß ein Mann, mit dem ich mich in ein Gespräch einließ. Es war ein Braunschweigscher Pferdehändler der meine Eltern kannte. 'O, sagte er, ich habe Ihre Unterhaltung mit dem Kellner gehört. Wenn wirklich kein Platz gewesen wäre, so hätte ich Sie gebeten, auf meinem Zimmer vorlieb zu nehmen.'

Kittlitz, ein höchst liebenswürdiger, gemüthlicher Mensch, bereitete mir einige angenehme Tage in Mainz bei sich und seinen Freunden. Den ersten Morgen war ich bei ihm. Er zeigte mir etwas von seiner Liebhaberei: ein großes Buch, darin waren unsere heimischen Vögel von seiner Hand hübsch und getreu nach dem Leben gezeichnet und zierlich ausgemalt; zu jedem Vogel hatte er alles Bemerkenswerthe hinzugeschrieben,

des Vogels Lebensweise, seinen Haushalt, sein Bleiben oder Wandern u. dergl. — Ich lernte durch ihn mehrere tüchtige Männer kennen, die wie er beseelt waren für die Idee einer freien volksthümlichen Entwickelung des deutschen Volkes. Freilich durfte man damals von solchen Dingen nur unter zuverlässigen Freunden sprechen, so weit war es bereits gekommen: in Mainz tagte die Central-Untersuchungs-Commission und speiste in den 'Drei Reichskronen'. Kein Wunder, daß mein Erscheinen den Herren sehr bedenklich war und der Kellner gewiß die Weisung erhielt, mich baldigst zu entfernen. Jeder im deutschen Rocke und mit einem Schnurrbarte galt damals für einen höchst gefährlichen Menschen, dem man das Schlimmste zutraute.

Ich benutzte nun zur Weiterreise das Postjachtschiff. Ich fand eine hübsche Gesellschaft. Nach einiger Zeit unterhielt ich mich mit einem Manne, der mir vielseitige Kenntnisse zu besitzen schien. Ich kam auf Volkslieder zu sprechen. Da ergab sich denn, daß er eine an ihn gerichtete Anfrage nicht beantwortet hatte — er entschuldigte sich, es war Achim von Arnim. Natürlich wurde jetzt meine Theilnahme für ihn lebendiger und so auch meine Unterhaltung. Ich wunderte mich aber doch über seine große Ruhe, die mich an einem so entschiedenen Romantiker gar sehr befremdete.

Das Schiff legte in Boppard an, wir stiegen aus. Arnim versprach mir einen Besuch in Bonn. Ich ließ mich von einem Hausknechte ins Kloster führen, wo ich in einer trefflichen Familie, an deren Sohn ich empfohlen war, noch einen frohen Tag verlebte.

Am 10. November kehrte ich nach Bonn zurück. Ich bezog sofort meine neue Wohnung, Spitalgasse Nr. 341. beim

Musicanten Mohr. Linde hatte sie bis jetzt inne gehabt und sie mir empfohlen, er konnte doch als Privatdocent nicht in der Spittelgasse wohnen. Ich war sehr zufrieden mit meinem stillen kleinen Stübchen und dem noch kleineren Kämmerchen, noch mehr mit den braven Leuten, die wirklich mit einer seltenen Aufmerksamkeit für mich bedacht waren.

Zu den alten Schätzen, die ich dem Glück und guten Freunden verdankte, brachte ich von der Reise noch neue: alte Bücher, Handschriften, Urkunden und Volkslieder und sogar ein in Holz geschnitztes schönes Crucifix.

Ich entwickelte jetzt eine lebendige Thätigkeit: ich dichtete, las, sammelte, studierte, machte Abschriften, schrieb Briefe und stöberte in der Bibliothek umher. Die Studentenwelt war mir sehr fern gerückt. Ich hatte nur mit einigen näher befreundeten etwas Verkehr. Es war auch nothwendig für meine Studien und meine Person. Die Verdächtigungen erstreckten sich auf das Geringste in unseren mündlichen und schriftlichen Äußerungen. Niemand mehr war sicher. Hatte doch selbst der Universitäts-Bevollmächtigte v. Rehfues sich schon im Sommer geäußert: 'Ich kann es gar nicht begreifen — ich werde gerade auf diejenigen fortwährend aufmerksam gemacht, welche die tüchtigsten und gesittetsten auf der ganzen Universität sind.' Drei meiner näheren Bekannten waren bereits in eine Untersuchung gezogen, die später sehr traurige Folgen hatte*).

Unsere Statuten waren schon im letzten Winter von Hand zu Hand gewandert, niemand glaubte sie bei sich in sicherem Verwahrsam. Endlich geriethen sie auch an mich. Ich versteckte

*) S. die zusammengestellten Acten im 3. Hefte der 'Geschichte der geheimen Verbindungen der neuesten Zeit' (Lpz. Barth 1831).

sie in einem Kamin, wo sie vielleicht noch heute geborgen sein mögen. Den letzten Anschlag im Sommer, worin zu einer allgemeinen Burschenversammlung eingeladen war, hatte der dicke Pedell mit dem Worte abgerissen: 'Renommage!' Die Versammlung kam nicht zu Stande. Unsere sogenannte Allgemeinheit hatte sich selbst aufgelöst, ehe die Behörden dagegen einschritten.

Es wäre sehr interessant, wenn einmal das Bonner Matrikelbuch der beiden ersten Jahre des Bestehens der Universität gedruckt würde! Schwerlich hat irgend eine deutsche Universität zu einer und derselben Zeit so viele Zöglinge gehabt, die nachher einen so bedeutenden Antheil an allen Bestrebungen, Richtungen und Leistungen im Gebiete der Litteratur und Wissenschaften so wie in der Politik genommen haben. Damals schienen dieselben Menschen alle Ein Herz und Eine Seele zu sein; es war mir, als ob sie alle nur Ein hohes, herrliches Ziel verfolgen könnten, als ob sie einst ihre schönsten Kräfte dem Vaterlande und seiner freiheitlichen Entwickelung, seinem Ruhm und seiner Ehre widmen müßten. — Kaum waren die einen ins Staatsleben eingetreten, kaum hatten die anderen einen selbständigen Beruf erlangt, so waren sie sich entfremdet oder gar feindselig gegen einander. Viele schlugen in das Gegentheil um von dem was sie früher zu sein oder werden zu wollen schienen: sie wurden Aristokraten, Feudale, Absolutisten, Reactionäre, Ultramontane, Convertiten, Pietisten, Mönche und Gott weiß was Alles noch.

Ich will nun ein Verzeichniß einiger der Bonner Studenten meiner Zeit folgen lassen mit denen ich in näherer Beziehung stand oder die mir mehr oder weniger persönlich bekannt waren. Die meisten sah ich später wieder.

Ich werde bei jedem Namen den Tag der Immatriculation hinzufügen und eine Angabe dessen was jeder im öffentlichen Leben war oder noch ist, so weit ich es habe ermitteln können. Eine Abschrift des Matrikelbuches von seinem Anfange an (5. Nov. 1818) bis zum 24. Febr. 1821 hat mir der Herr Universitäts-Pedell Opitz angefertigt und durch Herrn Stud. Gerhard Rüther von Höxter zukommen lassen.

Adams, Peter. 20. Dec. 18.
Advocat-Anwalt in Coblenz.

Arndt, Carl Moritz. 29. Sept. 19.
Forstrath bei der Regierung zu Trier.

Arndts, Ludwig. 28. Oct. 20.
Prof. der Rechte zu München seit 1839.

Baumeister, Joseph. 12. Nov. 18.
s. Gesch. der geheimen Verbindungen der neuesten Zeit 3. Heft (Lpz. 1831) S. 30. ff.

Benkard, Philipp. 20. April 19.
Stadtamtmann zu Frankfurt a. M.

Böcking, Eduard. 20. Oct. 20.
Prof. der Rechte zu Bonn seit 1833.

Boldemann, Wilhelm. 30. Oct. 20.
† in Griechenland als Philhellene.

Boost, Carl. 20. Dec. 18.
Dr. Med. zu Cochem, Mitglied der pr. National-Vers. 1848.

Carstädt, Bogislav. 25. Oct. 20.
Pastor zu Schönbrunn, Diöc. Lauban.

Colonius, Heinrich. 24. Oct. 19.
† 1858. Rechts-Anwalt und Notar zu Neuwied.

Coninx, Carl v. 20. April 19.
Notar in Düsseldorf.

Daniels, Alexander v. 15. Dec. 19.
Kronsyndicus, Geh. Ober-Tribunals-Rath und Prof. der Rechte zu Berlin.

Deycks, Ferdinand. 2. Nov. 20.
Prof. der Philologie an der Akademie zu Münster.

Dieffenbach, Friedrich. 5. Mai 20.
† 1847. Prof. der Medicin zu Berlin seit 1840.

Eichacker, Ludwig. 15. Juni 19.
Lebt zu Bonn.

Elvenich, Joseph. 3. Dec. 18.
Prof. der Philosophie zu Breslau seit 1826 und Ober-Bibliothecar.

Goßler, Theodor. 6. Nov. 18.
Wurde katholisch und später Franciscaner, bekannt unter dem Namen Pater Henricus.

Grashof, Karl. 12. Nov. 18.
Professor, erster Oberlehrer am Gymnasium zu Düsseldorf.

Grashof, Julius Werner. 25. Oct. 20.
evang. geistlicher und Schulrath bei der Regierung zu Köln seit 1841, Dr. Theol.

Groote, Caspar v. 15. Oct. 19.
erster General-Advocat beim Rhein. Appellations-Gerichtshofe zu Köln.

Hagenbach, Carl. 23. Oct. 20.
Prof. der Theologie zu Basel seit 1828.

Hagnauer, Gottlieb. 5. Nov. 18.
Prof. an der Cantonschule zu Aarau.

Hammer, Franz. 22. Juni 19.
Friedensrichter zu Coblenz.
Harleß, Hermann. 5. Nov. 18.
† 1842. Oberlehrer am Gymnasium zu Herford.
Haupt, Anton. 29. April 19.
† 1835. Bürgermeister zu Wismar.
Heine, Harry (später Heinrich). 11. Dec. 19.
† 1856. Lebte in Paris seit 1830.
Hengstenberg, Wilhelm. 18. Nov. 19.
Prof. der Theologie zu Berlin seit 1826.
Högg, Franz Xaver. 19. April 19.
Director des Gymnasiums zu Arnsberg.
Jarcke, Ernst. 9. Sept. 19.
† 1852. Wurde katholisch. Rath in der Hof- und Staatscanzlei zu Wien 1832—48.
Kopp, Benedict. 8. Juni 19.
† 1858. Friedensrichter zu Coblenz seit 1834.
Liebig, Justus. 16. Oct. 20.
Prof. der Chemie zu München seit 1852.
Linde, Justin. 15. Mai 19.
seit 1850 Liechtensteinischer Bundestagsgesandter, vorher (1836—48) groß. hess. Staatsrath.
Menzel, Wolfgang. 28. Mai 19.
seit 1825 in Stuttgart.
Merrem, Gerhard. 20. April 19.
Landgerichts-Präsident in Bonn.
Mönnich, Bernhard. 1. Juni 19.
Rector des Gymnasiums zu Heilbronn.
Müffling, Ferd. Eduard v. 18. Juni 19.
Geh. Regierungs-Rath in Erfurt 1843, später in Berlin.

Müller, Johannes. 21. Oct. 19.
† 1858. Prof. der Anatomie und Physiologie zu Berlin seit 1833.

Nestler, Friedrich. 26. Oct. 20.
Präsident des Kreis- und Hofgerichts in Mannheim.

Nicolovius, Heinrich. 22. April 20.
Kammergerichts-Rath zu Berlin.

Pfarrius, Gustav. 31. Oct. 20.
Oberlehrer am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Köln.

Potworowski, Gustav v. 7. Oct. 19.
Gutsbesitzer im Posenschen.

Puggé, Eduard. 27. Oct. 19.
† 1836. Prof. der Rechte zu Bonn.

Reuter, Carl. 3. Nov. 20.
Medicinalrath zu Wiesbaden.

Rousseau, Johann (Baptist). 15. Mai 20.
s. Meyer's Conv.-Lexikon 2. Abth. 6. Bd. S. 469.

Runkel, Eduard v. 25. Oct. 19.
Landrath des Neuwieder Kreises zu Heddesdorf.

Schadt, Elias. 1. Mai 19.
Kreisgerichtsrath zu Neuwied.

Schindler, Dietrich. 6. Nov. 18.
Landammann in Glarus.

Schopen, Ludwig. 20. April 19.
Prof. und Gymnasial-Director zu Bonn.

Schweder, Gustav. 21. Mai 19.
Prediger an der Nicolaikirche in Berlin.

Sichel, Joseph. 10. April 19.
s. Gesch. der geheimen Verbindungen der neuesten Zeit (Lpz. 1831) S. 6. ff.

Simrock, Karl. 20. Dec. 18.
Prof. der deutschen Sprache und Litteratur zu Bonn seit 1850.

Solms-Braunfels, Ferdinand Erbprinz zu. 27. April 19.

Solms-Braunfels, Bernhard Prinz zu. 27. April 19.

Solms-Laubach, Otto Graf zu. 8. Nov. 18.

Solms-Laubach, Reinhard Graf zu. 8. Nov. 18.

Strampff, Heinrich Leopold v. 9. Mai. 20.
Erster Kammergerichts-Präsident zu Berlin.

Sulzer, Heinrich Theodor. 23. Mai 19.
Unter-Staats-Secretär im Ministerium des Innern zu Berlin.

Türk, Johann. 27. Oct. 19.
Professor in Rostock, abgesetzt in Folge des Rostocker Hochverraths-Prozesses.

Wentzel, August, 30. Nov. 19.
† 1860 zu Berlin. Appellationsgerichts-Präsident zu Ratibor.

Werne, Ferdinand. 19. April 19.
1840 bei der Expedition zur Entdeckung der Quellen des weißen Nils.

Wilberg, Friedrich. 15. Nov. 18.
† 1852. Director des Gymnasiums zu Essen seit 1845.

Durch meine vielen Reisen hatte sich die Zahl meiner litterarischen Freunde sehr vermehrt und in dem Maße auch mein Briefwechsel. Auch in Köln hatte ich freundschaftliche Beziehungen angeknüpft. Ich hatte den Regierungsrath Freiherrn Werner von Haxthausen besucht und war mehrere Tage

bei ihm. Er wohnte im Hause seiner Schwester, dem einzigen Kölns, das noch an die Stadtmauer lehnte, ganz in der Nähe des Bayenthurms. Es war sehr geräumig, nur wenige Zimmer waren bewohnt; in den meisten lagen oder standen alte Bücher, Handschriften, Urkunden, Gemälde, Glasmalereien, Holzschnitte, Alterthümer und Kunstsachen aller Art. Hier führte Haxthausen mit seinem Freunde, dem Staatsprocurator Leist, und einem alten Bedienten, Namens Petermann, ein echtes Junggesellenleben.

Außer des Mittags sahen wir uns oft gar nicht. Zu Langerweile war übrigens für mich gar keine Gelegenheit. Ich arbeitete fleißig und hatte auch meine Gänge. So war ich öfter bei Eberhard von Groote, der damals eben mit der Ausgabe des Tristans von Gottfried von Straßburg beschäftigt war. Groote besaß selbst Handschriften und hatte manche sich geliehen. Er war so freundlich, mir mehrere auf einige Tage anzuvertrauen. So unterhielt ich mit ihm durch das Holen und Zurückbringen einen lebhaften Verkehr.

So war mir denn das Junggesellenleben ganz willkommen: ich konnte allein sein und war doch auch wieder nach Belieben in Gesellschaft. Wenn wir Mittags zusammen speisten oder Abends auch wol mal alle drei zu gleicher Zeit uns einfanden, dann war unsere Unterhaltung die heiterste von der Welt. Haxthausen erzählte gerne von seinen Reisen und seinen hohen Verbindungen u. dgl. und schien es dann mit der Wahrheit nicht immer zu genau zu nehmen. Er war in die Dörnbergsche Verschwörung verwickelt gewesen und nach Schweden und von da nach London geflohen. In London wollte er als Dr. Albrock medicinische Praxis ausgeübt haben. Leist meinte: 'Ich hätte ihm keinen Canarienvogel zur Heilung anvertrauen mögen.' Er

nahm es uns übrigens auch gar nicht übel, wenn wir ihm nicht Alles glaubten. — Er wollte auch ein großer Kunstkenner und Alterthumsforscher sein. Er verwechselte da nur den Besitzer mit dem Kenner und Forscher. Er war aber immer höchst liebenswürdig, auch wenn er stritt; und es fiel uns nie ein, ihm irgend ein Verdienst streitig zu machen. Er hatte allerdings viel gesehen und kennen gelernt, und Manches in der Welt erfahren, hatte es aber in den meisten Dingen nur zu einem anständigen Dilettantismus gebracht. Er steckte voll von Plänen und Entwürfen, ohne je etwas auszuführen. Er besaß eine Sammlung neugriechischer Volkslieder, die ihm ein Grieche in Wien geschenkt hatte. Es wäre zeitgemäß gewesen, sie damals herauszugeben. Doch er konnte kein Neugriechisch und hatte auch keine Ausdauer mehr es zu lernen, und so unterblieb die Sache. Auch sprach er viel von seinen westfälischen Volksliedern, die er herausgeben wollte, er kam nie weiter damit, als daß er uns gewisse Anfänge öfter vorsang und immer dieselben.

Leist wollte dagegen nur sein was er war: ein fleißiger gewissenhafter Beamter und braver gemüthlicher Mensch. Er wußte von manchen Dingen viel, that aber nie als ob er etwas wüßte. Er verstand viel von Musik, spielte ziemlich gut die Geige und hatte die Grundregeln des Generalbasses inne. Er componierte einige meiner Lieder, und setzte mir die Melodien auf, die ich ihm vorsang, und freute sich, wenn er mich erfreut hatte. Wir lachten oft herzlich um die Wette, wenn er oder ich eine hübsche Geschichte erzählte. Wenn er einen recht lieb hatte, so hätte es einem mit ihm gehen können, wie es ihm mit seiner Mutter ging. Als er aus dem Feldzuge glücklich heimkehrte zu seiner Mutter, gab diese ihm vor lauter

Freude einen tüchtigen Backenstreich: 'Junge, bist Du es denn wirklich!'*)

Zuweilen fanden sich noch zu unserem Mittagsmale zwei Gäste ein: Freiherr von Oeynhausen und Dr. Reil, zwei sehr eigenthümliche Leute. Der erste beschäftigte sich viel mit Naturwissenschaften und Poesie, trieb abendländische Sprachen und dichtete. Wir hatten zwar später mehr Verkehr mit einander, trotzdem blieb ich über ihn im Unklaren.

Klarer war mir Dr. Reil, Sohn des berühmten Hallischen Professors. Er lebte in Köln als Arzt ohne ärztliche Praxis und hatte es sich zur Lebensaufgabe gemacht zu ermitteln, welchen Einfluß das Essen auf den menschlichen Körper habe. Er hatte eine Wage in seinem Zimmer angebracht, und zu bestimmten Stunden jedes Tages zog er sich nackt aus, setzte sich auf die Wage und verzeichnete dann das Gewicht. Wie lange er das fortgesetzt und welche Ergebnisse er erzielt hat, habe ich nie erfahren. Er begleitete mich später von Köln bis Düsseldorf, und dann haben wir uns nie wieder gesehen.

Die Ausflüge nach Köln wiederholte ich öfter, sie thaten mir wohl und waren mir förderlich in meinen Studien.

Um diese Zeit hatte ich auch ziemlichen Verkehr mit Dr. Conrad Schwenck. Er war leidend und meistens verstimmt. Ich weiß nicht, woher das kam. Vielleicht hatte seine Stellung Antheil daran: er war der Erzieher eines jungen Holländers, van Amerongen. Diese Verstimmung konnte zuweilen sehr unangenehm werden. Einmal gingen wir auf den Höhen zwischen Poppelsdorf und Kessenich. Da setzt sich mein lieber Schwenck

*) 1843 war Leist noch Appellationsgerichts-Rath zu Köln, seitdem Geh. Ober-Revisions-Rath zu Berlin. Er starb zu Wriezen a. d. O. 17. August 1845.

auf einen Stein. Nach Verlauf längerer Zeit bitte ich ihn, aufzustehen und weiter zu gehen. Er antwortet ruhig: ‘Ich bleibe sitzen.’ Die Sache wird mir denn doch endlich zu arg und ich rede ihm etwas derbe zu: da wird er flott, mir aber war alle Lust vergangen, je wieder mit ihm einen weiten Spaziergang zu machen.

Eine andere Geschichte hätte mich mit ihm beinahe für immer entzweit. Ich hatte ihm schon lange einen Abendbesuch zugedacht und meinte, der Silvesterabend eigne sich gut dazu, er müsse aber etwas anfahren lassen.

Gut. Ich komme zur bestimmten Zeit. Schwenck hat mehrere Flaschen von dem Bonner Landwein (dem gewöhnlichen ‘rude Wing’) auf den Tisch stellen lassen und etwas kalte Küche. Der gute Wille ist da. Wir trinken, stoßen mit einander an, schenken ein und trinken, schwatzen und singen, und trinken. Da scheint mir endlich der viele schlechte Wein es lange gut genug gehabt zu haben. Ich stelle die Flaschen der Reihe nach auf den Tisch, volle und leere, nehme das Rappier aus der Ecke und mache nun Kunsthiebe auf die Flaschen. Natürlich fliegen alle nach und nach, auch die mit ihrer vollen Ladung auf den Boden und zersplittern. Dann lasse ich die Teller und Lichter hinterdrein tanzen. Endlich werfe ich noch den Ofen um und singe:

Da hatten Roms Krieger
Den blutigen Lohn,
Und Hermann der Sieger
Zog jubelnd davon!
Vivalleralleralleral

und ziehe davon.

Wie das so Alles sich entwickelte, wußte ich den anderen Tag nicht mehr. Nach einiger Zeit traf ich Schwenck. Er

war wüthend, das wäre doch zu arg gewesen! Seine Wirthin habe mit ihrer Freundin unten gesessen und gemüthlich einen Neujahrskuchen verzehren wollen. Da wäre aber oben ein solcher Scandal losgebrochen, daß sie wahre Todesangst ausgestanden, sie hätten geglaubt, das Haus wäre zusammengestürzt. — 'Nun, nun, so arg ist es wol nicht gewesen! Beruhigen Sie sich! Ich habe ja nur schließlich einige Kunststücke gemacht.' — 'Schöne Kunststücke! Ich habe mehrmals scheuern lassen, und die Spuren des Rothweins und der Glasscherben sind noch nicht verschwunden.' — 'Beruhigen Sie sich! Ich habe einen Katzenjammer von Ihrem schlechten Rothwein davon getragen.' — Ich tröstete mich, hatte er mir doch neulich auf dem Berge eine solche Angst bereitet, daß ich es noch immer nicht vergessen konnte.

Wir schieden, als ich bald Bonn verließ, ganz freundschaftlich, sahen uns aber nie wieder.

In einem damals von ihm herausgegebenen Buche schließt er seine Zueignung: 'wenn mich der liebe Gott zu meinem Leidwesen noch länger leben läßt.' Ob er sich später noch öfter so geäußert hat, weiß ich nicht, an Zeit hat es ihm nicht gefehlt. *)

Auf die stürmische Silvesternacht folgte recht bald für mich ein milder sonniger Tag. Am 8. Januar entdeckte ich in der Bonner Universitäts-Bibliothek auf dem Innern der Holzdecken, welche den schlechten Papierhandschriften der Summa Theologiae des Thomas de Aquino als Einband dienten, schön geschriebene Pergamentblätter aus Otfrid's Evangelienbuche. Meine Freude

---

*) Er starb als Conrector emeritus 14. Februar 1864 zu Frankfurt a. M. Er war geboren zu Lich 21. Oct. 1793.

war gränzenlos: ich lief sofort mit einem Bande zu Welcker, zeigte ihm meinen Fund und bat um Erlaubniß die Blätter abzulösen. Er meinte, Herr Prof. Kastner der Chemiker müsse das am besten verstehen und der war denn dazu auch bereit. Die Ablösung wurde leider nicht so ausgeführt wie sie mir ohne alle chemische Kenntnisse gelungen wäre. Die Folge davon war, daß manche Buchstaben auf dem Deckel zurückgeblieben waren.

Ich faßte nun den Entschluß, das Ganze herauszugeben. Was ich über die Handschrift ermitteln konnte, wollte ich in der Vorrede mittheilen. Nach einiger Zeit war ich darüber im Klaren. Joh. Clauberg zu Duisburg hatte im Jahre 1657 einige Werke des Thomas de Aquino in 5 Bänden der dortigen Universität geschenkt. Zu Anfange des 18. Jahrhunderts waren nur noch 5 vorhanden. Das Innere der Holzdecken war mit Pergamentblättern beklebt gewesen. Von diesen fanden sich nur 3 Folioblätter noch vor, im Ganzen 6 ganze und 6 halb durchgeschnittene Quartseiten. Auf den leeren Holzplatten waren hie und da nur Schriftabdrücke zurückgeblieben. Unerklärlich muß es erscheinen, daß ein Mann wie Clauberg von diesen alten Blättern nichts bemerkt hat. Clauberg war ein sehr gelehrter und seiner Zeit berühmter Mann. Er hatte selbst eine Ars etymologica Teutonum e Philosophiae fontibus deriuata zu Duisburg 1663 herausgegeben, ein Büchlein, das Leibnitz werth hielt, es seinen Collectanea etymol. einzuverleiben. Und sollte derselbe Clauberg, von dem sein Lebensbeschreiber Henning rühmte: Linguam germanicam supra quam dici potest amabat, excolebat et nulli linguarum cedere credebat, sollte der gar nichts vom Otfrid gewußt haben? Freilich hört alles Wundern auf, wenn man bedenkt, daß diese prachtvollen Bruchstücke über anderthalb

hundert Jahre in einer öffentlichen Bibliothek unbemerkt liegen konnten!

Nachdem ich eine genaue saubere Abschrift angefertigt, die Abweichungen des Schilter'schen Textes hinzugefügt und die Vorrede vollendet hatte, sah ich mich nach einem Verleger um. Wilberg meinte, sein Freund vom Bruck wäre wol geneigt, den Verlag zu übernehmen, er wolle mit ihm sprechen. Zu den beiden schon 1818 gegründeten Buchhandlungen von Weber und Marcus war nämlich eine dritte hinzugekommen; man sagte, es sei nur eine Commandite von Büschler in Elberfeld, sie hatte aber ihre eigene Firma: C. vom Bruck. Wilberg benachrichtigte mich bald und wir gingen zusammen zu vom Bruck. Ich zeigte ihm mein Manuscript, er meinte jedoch, zu einem Buche wäre es zu wenig, ich sollte noch etwas dazu thun. Er hatte bisher nur Sortimentsgeschäft und eine Leihbibliothek, er wollte nun auch Verlag haben und bei mir den Anfang machen. Wir wurden einig über Format, Druck und Papier und Honorar: er bewilligte 2 Louisd'or.

Ich fügte nun noch eine 2. und 3. Abtheilung hinzu. Die 2. enthielt Auszüge aus einer Trierer Hs.: Interlinearversion der Psalme aus dem 12. Jahrh., die ich eben vollständig abschrieb. Als 3. Abtheilung gab ich ein Bruchstück aus dem mnl. Roman Renout van Montalbaen. Die Vorrede dazu schloß ich mit einer Übersicht aller mir bekannt gewordenen Denkmäler der mittelniederländischen Dichtung. Der Druck begann sofort. Die Correctur machte mir unsäglich viel Mühe, ein Bogen beschäftigte mich fast vier Stunden. Auf meinen Wunsch, ein Blatt Facsimiles der drei Handschriften dem Büchlein beizulegen, ging vom Bruck bereitwilligst ein. Leider war die dortige Steindruckerei in dergleichen Dingen noch sehr un-

erfahren, die Ausführung ging langsam von statten und entsprach am Ende doch nur sehr mäßig unseren Erwartungen. Dadurch verzögerte sich die Erscheinung meiner Schrift um einige Wochen und konnte erst gegen Mitte Aprils versendet werden.

Ich war bis zu meiner Abreise bald allein, bald mit Wilberg öfter bei vom Bruck. Wir unterhielten uns viel über Buchhandel und Schriftstellerei und erzählten uns auch wol allerlei lustige Geschichten. Vom Bruck erschien mir als ein gemüthlicher Gesellschafter und ein ruhiger, verständiger Geschäftsmann. Ob er große buchhändlerische Pläne hatte, trug er wenigstens nicht zur Schau, seine buchhändlerischen Geschäftskenntnisse schienen mir auch nicht absonderlicher Art zu sein, auch merkte ich nie, daß er wol noch dereinst zu einer großen staatsmännischen Laufbahn bestimmt sein könne. Ich müßte sehr unwahr sein, wenn ich heute behauptete, daß ich damals an vom Bruck Tiefe des Gemüths, Schärfe des Verstandes, ein grübelndes, bedächtiges Wesen, eine gewisse Unbefriedigtheit und Unruhe in seinen kleinen Verhältnissen und dgl. verspürt hätte. Freilich suchen Andere einen natürlichen Übergang vom kleinen Buchhändler und Leihbibliothecar in Bonn zum Begründer und Director des Lloyd in Triest und sagen dann wie das kleine Brockhaus. Conversations-Lexikon 'er benutzte seinen Aufenthalt in Bonn, um staatswissenschaftliche Collegia zu besuchen.' Alles nicht wahr. Er dachte an keine Collegia, sondern war froh, wenn er Abends seine Geschäfte beendet hatte und seinen Laden schließen konnte. Und es war gewiß seine Herzensmeinung, wenn er mir auf ein Stammblatt schrieb:

Das größte Glück im Leben
und der reicheste Gewinn
ist ein guter leichter Sinn.

Später mag ihn die Unzulänglichkeit seiner Mittel und buchhändlerischen Kenntnisse, der bisher schlechte Erfolg und die bedeutende Concurrenz in seinem Geschäfte verstimmt haben, so daß er eines Tages den Entschluß faßte und ausführte, Alles aufzugeben. Bald hörte ich: vom Bruck ist verschwunden.

Während ich so mich sprachlich und litterarisch beschäftigte, sammelte und ordnete ich zugleich meine Gedichte in der Absicht, sie recht bald herauszugeben. Anfang Februars unterhandelte ich mit Joh. Peter Bachem, der erst seit 1818 sich als Buchhändler in Köln niedergelassen. Er hatte, um leichter Verlag zu betreiben, eine Druckerei angekauft. Wir waren bis auf das Honorar ganz einig, und endlich auch über dies: ich sollte 4 Friedrichsd'or nach Beendigung des Druckes und noch 4 haben, wenn 200 Exemplare verkauft wären. Mit den Lettern war ich aber gar nicht zufrieden, und wenn mich nicht die Aussicht auf etwas Reisegeld gereizt hätte, so wäre wol das Ganze unterblieben. Die Druckereien in Bonn und Köln waren damals sehr erbärmlich: wenn auch etwas auf dem besten Papiere gedruckt war, so sah es immer unsauber aus; auch der Schnitt der Lettern war geschmacklos. Sehr ergötzlich schien es mir deshalb, wenn Bachem sich brieflich äußerte: 'ich weiß, daß Erzeugnissen des Genius ein gewisser Glanz nicht mangeln darf.'

Noch vor Ende März war meine kleine Gedichtsammlung erschienen unter dem Titel:

Lieder und Romanzen. Herausgegeben von H. Hoffmann von Fallersleben. Köln, 1821. 108 SS.

Ich mußte 'herausgegeben' sagen, weil mehrere Über-

setzungen holländischer Volkslieder darin waren und auch einige Gedichte meiner Freunde Henneberg und Krawinkel.

Die Zueignung war eigenthümlich: 'Dir', auf der Rückseite die Worte des von Singenberg, Truchsessen von St. Gallen:

Sol ich niht ersingen wan der liute haz,
Sô gezimt der guoten wol an sælden und an êren
Daz si mir ersezze daz.

Mit dem 'Dir' hatte ich es aber nicht gemacht wie Griepenkerl mit seinem 'Ihm'; der versah damit eins seiner Dramen und sendete es dann verschiedenen Fürsten. Mein 'Dir' war wirklich nur an Eine gerichtet und diese Eine nahm es freundlichst auf. Deshalb durfte ich nicht weiter besorgt sein, wol aber wegen des großen Publicums, zumal ich selbst bald einsah, daß vieles besser sein müßte. Ich war in meinem poetischen Schaffen noch lange nicht fertig, viel zu unfrei, ich kämpfte noch zu sehr mit der Form, und im Streben nach Volksthümlichkeit vernachlässigte ich jene, und so erreichte ich denn nur selten ein in Form und Stoff vollendetes Ganze.

Es war sehr voreilig von dem Halleschen Recensenten (ALZ. 1821. Nr. 277), bei mir von einer 'angebildeten Manier' zu sprechen; ich hatte mehr eine Manie gute Gedichte zu machen, als die Manier, Fehler und Albernheiten der Romantiker nachzuahmen.

Nach einem halben Jahre hätte ich gern mein Büchlein zurückgenommen und für mich behalten. Ich fühlte wol, wie sehr mein Freund Krawinkel Recht hatte. Seine letzten Worte waren: 'Productivität, nur freilich noch nicht durch die Presse.' Doch — es war einmal gedruckt und ich tröstete mich

mit dem alten Satze: ‘Wenn man schwimmen lernen will, muß man ins Wasser gehen.’

Die letzte Zeit meines Bonner Aufenthalts schrieb ich mir noch mehrere Handschriften ab theils zu meinem Studium, theils zu künftiger Bearbeitung und Herausgabe. So vollendete ich noch die Abschrift des Trierer Williram und der Interlinearversion der Psalmen.

Ich hatte bereits viel Stoff gesammelt und hielt es für zweckmäßig, Manches davon zu veröffentlichen. Ich sprach auch mit Werner v. Haxthausen darüber, und um ihn zur Theilnahme zu bewegen, bot ich ihm die Mit-Herausgeberschaft an. Er war dazu geneigt und wollte Manches beisteuern, unter anderm geistliche Lieder aus dem Gesangbuche der Katharina Tirs. Er wendete sich an seinen Freund Reimer in Berlin, und dieser erklärte sich bereit, das Werk zu verlegen, wir sollten nur Subscribenten sammeln — von Honorar war so viel ich mich erinnere gar keine Rede. Wir ließen eine Ankündigung drucken, worauf 10 Nummern; Subscriptionspreis für 24 Bogen in Octav $1\frac{1}{6}$ ℛ mit Noten und Schriftproben. Das Buch sollte im Sommer 21 erscheinen unter dem Titel:

Westphälische Beiträge zur Geschichte deutscher Sprache und Dichtung. Herausgegeben von Werner v. Haxthausen und H. v. F.

Da ich bald merkte, daß mir allein die ganze Arbeit zufallen würde und ich bald noch Besseres zu geben Gelegenheit fand, so ließ ich die Sache auf sich beruhen, zumal ich mit der geringen Anzahl Subscribenten — ich hatte auf meinen Reisen nur 36 gesammelt — nicht vor Reimer hintreten mochte.

Um diese Zeit ward mir noch eine große Freude zu Theil: Kittlitz besuchte mich. Er war auf dem Wege nach Düsseldorf, um von dort Recruten nach Mainz zu holen. Er hatte sich

diesen Auftrag erbeten, um eben unterwegs seinen naturhistorischen Studien nachgehen zu können. Er führte seine kleine Vogelflinte bei sich und schoß Vögel, die er noch nicht abgemalt und beschrieben hatte. — Wir waren recht fröhlich beisammen und niemand ahndete, daß wir uns sobald nicht wiedersehen würden. Er überließ mir seinen alten grauen Mantel, der mir nachher auf der Reise nach Trier und von da durch die Eifel nach Köln gute Dienste that. Dann schrieb er mir noch einige Zeilen zum Andenken:

Wer Steine wegwälzt, der wird Mühe damit haben, und wer Holz spaltet, der wird davon verletzet werden. Pr. Salomo 10, 9.

Dein Freund F. Heinrich von Kittlitz.

Bonn den 14. März 1821.

Er war dann noch bis 1831 Premier-Lieutenant im 34. Regimente, und später auf weiten Reisen, im russischen America, Mikronesien, Kamtschatka 2c. Wir haben uns leider bis jetzt noch nicht wiedergesehen.

In und mit Bonn war ich endlich fertig und verließ es am 11. April. Ich reiste abermals die Mosel hinauf und blieb in Coblenz, und hie und da, wo fröhliche gastfreie Leute mich aufnahmen. Mein Hauptziel war zunächst nach Trier. Wyttenbach hatte sich bisher so überaus freundlich gegen mich bewiesen, daß ich von seiner Güte eine Benutzung der Bibliothek hoffen durfte wie ich sie nur wünschen konnte. Und ich täuschte mich nicht. Alle deutschen Handschriften sah ich ein; was mir irgend für meine Zwecke werth schien, verzeichnete ich und machte Auszüge. Bei diesen Beschäftigungen und im heitersten Verkehre mit alten Freunden und Bekannten waren vierzehn Tage schnell vergangen.

In jeder Hinsicht befriedigt setzte ich meine Reise fort, es mochte gegen die Mitte des Mais sein. Ich wollte quer durch die Eifel nach Köln, ohne Bonn zu berühren. Mitten in der Eifel begegnete mir eine hübsche Geschichte. Ich kam eben aus einem Dorfe, da überraschte mich ein Schneeschauer. Ich stand dicht vor einem Walde, der mir ganz zauberisch vorkam: auf den jungen lichtgrünen Buchenblättern lag blendend weißer Schnee und eine dicke hellblaue Rauchwolke zog über den Weg. Ich ging näher und gewahrte um ein Feuer herum einen Haufen Kerle in gewöhnlicher Bauerkleidung mit allerlei Waffen, Flinten und Degen. Ich dachte schon unter eine Räuberbande gerathen zu sein. Ich grüßte freundlich, trat ans Feuer und nahm meinen Mantel ab, um den Schnee abzuschütteln, entfaltete ihn und wollte ihn trocknen. Da begann der stattlichste unter ihnen ein Gespräch mit mir. 'Wo kommen Sie denn her?' — 'Von Trier.' — 'So. Was haben Sie denn da gemacht?' — 'Meine Freunde besucht.' — 'Wer sein die denn?' — 'Herren von der Regierung.' — 'So. Können Sie sich denn legitimieren?' — 'O ja! Hier! lest die Briefe!' — 'Lesen können wir nicht.' — 'Wozu wollt Ihr denn überhaupt das wissen?' — 'Es ist heute Landesvisitation, und wer sich nicht ausweisen kann, den müssen wir zum Burgemeister bringen.' — 'Nun, Ihr könnt doch wol denken, wenn ich ein böses Gewissen hätte, so würde ich doch wahrhaftig nicht zu Euch gekommen sein.' — 'Ja, lieber Herr, wir können Ihnen nicht helfen, Sie müssen mit zum Burgemeister.'

Zwei Kerle wurden mir nun zur Begleitung mitgegeben. Sie führten mich in einen Ort, der ganz weit rechts von der Straße ablag. Alle meine Vorstellungen und Bitten waren umsonst.

Als wir ins Dorf kamen, sprang ein Mädchen quer über den Weg und rief: 'Wat hât ihr denn da wieder für e Vogel gefungen?'

Der Herr Bürgermeister war nicht zu Hause, der Schreiber mußte auch erst geholt werden. Nachdem ich ihm einige Papiere gezeigt, schien ich ihm zwar nicht weiter verdächtig, aber er war seiner Sache doch nicht so recht sicher. Da trat ein Bötticher herein, der unten im Hause wohnte. Er hatte mich erkannt, als mich meine kriegerische Begleitung die Treppe hinauf in die Schreibstube führte. 'O, sagte der, den Herren kenne ich — der ist zu Ostern auf der Wiese zu Zell mit dem Herrn Adams von Merl gewesen — da waren sie recht vergnügt.' — Jetzt war aller Zweifel beseitigt. Ich bat um etwas Vesperbrot. Das wurde mir freundlichst verabreicht, und als ich nach meiner Schuld fragte, wollte man durchaus nichts nehmen. Ich wurde nun wieder auf meinen Weg gebracht und erreichte in der Dämmerung Daun.

In Köln fand ich wieder die alte freundliche Aufnahme bei Haxthausen und Leist. Ich lebte nach alter Art bei ihnen und mit ihnen drei Wochen, immer guter Dinge: ich arbeitete viel, schrieb Briefe und dichtete. Bei meinen Wanderungen durch die Stadt sah ich mir manche Alterthümer und Kunstsachen näher an, und war öfter im Dome. Unangenehm war und blieb es jedoch für mich, daß ich mich in der großen, wühligen, hie und da wüsten Stadt nie zurecht finden konnte. Es war für mich zu Vieles vorhanden an das ich mich nie gewöhnen konnte: die krummen, engen Gassen, die alle Augenblicke ihre Namen wechseln, der Schmutz und Kohlenstaub, die vielen häßlichen Gesichter, die einem damals begegneten, so wie die vielen zerlumpten, schmierigen Bettler, das ewige Glocken-

gebimmel und das Geknarre der schwer beladenen plumpen zweirädrigen Wagen. Ich war mitunter recht froh, wenn ich auf meinem Zimmer sitzen oder im Garten, der freilich sehr verwildert war, spazieren gehen konnte.

Drei Wochen waren bereits vergangen. Ich hatte immer noch auf etwas Geld von den Meinigen gewartet, es kam nichts. Da lieh ich mir ein paar Friedrichsd'or von Leist und erhielt dazu noch 4, das Honorar von Bachem, so daß ich nun etwa 6 hatte. Damit wollte ich nach Holland und Gott weiß wohin noch reisen! Es fehlte mir weiter nichts als ein Paß. Den wollte mir Haxthausen vom Polizeipräsidenten v. Struensee schon besorgen. Dieser aber war gar nicht dazu geneigt, ich sollte durchaus deshalb nach Bonn zurückkehren, und das wollte ich nicht. Viele Handschriften und Bücher gab ich Haxthausen in Verwahrsam, es waren darunter auch sämmtliche bei Everaerts erschienene Volksbücher. Von allen diesen Sachen habe ich nie etwas wieder bekommen. Wahrscheinlich wurden sie nach Haxthausens Tode (er starb zu Würzburg 4. Mai 1842) verkauft, die Frau Gräfin hatte nämlich später den zum Theil sehr werthvollen Büchernachlaß ihres Mannes an Jos. Baer in Frankfurt a. M. verhandelt.

Den 7. Juni reiste ich von Köln ab. Dr. Neil begleitete mich bis Düsseldorf. Den Abend vor Pfingsten (9. Juni) traf ich in Crefeld ein. Ich wußte, daß dort Nolte, ein Göttinger Universitäts-Freund, Hauslehrer war. Ich erkundigte mich und erfuhr es auch bald. Die Stadt war damals noch klein, ein Landstädtchen, wol kaum mit einem Drittel seiner jetzigen Einwohnerzahl, das Finden war leicht. Nolte empfing mich sehr herzlich, konnte mich zwar bei sich nicht aufnehmen, wollte aber daß ich als sein Gast die Pfingsten über

blieb, ich mußte im Gasthause schlafen und war den Tag über bei ihm. Es waren frohe Tage, die wir zusammen verlebten. Herr Heinrich Scheibler*), ein reicher Bandfabricant, war ein fein gebildeter Mann. Er hatte viele Reisen gemacht, viele Kunstsammlungen besucht und mit vielen Künstlern verkehrt, besonders in Italien. Er wußte sehr anziehend zu erzählen. Unvergeßlich aber ist mir sein wunderbares Spiel auf der Mundharmonica geblieben. Das waren Klänge, die aus einer anderen Welt herübertönten, wie ein geheimer Zauber tief in die Seele drangen. So etwas hatte ich noch nie gehört; ich war so mir selber entrückt, daß ich wie verzaubert da saß.

Einige Tage nach dem Feste setzte ich meine Reise fort und ging über Xanten und Cleve nach Nimwegen. Als ich mich der holländischen Gränze näherte, fürchtete ich Paßunannehmlichkeiten. Ich traf gerade eine leere Hessenkarre und bat den Fuhrmann mich aufzunehmen. Er hatte nichts dawider. Ich legte mich auf den Bauch der Länge nach ins Stroh und fuhr gemüthlich und unbehelligt über die Gränze. Als ich die Anhöhe erreicht, die Holland von Deutschland scheidet, wurde ich durch eine prachtvolle Aussicht überrascht: die Waal schlängelte sich wie ein breiter Silberstreifen durch das Land, und Nimwegen von ihr umspült, das nächste Ziel meiner Reise, lag mit seiner Cathedrale hell von der Sonne beleuchtet vor mir.

---

*) Er war geboren zu Montjoie 11. Nov. 1777 und starb zu Crefeld 20. Nov. 1837. Er war auch ein bedeutender musicalischer Theoretiker: seine schönen Entdeckungen auf dem Gebiete der Akustik fanden allgemeine Anerkennung. Vgl. Nekrolog der Deutschen 1837. S. 994—997. — Von ihm ist wahrscheinlich die Melodie zu dem einst sehr beliebten Liede: O liebliche Laute, du süße Vertraute!

Ich war nun in Holland und mußte mich bequemen, holländisch zu sprechen. Ich hatte Manches gelesen und manche Wörter und Wendungen mir gemerkt, aber die eigentliche Umgangssprache war mir völlig fremd. Da half nun weiter nichts als fröhlich und wohlgemuth sich drein finden und holländisch sprechen. Schon am nächsten Abend bot sich mir eine schöne Gelegenheit dar. Ich kam nach Amerongen, sah am Eingange des Dorfes ein hübsches Wirthshaus, kehrte ein und hoffte dort zu übernachten. Die Frau Wirthin erklärte mir aber auf meine freundliche Anfrage sehr unfreundlich: 'Das geht nicht — für Euch ist hier kein Nachtquartier!' Empört warf ich ihr für den Genever das Geld zu den Füßen und ging weiter. Ich mußte nun mit einer gewöhnlichen Kneipe vorlieb nehmen. Ich bestellte Essen und spazierte, noch immer sehr aufgeregt, im Zimmer auf und ab. Der Holländer mit dem Hut auf dem Kopfe saß am Tische, meine Unruhe war ihm sehr widerwärtig. Zu verschiedenen Malen sprach er mich an: 'Neem plaats, als u belieft!' — Ich antwortete jedesmal: 'Dank je wel.' Endlich als das Essen kam, setzte ich mich. Er wurde jetzt neugierig und wollte doch gerne wissen, was für einen Gast er beherbergte. Er fing an zu fragen, und ich erzählte ihm nun von meinen Fußreisen, vom Rhein und von der Mosel, von den Bergen, dem Weinbau und dergl. Der Mann staunte, als ob er etwas aus der anderen Welt erzählen hörte. Es war unterdessen spät geworden und große Müdigkeit trat bei mir ein, ich wünschte zu Bette. Da führte mich der Wirth in die Kammer und zeigte mir ein Loch in der Wand, dort sei mein Bette. Ich kroch hinein und merkte bald, daß ich Schlafkameraden hatte, die ich aber nie gesehen habe, denn als ich des Morgens aufwachte, waren sie ver-

schwunden. Ich bat um Waschwasser. Da wies mich der Wirth auf den Hof an den Brunnen. Ich wusch mich, frühstückte, bezahlte und ging meiner Wege.

Die hübsche Übung im Holländischsprechen wurde wieder etwas unterbrochen. In Utrecht gerieth ich unter Landsleute, deutsche Studenten vom Niederrhein, die hier als reformierte Theologen Stipendien hatten. Einer derselben Namens Müller hatte mich in Bonn kennen gelernt. Ich wohnte einige Tage bei ihm und konnte bequem meine Zwecke verfolgen.

Ich besuchte den Professor der niederländischen Litteratur und Beredtsamkeit, Herrn Simons. Der Mann war ganz erstaunt, als er hörte, daß ich auf einer litterarischen Reise begriffen sei: 'Mein Herr, es ist nicht Gebrauch in unserem Lande, eine litterarische Reise zu machen.' Diese Worte waren der Willkomm aus dem Munde eines Professors, von dem ich erwarten durfte, daß er sich über mein Unternehmen freuen und es unterstützen würde. Im Laufe des Gesprächs merkte er wol, daß er es nicht mit einem jungen Abenteurer und litterarischen Stromer zu thun hatte, und wollte zeigen, daß ihm die alte niederländische Sprache und Litteratur nicht fremd sei; das waren aber so allgemein bekannte Dinge, die jeder wissen konnte. Als er mich mit dem Klaas Kolijn auf das Glatteis führen wollte, mußte ich herzlich lachen; daß die von G. van Loon 1745 prachtvoll herausgegebene Reimchronik eines Egmonder Mönchs ein untergeschobenes Werk war, wußte ich schon seit vielen Jahren. Wir schieden als gute Freunde und sahen uns nie wieder.

Der strebsamste, kenntnißreichste unter den deutschen Studenten war der später litterarisch bekannt gewordene J. J. Dodt von Flensburg. Ich weiß nicht, was ihn nach Utrecht getrieben

hatte, er war da und blieb da. Er gehörte zu den Leuten, die in eine Lage versetzt sind worin sie sich unbehaglich fühlen und doch nie die Kraft haben, sich herauszureißen, um etwas zu gewinnen das ihren Neigungen, Wünschen und Bedürfnissen mehr entspricht. Dodt ist später als Schriftsteller recht fleißig gewesen im Gebiete der politischen, Litterar- und Kirchengeschichte Hollands, hat es aber nie weiter gebracht als bis zum Amanuensis der Utrechter Universitäts-Bibliothek. Er starb 1847 und wol nicht ohne dasselbe Gefühl, womit er vor 26 Jahren mir auf das Stammblatt schrieb: 'Ich bin in Holland!'

Utrecht hatte mir wenig Ausbeute gewährt. Meine ganze Hoffnung war und blieb Leiden. Am 22. Juni traf ich dort ein. So sehr mich mein Geldbeutel davon abmahnte, so kehrte ich doch in den besten Gasthof ein, in die Sonne auf der breiten Straße. Den ersten Tag speiste ich ganz vornehm Table d'hôte, die übrigen Tage bediente ich mich, wie jener Schulmeister sagte, der Abwesenheit. Gegen Abend trieb mich der Hunger nach Haus, und wenn andere reichlich gespeist hatten, so fand ich mich ein und nahm vorlieb mit Butterbrot und Kümmelkäse zum Thee. Zu meiner Freude war eben Professor van Swinderen aus Groningen auch in Leiden. Er war im Sommer in Bonn gewesen und ich hatte ihm manche Gefälligkeit erwiesen, so daß er mich nun seinen hiesigen Freunden recht warm empfahl. Ich wußte bereits, wie viel für mich zu arbeiten sei. Die Universitäts-Bibliothek bot Manches, das Meiste und Bedeutendste aber in ihren alten Handschriften die Bibliothek der Maatschappij der nederlandsche Letterkunde. Auf eine Benutzung ganz nach Wunsch durfte ich rechnen, man kam mir von allen Seiten auf das Freundlichste entgegen.

Am 25. war ich bei dem jüngeren Tydeman zu Mittag eingeladen. Ich traf dort van Swinderen und einige Leidener Professoren. Es war eine heitere Unterhaltung. Man bewies sich zugleich sehr theilnehmend gegen mich und äußerte mehrfach den Wunsch, ich möchte nun recht lange bei ihnen verweilen. Ich wurde sehr ernst und sprach mein Bedauern aus, daß ich diesen Wunsch wol schwerlich erfüllen könnte und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß mich meine geringe Baarschaft zu einem eiligen Rückzuge nöthigen würde. Das Mittagsessen war vorüber. Wir schickten uns an uns zu empfehlen. Da wendete sich Tydeman an mich: 'Es ist hier auch noch ein Landsmann von Ihnen, der wünscht Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Ist es Ihnen recht, so gehen wir jetzt zu ihm.' — Wir gingen. Die Tischgenossen begleiteten uns. Mein Landsmann, Herr Dr. Salomon freute sich sehr und erkundigte sich theilnehmend nach Allem: 'Wie gefällt es Ihnen bei uns?' — 'Ganz gut. Es thut mir nur leid, daß ich eben jetzt, nachdem ich weiß, was Leiden für bedeutende litterarische Schätze für mich hat, es verlassen muß.' — 'Und warum denn?' — 'Mein Reisegeld reicht nur noch zur Rückreise —' — 'Nun, wenn es weiter nichts ist! Kommen Sie zu mir! bleiben Sie so lange als es Ihnen gefällt.'

Ich war dermaßen überrascht, daß ich kaum etwas darauf zu erwiedern wagte. Die Freunde des Doctors redeten mir zu und ich nahm das überaus freundliche Anerbieten an.

Jene gingen und ich blieb mit meinem neuesten Freunde allein. Sein Sohn Gerhard, ein junger Student kam dazu, und ich wurde ihm vorgestellt als sein künftiger Hausgenosse. Wir waren im besten Gespräche, da traf eine Botschaft ein, der Herr Doctor wurde zu einer Entbindung gerufen. Ich

saß nun mit Gerhard allein, der kein Wort deutsch verstand. Wir unterhielten uns so gut es gehen wollte. Da schellte es. 'Meine Mutter!' rief Gerhard. Ich öffnete die Stubenthür und Mevrouw Salomon stand vor mir, erschrocken über meine Erscheinung und noch mehr, als ich ihr in wenig Worten erzählte, daß mich ihr Herr Gemahl eingeladen hätte, eine Zeit lang bei ihnen zu wohnen, ich wäre ein junger deutscher Gelehrter und nach Holland gekommen, um hier die Denkmäler der alten niederländischen Sprache und Dichtung näher kennen zu lernen 2c. Sie hörte sich das Alles an und wußte nichts dazu zu sagen. Daß ohne ihr Wissen, ohne ihre Zustimmung ein so wichtiges, in das ganze Hauswesen tief eingreifendes Ereigniß geschehen konnte, mußte ihr freilich sehr unangenehm sein und sie in die größte Verlegenheit versetzen. Sie zwang sich freundlich zu sein, und ich that als ob ich das gar nicht merkte, und stellte mich ganz heiter und harmlos. Endlich kehrte der Doctor wieder und mit ihm eine scheinbar freundliche Stimmung der überraschten, verlegenen Hausfrau. Ich blieb zum Nachtessen und empfahl mich dann, um den andern Morgen als neues Familienmitglied meinen Einzug zu halten.

So hatte sich Alles plötzlich zum Guten gewendet. Den anderen Morgen bezahlte ich meine Rechnung, ließ meine Sachen in meine neue Wohnung bringen und trat selbst ein. Bald saß ich bei mildem Sonnenscheine unter einem Baume im kleinen Garten und verglich die prachtvolle Leidener Handschrift vom Williram mit der alten Ausgabe des Paulus Merula.

Ich gewöhnte mich bald an die übertriebene Reinlichkeit im Hause, an dies ewige Putzen, Schrubben, Waschen, Bürsten,

Ausklopfen, Fegen und Fittigen, so wie an die pünktlich inne gehaltene Hausordnung.

Des Morgens, jedoch nicht allzufrüh, wurde Thee getrunken und Brot mit Butter und Kümmelkäse dazu gegessen; zuweilen gab es auch Zwiebäcke, die in einem großen blechernen Behältnisse aufbewahrt wurden. Um 12 Uhr wurde Kaffee getrunken. Das war dann gewöhnlich die Zeit, wo sich Verwandte und Freunde besuchten. Um 2 speisten wir zu Mittag. Das Gemüse war jedesmal warm und frisch, so auch die Fische; der Braten jedoch meist kalt, weil er für Eine Mahlzeit zu groß war und dann noch auf mehrere verwendet wurde. Zum Nachtisch gab es gewöhnlich Früchte: Johannes- und Himbeeren mit gestoßenem Zucker, auch wol eingemachten Ingwer oder sonstiges überseeisches Eingemachtes. Abends zwischen 8 und 9 war dann das Nachtessen, meist nur Butterbrot mit Käse und Braten und nachher noch Obst. Der Thee durfte natürlich nicht fehlen. Der Theekessel zischte stundenlang auf den glühenden Torfkohlen.

Ich hatte mich bald ziemlich eingelebt und ich hätte wol für einen heimischen Hausgenossen gelten können, wenn meine Tracht und mein Aussehen nicht zu sehr an die Fremde erinnert hätten: ich war nicht fatsoenlijk, nicht holländisch anständig genug gekleidet. Um mich dem etwas zu nähern, mußte ich den Bart ganz abschneiden und meine Locken abstutzen und trug eine holländische schwarze Sammetmütze und eine eng anliegende blaue Hose. Ich erreichte dadurch zunächst, daß mir die Jungen auf den Straßen nicht nachriefen: kijk eens, de mof!

Ich bewohnte ein geräumiges helles Zimmer im dritten Stock mit einer hübschen Aussicht: ich sah über die Linden der Straße und die Dächer der gegenüber stehenden Häuser weg

auf eine stattliche Kirche mit hohen Fenstern und drüber ein großes Stück Himmel.

Ich arbeitete sehr fleißig. Die Benutzung der benachbarten Bibliothek der Maatschappij stand mir jeden Augenblick frei, man hatte mir den Schlüssel anvertraut. Nach und nach holte ich mir alle Handschriften und alten Drucke und verzeichnete sie. Das Gedicht von Floris und Blancefloer schrieb ich ab und manches andere.

Zunächst arbeitete ich meine Übersicht der alten niederländischen Dichtungen um, die dann van Kampen ins Holländische übersetzte und im Konst- en Letterbode 1821 und 22 drucken ließ.

So viel und so gerne ich arbeitete, so entzog ich mich doch nicht dem geselligen Verkehre. Ich kam oft ins Wohnzimmer, wenn Frau Salomon Besuch hatte, meist von jungen Mädchen. Unter diesen war Elisabeth Kemper, die von dem Augenblicke an, als ich sie zuerst sah, mein ganzes Herz gewann. Niemand durfte sich darüber wundern, ich am allerwenigsten. Diese Schönheit voll Jugend und Anmuth, dieser jungfräuliche Adel des Gemüths, dieser helle, feingebildete Geist! Es that mir wohl, wenn ich in ihrer Nähe war, und ich ward wehmüthig gestimmt, wenn ich sie mehrere Tage nicht sehen konnte. Sie war eine große Freundin der deutschen Litteratur, sie sprach und schrieb das Deutsche. So oft sie bei uns war, gab es Gelegenheit, etwas zu besprechen und vorzulesen. So kamen wir auf Hebel's allemannische Gedichte, die weder Frau Salomon noch Betty bekannt waren. Ich erklärte sie ihnen und beide hatten große Freude daran. Das Allemannische wurde nun die Sprache meines Herzens, ich glaubte keine schönere zu finden, worin ich Betty besang. Sie hieß von nun an Meieli.

Sagmer Näumer, öbbe Näumer,
Tönt ei Namen au so süeß,
Tönt ei Namen au so liebli,
Wenni Di mi Meili grüeß?

Eithue isch es, wie die Lüt Di
Almig tauft und g'nennet hen;
Chönne taufe, chönne nenne,
Und au denke was sie wen.

Land und Leute kennen zu lernen, hatte ich Lust und Zeit, nur fehlte es mir an etwas Wichtigem, an Geld. Ich war viel zu stolz, mir etwas zu leihen. Ich mußte mich also mit Einladungen begnügen oder zu Fuß wandern, und in beiden Fällen brauchte ich freilich kein Geld, konnte aber an ein eigentliches Reisen nicht denken.

Der erste Ausflug war mit der Familie Salomon nach Katwijk. Der Weg bot wenig Anziehendes dar, der Wagen rollte auf der schönen Klinkerstraße leicht dahin und der Himmel war heiter und wir wie er. Noch ehe wir die kahlen Dünen erreicht hatten, sahen wir die See. Dieser erste Anblick war ein sehr überraschender, gewaltiger und blieb ein unvergeßlicher. Wie oft habe ich nachgefühlt was ich damals dichtete:

Ich sahe die blaue unendliche See,
Wie ward's mir im Herzen so wohlig, so weh!

Obschon sich sehr bequem und billig mittelst der Trekschuiten von einem Orte zum anderen kommen ließ, sich dazu auch des Tages mehrmals Gelegenheit darbot, so mußte ich doch auch auf dies billige Fortkommen verzichten. Nur ein einziges Mal wußte ich mir vortrefflich zu helfen.

Eines schönen Sommermorgens wanderte ich nach Haarlem. Zwischen den hübschen Landhäusern rechts und links an der Straße wurde mir der Weg sehr kurz. Ich war bald in

der Nähe der Stadt, wo eben ein sogenanntes Harddraven, ein Wettrennen im Trabe, im besten Gange war. Ich sah es mir eine Zeit lang an und wanderte dann weiter. Das Haus der Herren Enschede war bald erfragt. Ich wurde freundlichst empfangen. Sie zeigten mir ihre stattliche Druckerei und Schriftgießerei, auch viele malayische Bücher, welche bei ihnen für die holländischen überseeischen Besitzungen gedruckt werden. Ich mußte bei ihnen zu Mittag speisen. Während wir noch bei Tische saßen, trat Herr van Kampen ein. Das war mir sehr angenehm. Ich verabredete mich mit ihm, daß wir nachher noch eine Strecke mit der Trekschuite zusammen fahren wollten. Ich blieb noch einige Zeit und nahm dann Abschied von meinen liebenswürdigen Wirthen. Zu bestimmter Zeit fand ich mich am Abfahrtsorte ein. Bald kam auch van Kampen. Das Fahrzeug setzte sich in Bewegung und der Capitän sammelte das Fahrgeld ein. Van Kampen suchte ängstlich in allen Taschen und konnte kein Geld finden; ich konnte ihm keins vorstrecken, ich hatte auch keins. Da fiel ihm ein, daß er ja seine Frau vergessen und daß diese die Börse habe. Es wurde angehalten, van Kampen stieg aus und ging nach Haarlem zurück. Ich gab dem Capitän meine silberne Bleifeder, die ich erst einige Tage vorher vom Sohne des Hauses geschenkt erhalten hatte, und bat den Capitän, dieselbe bei Herrn Dr. Salomon abgeben zu lassen, der würde ihm das Fahrgeld zahlen. Der Mann ging darauf ein und ich fuhr mit. Unterwegs, in der Nähe von Sassenheim stieg ich aus. Der dortige Bürgermeister hatte mich eingeladen und da dort gerade Kirmeß war, so schien mir die heutige Gelegenheit sehr passend. Kaum war ich einige Schritte gegangen, so überraschte mich ein starkes Regenschauer, ich kam ganz durchnäßt an. Der

freundliche Wirth schaffte sofort Rath, er brachte mir einen seiner Röcke, der meinige mußte trocknen, und bald saß ich wie der Doppelgänger des Herrn Bürgermeisters und rauchte ehrwürdig mit ihm mein Pfeifchen.

Bald schien wieder die Sonne. Mein Rock war trocken geworden. Wir machten mit der ganzen Familie einen Spaziergang auf die Kirmeß. Das ist kein Volksfest wie in Deutschland, nichts erinnert auch mehr an die alten niederländischen Kirchweihen, wie sie uns Teniers so meisterhaft dargestellt hat. Buden mit Genever und Honigkuchen, Waffelkuchenwagen, ein Raum zum Tanzen, dazwischen junge Burschen und Mädchen und Kinder, die sich herumtummeln, mitunter jubeln und singen und tanzen — das ist Alles. Wir stellten uns vor eine Bude und spielten: ich gewann einen großen Honigkuchenmann und verehrte ihn der Tochter vom Hause. Dann wollten wir dem Tanzen zusehen. War das ein Tanzen! In einem langen Saale auf ebener Erde, vollgepfropft von Menschen, standen auf einer Bühne vier Musicanten und spielten wie die ärgsten Bierfiedler. Alle Augenblicke kam ein Tanzpaar heran, hüpfte einige Male empor, drehte sich einige Male wieder herum, und wurde dann von einem anderen abgelöst. Die Mädchen gingen alle in Schlapppantoffeln, die Absätze waren mit buntem Leder eingefaßt. Da soll einer tanzen! Zuweilen sangen sie auch dazu. Eine Melodie blieb mir unvergeßlich. Aber welch ein Text! Es war der Anfang eines van Alphen'schen Kinderliedes:

Ach mijn zusjen is gestorven,
Maar eerst dertien maantjes oud,
'k Zag haar in haar doodkist leggen,
Ach, wat was mijn zusjen koud —

und dahinter in wilder Lust

Lapperdi lapperdi lorischi lorischi!
Lapperdi lapperdi lorischa!

Ich habe später darauf ein Storchlied gedichtet: 'Habt ihr ihn noch nicht vernommen?' das jetzt ein Lieblingslied der Kinder geworden ist.

Bald nachher wiederholte ich meine Wanderung nach Haarlem. Die Herren Enschede waren noch freundlicher gegen mich. Ich fragte nun nach alten Büchern. 'Ja, hieß es, auf dem Boden liegen noch mehrere.' Wir gingen hinauf, und es dauerte auch nicht lange, so fand ich einige alte Handschriften, die wichtigste war der Lekenspieghel. Ich wünschte denselben auf einige Zeit zu benutzen, mein Wunsch wurde bereitwilligst erfüllt.

Glücklich über meinen Fund trat ich den Heimweg an. Die Sonne stand schon tief und warf die Schatten der Stacketstangen weit über den Weg. Ich konnte nicht ausweichen und ward durch dies ewige Spiel von Licht und Schatten endlich wie geblendet. Ich kehrte wieder in Sassenheim vor. Als ich in die Stube eintrat, bemerkte ich Professor Clarisse von Leiden. Jubelnd, aber halb blind stürze ich mit meiner Handschrift auf ihn zu: 'Sehen Sie, was ich gefunden habe!' Und in dem Augenblicke werfe ich das Kohlenbecken (komfoortje) mitsamt dem Theekessel um. Die glühende Torfasche lag auf dem Teppich. Da war Holland in Noth! Alle Hände waren thätig, ich half eifrig mit, mich fortwährend entschuldigend. Ruhe und Friede kehrte bald zurück, ja, und zur Belohnung ließ man mich nicht wieder fort.

Minder gut ging es mir bei meinen Ausflügen nach dem Haag. Ich konnte mich doch des Morgens ganz früh nicht

satt essen und trinken für den ganzen Tag! Der Weg war weit, gegen drei Meilen, zwar ganz angenehm, er wollte aber gewandert sein. Wenn ich im Haag ankam, ging ich sofort zur königlichen Bibliothek. Herr C. S. Flament († 1836) ein Franzose, der noch schlechter holländisch sprach als ich und von den alten Handschriften nichts verstand, mußte mir diese vorlegen. Ich arbeitete fleißig, aber in einigen Stunden war wenig abzumachen. Einmal meinte er, er wolle mich einsperren. O ja, das wäre hübsch gewesen, wenn er eine Mahlzeit für mich miteingesperrt hätte. Der Mann war eben nicht ungefällig, aber ich fühlte mich in seiner Nähe unbehaglich. Er gehörte zu den vielen Bibliothecaren, die man dazu gemacht hatte, weil man sie zu nichts weiter auf der Gotteswelt gebrauchen konnte.

Mehrmals wiederholte ich diese Wanderung und erreichte so ziemlich meine Zwecke.

Außerdem benutzte ich noch jedesmal die Zeit, die mir noch übrig blieb, zu Besuchen.

Damals lebten im Haag zwei Männer, deren nähere Bekanntschaft mir für meine litterarischen Zwecke höchst wichtig schien. Der eine war Clignett, der andere der Reichsarchivar van Wyn.

Jacob Arnoud Clignett († 1828) war damals der älteste holländische Gelehrte, der sich mit der alten niederländischen Sprache und Litteratur gründlich beschäftigt hatte. Die lange Vorrede zu seinem Abdruck des deutsch-lateinischen Theils von Gerhards van der Schueren Teuthonista, den er 1804 herausgab, zeugte von einer ziemlichen Kenntniß der alten Sprache. Erst aus seiner Ausgabe des Esopet, die 1819 erschien, sieht man, daß er gründlicher geforscht hatte, freilich ist er in seinen Bemerkungen und Erklärungen sehr umständlich, nach Art der

früheren classischen Philologen seines Vaterlandes, und zu freigebig mit seiner Belesenheit. Mir war aber damals sein Buch sehr lehrreich und ich hoffte von dem Manne selbst noch guten Rath, manche Nachweisung und Unterstützung. Vertrauensvoll kam ich zu ihm. Er war ernst und wortkarg und zeigte sich nicht im Mindesten bereit zu irgend einer Gefälligkeit. Ich bekam über nichts Aufschluß und nichts zu sehen. Der Mann machte einen so widerwärtigen Eindruck auf mich, daß ich es nie wieder wagte, ihn zu besuchen.

Wie anders ging es mir bei dem Reichsarchivar Hendrik van Wyn! Der war die Freundlichkeit selber, ein lieber alter Herr, der mich fast herzlich empfing, wie einen alten Bekannten, und das war ich eigentlich auch: ich hatte schon lange mit ihm in Briefwechsel gestanden und früher von ihm seine Avondstonden zum Geschenk erhalten. Ich dankte ihm für seine bisherigen brieflichen Mittheilungen und auch sein Buch, das sehr anregend und belehrend für mich gewesen sei. Das freute den alten Herrn, der in seiner runden gedrungenen Gestalt, mit einer Filzkappe auf dem Kopfe, die früher einmal ein Hut gewesen war, sich fast possierlich ausnahm. Er zeigte mir Alles was ich zu sehen wünschte und vieles andere. Wenn ich dann in seiner Bibliothek herumstöberte und etwas fand, worüber ich staunte oder mich freute, und dann auch wol äußerte, daß es einer Besprechung oder neuen Herausgabe werth wäre, so unterließ er nicht, jedesmal zu bemerken: 'daar over zal ik ook noch eene verhandeling schrijven.'

Er lebte noch mehrere Jahre († 1832), aber der alte muntere Herr, der sich noch so viel zutrauete, hat nichts mehr herausgegeben; seine Anmerkungen über den Jan van Helu erschienen erst nach seinem Tode.

Drei bis vier Mal mochte ich so im Haag gewesen sein und hatte nichts weiter gesehen. Da meinte Professor Reuvens, das sei doch zu arg! von der Residenz des Reichs nichts als die Bibliothek, auch nicht einmal Scheveningen gesehen zu haben. Er lud mich zu einer Spazierfahrt ein. Wir fuhren eines Sonntags hinüber. Mein nächster Wunsch war, die Gemäldesammlung kennen zu lernen. Wir verweilten wol eine Stunde vor den Bildern. Sehr angenehm war ich überrascht, als wir zu den Werken der neueren niederländischen Maler kamen; der König hatte hier viele der schönsten vereinigt. Um Mittag fuhren wir nach Scheveningen. Es war eben noch Ebbe. Wir spazierten am Strande umher. Ich bestieg eine Düne nach der anderen, weil mir die andere immer höher schien. Bald kam die Fluth. Wir gingen in das Wirthshaus am Strande, und während wir ein gutes Mittagsmahl hielten, waren unter unseren Fenstern die Schiffe flott geworden und stachen wieder in See. In der Dämmerung kehrten wir nach Leiden ganz befriedigt zurück.

Dr. G. Salomon, ein Königsberger von Geburt. Er hatte sein Vaterland verlassen und in Holland sein Glück gemacht. Er war ein tüchtiger, ebenso geachteter als beliebter Arzt und besonders ausgezeichnet als Geburtshelfer (vroedmeester); er hatte sogar über die Geburtshülfe, diesen in Holland früher vernachlässigten Zweig der Heilkunde ein eigenes Werk in holländischer Sprache geschrieben.

So sehr er sein altes Vaterland liebte, so ging ihm doch nichts über sein neues, dessen Land und Leute, Staats- und Rechtswesen, Bildung, Sitten und Gebräuche er nicht genug zu rühmen wußte. Er war in Denk- und Lebensweise, in politischen und religiösen Ansichten durch und durch Holländer

geworden, und man konnte es von ihm nicht erwarten, daß er Deutschland in seiner neuen Entwickelung, in seinem Drange nach Freiheit und Einheit kennen und würdigen sollte. Und dennoch war es ihm den Holländern gegenüber ein angenehmes Gefühl, einen für Deutschland schwärmerisch glühenden Landsmann zu beherbergen, der so eifrig und noch so jung für die ältere holländische Litteratur etwas unternahm, woran kein holländischer Gelehrter bisher gedacht hatte.

Salomon bewies sich recht väterlich gegen mich in allen Beziehungen. Er machte mich mit dem holländischen geselligen Leben bekannt; er fürchtete, daß ich bei meinem lebhaften, mitunter hastigen, offenen Wesen leicht verstoßen könnte, und daß ich bei meinen deutschen Ansichten, Gewohnheiten und Neigungen mich vielleicht spöttelnd und verhöhnend über die holländischen aussprechen möchte. Seine Furcht war umsonst, es gestaltete sich Alles vortrefflich.

Er mußte zu seiner Freude erleben, daß mir alle die alten Herren einen Gegenbesuch machten und daß ich bald mit allen in traulichem Verkehre stand.

Obschon er von der alten niederländischen Sprache und Dichtung gar nichts wußte, so hörte er doch gerne, wenn ich ihm von meinen Fünden etwas erzählen konnte. Freilich mußte ich mir denn auch wol gefallen lassen, daß er, wenn ich den hohen Werth dieser Dinge pries, durch ein Lächeln seine bescheidenen Zweifel dagegen zu erkennen gab.

Er war ein Freund des Reellen, Practischen, dessen Anwendung und Nutzen klar zu Tage lag. Was nicht in diesen Begriff paßte, ließ er nur als Liebhaberei gelten.

Dagegen war seine Frau eine poetische Natur, von tiefem Gemüth und unendlicher Herzensgüte. Von ihrem Manne innig

geliebt und von allen geliebt und hochgeehrt, die mit ihr verkehrten, waltete sie anspruchslos und liebenswürdig als Gattin, Mutter und Hausfrau. Sie war fein gebildet, kannte die bedeutendsten Dichterwerke der Holländer und Franzosen und hatte sich auch mit der schönen Litteratur Deutschlands befaßt, sie las und verstand das Deutsche ganz gut, hatte aber keine Übung im Sprechen. Sie erfreute sich des Vertrauens aller die ihr Haus besuchten, besonders war dies ein Kreis junger Mädchen, die zu ihr wie zu einer Jugendfreundin sich hingezogen fühlten. So war sie die Poesie, der belebende Lichtglanz eines glücklichen Familienlebens.

Zum Abschiede schrieb sie mir folgende Zeilen:

Qu'importe quand on dort dans la nuit du tombeau,
Qu'on aye porté le sceptre ou trainé le rateau?
L'on n'y distingue point l'honneur du diadême,
De l'esclave et du roi, la poussière est la même.
Le vice seul est bas, la vertu fait le rang,
Et l'homme le plus juste est aussi le plus grand.

ihr Mann dagegen:

Wenn man die Gegenstände, die man in der Fremde antrifft, mit denen in der Heimat vergleichen will, dann muß man mit großer Unbefangenheit untersuchen, zu welchen Endzwecken sie dienen sollen, und vorzüglich welche Gründe und Bedürfnisse sie in den verschiedenen Ländern hervorgerufen haben, sonst könnte man sehr leicht zu voreiligen und irrigen Urtheilen verleitet werden.

Der Sohn vom Hause, Gerhard, der den Namen seiner Mutter mitangenommen hatte, und Salomon-Huygens hieß, war ein munterer Bursche, der eben der Schule und den Flegeljahren entwachsen, sich als junger Student fühlte und mitunter recht ausgelassen war, und in unser sonstiges Stillleben etwas

Lärm brachte. Er verstand gar kein Deutsch, hatte aber eine unendliche Freude an deutschen Liedern und ich mußte ihm besonders Burschenlieder vorsingen. Wenn ich ihm dann nebenbei von dem deutschen Studentenleben einen Begriff beizubringen suchte, dann meinte er, ich müsse nur nicht glauben, daß es bei ihnen nichts Ähnliches gäbe, auch sie hätten ihre Verbindungen, ihre Gebräuche und Lieder. Er sang mir dann:

Io vivat, io vivat
Fraterna sanitas!

'Hoho! sagte ich, das ist ja auch ein bei uns übliches Lied.' — 'Das schadet weiter nichts — wir betrachten es als ein uns gehöriges. Und dann haben wir auch unsere Verbindung mit ihren Symbolen.' — 'Nun, fragte ich, wie sind denn die?' — Er zeichnete sechs Schwerter hin, je drei in einiger Entfernung quer über einander gelegt, so daß oben und unten sich ein V bildet. 'Sieh, das sind drei V, oben wie unten, die bedeuten: Vrijheid, Vriendschap, Vaderland.' — Die Sache gefiel mir, und ich dichtete ihm ein Lied darauf nach der Melodie: 'Stoßt an, Jena soll leben!'

De drie V's.

Klinkt aan! Leiden zal leven! hoerra ho!
Wij zingen en zeeg'nen den heiligen stond,
Die ons malkandren als broeders verbond.
Vrij de student!

Klinkt aan! Vrijheid zal leven! hoerra ho!
Wie voor vrijheid en vaderland voert het zwaard,
Is altoos ook het vaderland waard.
Vrij de student!

Klinkt aan! Vrijheid zal leven! hoerra ho!
Zoo lang er der vaderen zeden bestaan,
Zal nooit, neen nooit de vrijheid vergaan.
Vrij de student!

Klinkt aan! Vriendschap zal leven! hoerra ho!
Wie met vrienden leven en sterven kan,
Wij noemen hem broeder en Neêrlandsch man.
Vrij de student!

Klinkt aan! Vriendschap zal leven! hoerra ho!
Wie nimmer kent der vriendschaps gevoel,
Is ook voor vrijheid en vaderland koel.
Vrij de student!

Klinkt aan! Vaderland leve! hoerra ho!
Daaraan, uit vreugd' en uit dankbaarheid
Zij deze volle beker gewijd.
Vrij de student!

Klinkt aan! Vaderland leve! hoerra ho!
Wiens hart is verwarmd van 't Neêrlandsch bloed
Zal zingen en zwaaien den vrijen hoed.
Vrij de student!

Vrijheid, Vriendschap, Vaderland leve! hoerra ho!
En zoo er de wereld vol duivelen waar',
Met die drie zingen wij allegaâr:
Vrij de student!

Henrik Willem Tydeman, Professor der Rechte, der jüngere zwar, aber doch schon damals ein Mann in den besten Jahren. Er war rasch und lebendig in seinem Sprechen und seinen Geberden, leicht beseelt für jedes Gute und immer zum Handeln bereit. Er war ein Chamäleon in seiner Thätigkeit, vielseitig wie selten einer. Deshalb der Allerweltsmann, das offene Herz und Haus für alle Fremden, die in Holland was sehen, hören und lernen wollten oder irgend was zu suchen hatten. So nahm er sich auch meiner an und vermittelte mir die Bekanntschaft mit den dortigen Gelehrten und die Benutzung aller litterarischen Sammlungen.

Er schrieb mir zum Andenken am Tage von Leidens Entsatz (3. Oct. 21) die Worte Lodewijcs van Velthem:

Mijn dienst sal u sijn gereet
Van alre dinc die ic weet
Die gi begerende sijt an mi.
Nu blijft gesont, Here vri!
God onse Here die wese u bi
Ende mi mede so waer ic si.

Und so konnte auch er mit Recht von sich sagen: er hatte seine Theilnahme gegen mich immer und überall auf die freundlichste Weise bethätigt.

Er hatte zwei liebe Töchter, die öfter in unser Haus kamen. Die eine war Braut von Dr. Bodel-Nijenhuis. Dieser war eben so lebendig und nach vielen Seiten hin thätig wie sein künftiger Schwiegervater. Er erwies mir manche litterarische Gefälligkeit.

Den alten M. Tydeman († 1825) und Jona Willem te Water († 1822), zwei sehr geachtete und einflußreiche Männer der Universität, besuchte ich auch. Sie empfingen mich sehr freundlich und bewiesen sich wie mir noch erinnerlich sehr wohlwollend. Te Water machte mich zuerst aufmerksam auf die lange vor Didot gemachte Erfindung der Stereotypen und zeigte mir ein Stück der Art. Ich schrieb nachher einen kleinen Artikel darüber. Die Erfindung gebührt dem deutschen Prediger Johannes Müller zu Leiden im Anfange des vorigen Jahrhunderts.

Willem Bilderdijk, damals schon als erster Dichter Hollands anerkannt und gefeiert und als Gelehrter und Sprachforscher in hohem Ansehn, lebte sehr zurückgezogen. Er hatte in Leiden fast gar keinen Verkehr. Ich besuchte ihn oft und konnte ihn

besuchen wann ich wollte. Er hat mich jederzeit freundlich aufgenommen, und selbst bei körperlichen Leiden, bei sichtlicher Gemüthsverstimmung mir zu erkennen gegeben, daß ich auch dann ihm willkommen war. Ich brachte ihm immer etwas Neues: Bücher, Handschriften, Abschriften und Auszüge aller Art, denn es gab selten einen Tag, an dem ich nicht etwas für die Zwecke meines Dortseins fand. Wir sprachen über allerlei Gegenstände der Litteratur und Kunst, am liebsten über mittelniederländische Sprache und Dichtung. In diesem Fache war er nicht minder heimisch als in vielen anderen; er hatte viel Stoff gesammelt, viele Studien gemacht. Meine Mittheilungen erfreuten ihn und regten ihn an, sich von neuem eifriger mit der alten niederländischen Sprache und Dichtung zu beschäftigen. Er unterstützte mich mit Rath und That, erfüllte bereitwilligst meine Wünsche und förderte meine Zwecke wie und wo er konnte.

Wie sehr ich mich freute über diesen angenehmen und erfolgreichen Verkehr, so kann ich doch nicht leugnen, daß ich mich sehr wunderte und daß seine Landsleute sich noch mehr wunderten. Er war mir geschildert als launig und mürrisch, menschenfeindlich, als ein wüthender Feind Deutschlands und alles deutschen Seins und Thuns, als ein fanatischer Gegner aller freien Regungen in der Politik und Religion, als ein starrer, nie einer besseren Überzeugung zugänglicher Festhalter der wunderlichsten Ansichten auf dem Gebiete der Geschichte, Sprache, Litteratur und Kunst, endlich als ein unversöhnlicher Feind aller derjenigen die anders dachten, anderes wollten, anderes thaten. Mir gegenüber schien er ein ganz anderer. Ich habe nie ein böses Wort über Deutschland aus seinem Munde gehört, bin nie Zeuge eines Ausbruchs verhaltenen

Ingrimms gewesen, hatte nie zu leiden von den leidenschaftlichen Äußerungen seiner reizbaren, oft trüben körperlichen und geistigen Stimmung. Ich habe erlebt, was damals niemand erwartete, daß er mich zu besuchen in das Haus des Mannes kam, den er haßte und der mich innig liebte, denn dieser Mann hatte mich auf mein ehrliches Gesicht hin in sein Haus aufgenommen und wie sein Kind beherbergt und bewirthet.

Er hatte sich einst gegen einen seiner Verwandten über mich geäußert: 'obschon er ein Mof ist, so mag ich ihn doch wol leiden.' Und dies bewies er auch bei allen Gelegenheiten, wo wir uns auf dem Felde der alten germanischen Sprachen und Litteraturen begegneten. Seine Liebe für die altniederl. Poesie hatte jedoch mehr ihren Grund in der alten Sprache, insoweit dadurch das jetzige Holländisch aufgeklärt und bereichert wird. So betrachtete er denn auch die alten Volkslieder nur als Sprachdenkmale, Anfänge der Poesie, poetische Curiositäten, und nur sein Patriotismus für alles Holländische ließ es nicht zu, sich auf diese Weise darüber gegen mich auszusprechen. Ich nahm dies bei verschiedenen Gelegenheiten wahr und scheute mich deshalb gar sehr, meine Ansichten über Poesie zu entwickeln und dadurch meine Vorliebe für das Volkslied zu begründen. Und doch war mein eifrigstes Streben, überall Liebe und Theilnahme für jedes ursprünglich germanische Element, und so auch in der Poesie unserer verwandten Nachbaren zu erwecken. Durfte ich aber bei einem so vielseitigen Manne wie Bilderdijk nichts für diese meine Richtung erwarten, so war das noch mehr der Fall bei jenen anderen Männern, die nicht einmal ein sprachliches oder litterarhistorisches Interesse für das Volkslied hatten. Ich suchte hie und da auf das Eigenthümliche und Vortreffliche der Volkspoesie aufmerksam

zu machen, umsonst, niemand gewann eine andere, eine bessere Ansicht: die Einen hielten die octroyierten Lieder der einflußreichen Gesellschaft 'Tot nut van't algemeen' für Volkslieder, die Anderen verwechselten nach wie vor Volkslieder und gemeine Gassenhauer, woran freilich Holland überreich ist, mit einander. Wenn ich ihnen dann deutsche Volkslieder vorsang und ich sah sie davon ganz entzückt, dann glaubte ich sie bekehrt, aber es war nicht so. Eines Tages wurde ich in einer großen Gesellschaft junger hübscher Mädchen ersucht, etwas zu singen. Ich sang deutsche Lieder und Alles war erfreut. So wie ich aber das schöne altniederländische Lied: 'Het waren twee coningheskinder', anstimmte, brach Alles in ein lautes Gelächter aus. Ich sang nicht weiter, sagte aber auf holländisch so gut ich eben konnte: 'Ich nehme von den schönen Fräulein keine Rücksicht für mich in Anspruch, habe aber geglaubt, daß sie ihr eigenes Vaterland und seine schönere poetische Vergangenheit mehr ehren würden.' Für das Mal sang ich nicht mehr.

Wie aber ein Liebender oft seine Geliebte nur noch schöner und trefflicher findet, je mehr ihr Werth von Anderen angefochten und erniedrigt wird, so erging es mir. Mit größerer Liebe beschäftigte ich mich seitdem mit dem niederl. Volksliede, ich durchstöberte Bibliotheken und Buchläden und machte manchen hübschen Fund.

Ich lebte mich so recht ein in die Sprache und den Geist des alten Volksliedes, daß die Lust wie von selbst kam, ähnliche Lieder zu dichten. Und so geschah es: mein erstes Lied war ein Scheidelied, nicht ohne Bezug auf eine liebe Freundin, die ich nun bald verlassen und nie wiedersehen sollte. Ich brachte das Lied zu Bilderdijk und fragte ihn, ob es wol noch dem 15. Jahrhunderte angehöre. Er meinte, es könnte wol noch älter

sein! Ich ging ganz befriedigt heim. Bald darauf entstand ein zweites. Die Veranlassung dazu gab mir eine altfranzösische Romanze. Conrad Schwenck, den ich in Bonn kennen lernte, hatte sie mir in einer Abschrift mitgetheilt. Er wußte mir nichts Näheres darüber zu sagen, als daß er diese Abschrift der Güte einer Dame verdanke, der er sie auch wieder zustellen müsse. Ich gab sie ihm kurz vor meiner Abreise zurück, ohne mir Abschrift genommen zu haben. In welchem Verhältnisse mein Lied zu jenem französischen steht, kann ich nicht genau angeben, nur so viel weiß ich, daß es keine Übersetzung ist, denn als ich es dichtete, war das Original längst nicht mehr in meinen Händen. Zehn Jahre später, als ich meine Sammlung holländischer Volkslieder herausgeben wollte, fand ich unter meinen Papieren auch jene beiden Lieder. Ich nahm sie mit auf, nicht in der Absicht, damit zu täuschen, sondern nur zu zeigen, daß ein Fortdichten im alten Geiste auch noch jetzt möglich ist; zugleich hegte ich die Hoffnung, daß auch Andere mir darin nachfolgen würden, um so durch Wiederbelebung des Volksliedes eine volksthümlichere und zugleich bessere Richtung in der neuholländischen Poesie anzubahnen. Um meine Lieder nicht mit den ursprünglich alten zu vermengen, hatte ich sie dem Schlusse dieser unter Nr. 22 und 23 (s. Horae belg. II, 155—158) angehängt und mit diesen Worten begleitet: 'Dies und das folgende Lied sind in Holland entstanden. Näheres darüber behalte ich mir vor gelegentlich nachzuholen.' Es bot sich aber dazu keine Gelegenheit dar. Meine Sammlung, die 1833 als Pars II der Horae belgicae erschien, fand nicht solche Theilnahme, daß eine neue Auflage nöthig wurde. Bei meiner großen Entfernung von Holland hörten nach und nach meine Beziehungen dahin auf und ich erfuhr nicht einmal, wie meine

Sammlung aufgenommen war. Ich hielt es also gar nicht der Mühe werth, die verheißene Auskunft zu geben. Bald mußte ich nun aber erleben, daß meine beiden Lieder für alte Volkslieder galten. Im Jahre 1838 erschien von Jonc Gherrit eine Übersetzung nebst Melodie (wahrscheinlich aus den Souterliedekens ψ 147) als 'Alt-Niederländisch' in den 'Deutschen Volksliedern mit ihren Original-Weisen von A. Kretzschmer' 1. Th. (Berlin 1840.*) Nr. 20. Dann folgte eine andere Übersetzung in Talvj (d. i. Therese Adolphine Luise von Jakob, verehl. Robinson): 'Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen' (Lpz. 1840.) S. 460. nebst einer Übersetzung des Scheideliedes S. 462. mit der Bemerkung: 'Wir geben hier einige Stücke, deren Entstehung in Holland selbst unläugbar ist. Wir nehmen dies von den beiden ersteren Liedern auf Hoffmann's Autorität an'**). — Ich sollte aber noch mehr erleben. J. F. Willems nahm beide in seine 'Oude vlaemsche Liederen' (Gent 1848.) auf unter Nr. 78 und 97. Bei Jonc Gherrit bemerkt Snellaert, der Fortsetzer von Willems***) S. 197. 'Volgens H. v. F. is dit overoude schoone lied nog onder het volk in de provincie Holland bekend' und S. 235 giebt er nun gar zum Scheideliede als Quelle: 'Jan Roulan's Liedekensboeck. Antw. 1544'! Und daran war ich doch gewiß nicht Schuld!

---

*) Das erste Heft erschien bereits 1838.

**) Beide Übersetzungen gingen seitdem über in O. L. B. Wolff, Hausschatz der Volkspoesie (Lpz. 1846.) S. 195 ff. und S. 14. — Das Scheidelied mit der Unterschrift: H. Kuntz, wurde von C. Banck Op. 22. componiert.

***) Willems starb 24. Juni 1846, während der zweiten Lieferung. Seine Arbeit gedieh nur bis S. 162.

Die altniederländische Poesie habe ich somit um zwei Lieder ärmer gemacht, dagegen die Litteraturgeschichte um eine Entdeckung bereichert. Da ich jetzt nun Alles noch zeitig genug aufgeklärt,*) so fühle ich mich wieder ganz beruhigt. Ich kann übrigens nicht leugnen, daß mich dieser erste Versuch, altniederländisch zu dichten, etwas kühn gemacht hat, so kühn, daß ich abermalige Versuche gewagt habe. Ich will für diese völlig neue und unerhörte poetische Thätigkeit keine weitere Rechtfertigung noch Anerkennung; das eigene Vergnügen daran mag mich rechtfertigen und genügt mir. Warum sollte übrigens nicht auch einmal ein Deutscher altniederländische Gedichte machen? es ist doch viel natürlicher, als wenn er altgriechisch oder altlateinisch dichtet. Wie ganz anders hätte sich die Nationallitteratur dort zu Lande gestaltet, wenn die altniederländische volksthümliche Poesie als Muster und leitender Grundsatz betrachtet worden wäre, wenn sie die poetischen Geister angeregt und belebt hätte! Die heutige Poesie huldigt noch immer jener Geschmacksrichtung aus den Zeiten der französischen Ludwige, sie hat noch immer jenen fremdartigen Zuschnitt in ihren Formen beibehalten, sowie jene prosaische Anschauungs- und jene gelehrte Ausdrucksweise und bleibt dadurch dem Gemüthe des Volkes eben so fern, wie die Vergangenheit der Gegenwart, und oft eben so unverständlich, wie das Ausland dem Vaterlande.

---

*) Freilich sind außer Willems noch zwei meiner Propagandisten gestorben: O. L. B. Wolff 16. Sept. 1851 zu Jena und Andreas Kretzschmer 5. März 1839 zu Anklam. Was würde sich dieser aber, wenn er es hätte erleben können, wundern über seinen eigenen Fortsetzer den Herrn Wilhelm v. Waldbrühl (Zuccalmaglio), der da unverschämt genug war, ganze Dutzend Lieder eigener Fabrik, meist sehr elende Machwerke, unter allerlei Abstammungsangaben als echte Volkslieder einzuschwärzen!

Dies Einschiebsel über Volkspoesie aus der Vorrede zu meinen Horae belg. P. VIII. vom J. 1852 schien mir hier am passenden Orte. Ich kehre nun zu Bilderdijk zurück.

Meine freundschaftlichen Beziehungen zu ihm dauerten fort. Wir standen noch lange im Briefwechsel mit einander, bis denselben die große Entfernung immer mehr erschwerte und zuletzt ganz unterbrach. Seine Briefe an mich theilte ich dem Rotterdamer Buchhändler Messchert mit, der sie dann seiner Sammlung der Briefe Bilderdijk's einverleibte. Es erschien davon ein besonderer Abdruck:

Brieven van Mr. W. Bilderdijk aan A. H. Hoffman van Fallersleben. Rotterd. 1837. 8⁰.

Ich hatte dem Herausgeber auch ein Stammbuchblatt Bilderdijk's beigelegt, um es facsimilieren zu lassen. Er gab nur einen Abdruck und behielt das Original gegen meinen Willen zurück. Es lautet:

Den Heere H. Hoffmann von Fallersleben.

Indien mijn aangedachtenis
Een' mensch op aarde dierbaar is,
Hy zoeke in my die grootheid niet
Die opzien of ontzag gebiedt,
Die kennis niet die roem verwekt,
Die minzaamheid die harten trekt;
Maar eenvoud van een stil gemoed,
En waarheidszucht, en Hollandsch bloed;
En, wie de Vaderlandsche taal
Voor wanspraak stelt en klaterpraal,
Of wien de aaloude Biederkeit
In 't Duitsche hart besloten leit,
Dien bied ik willig hart en hand,
Ter eer' van 't Oude Vaderland.

Bilderdijk.

Leyden 18 $\frac{6}{25}$ 21.

Auch Mevrouw Bilderdijk lernte ich kennen. Sie machte den Eindruck einer sehr sanften Frau voll tiefen Gemüths. Auf ihrem feinen Gesichte lag ein wehmüthiger Zug, als ob sie im Leben viel gelitten hätte. Sie war von allen geliebt und geachtet und galt für eine ausgezeichnete Dichterin. Ich hatte ihr erzählt, wie sehr sich meine Mutter nach mir sehnte. Darauf beziehen sich ihre lieben Abschiedsworte:

Aan den Heer Hoffmann von Fallersleben.

Wanneer Gy, weêrgekeerd naar eigen Vaderland,
De moeder die U toeft met uitgerekt verlangen
Uw weêrkomst zeegnen hoort van 't afgelegen strand,
En tranen van geneugt' ziet paarlen op haar wangen;
Breng dan ons-beider groet die blijde moeder toe.
Wy weten wat het zegt, een dierbren zoon te derven:
Wy weten, hoe het hart by 't afzyn is te moê;
Maar mochten 't zalig zoet des weêrziens niet verwerven.
Ik meet haar moedervreugd thands by mijn smarten af.
Des Ongezienen hand geleide U allerwegen!
Blijve op des levensreis de deugd uw wandelstaf,
En uw bezitting 's Hemels zegen!

Katharina Wilhelmina Bilderdijk.

Leiden, den 30sten van Herfstmaand 1821.

Sie starb zu Haarlem 16. April 1830, und ihr Gemal bald darauf ebendaselbst den 18. December 1831.

Joannes Clarisse († 1847). Er war Professor der Theologie, beschäftigte sich aber viel und gern mit der alten niederländischen Sprache und Dichtung. Er sprach deutsch und liebte deutsche Bildung und Wissenschaft und auch dadurch standen wir uns nahe.

Matthijs Siegenbeek († 1850). Kein Genie, aber ein achtungswerther Gelehrter, voll des redlichsten Willens, für sein Vaterland durch Lehre und Schrift zu wirken. Seine

Spelling (Rechtschreibung) hatte das Glück, von der Regierung anerkannt und empfohlen zu werden. Wenn auch Siegenbeek dazu nicht die nöthige geschichtliche Kenntniß der Sprache mitbrachte und sein ganzes Werk nur eigentlich ein Versuch ist, so hatte es doch den Vortheil, daß nun hinfort nicht jedermann nach Lust und Laune schrieb. Siegenbeek hatte auch seine Feinde gefunden, sein ärgster war Bilderdijk, von dem er immer nur mit der größten Hochachtung sprach, wie er ihn denn auch für den größten holländischen Dichter hielt. S. war ernst und bedächtig, ohne Feuer und Leben, und konnte recht langweilig sein. Dabei war er aber immer wohlwollend und half wo man ihn oder seine Bibliothek in Anspruch nahm.

Henrik Arend Hamaker († 1835), regsamen Geistes und obschon Orientalist — und er war ein ausgezeichneter — doch beseelt für jedes wissenschaftliche Streben. Er war mir herzlich zugethan, und freute sich, daß ich mich so eifrig mit seiner Muttersprache beschäftigte. Darum schrieb er mir zum Abschied 1. Oct. 21:

Ga voort op't welgekozen spoor!
Treed landgenoot en vreemd'ling voor!
Toon elk der vad'ren heiligdom!
Verhef hun moed en deugd alom!

Dat Hollands schoone moedertaal
Door u verspreid den roem behaal!
Van rijkdom, kracht en fraaijen zwier,
Van zuiverheid en edel vier!

Zoo rijz' de lang gewenschte stond,
Wanneer ook op den Duitschen Grond
De spraak van Neerland duurzaam leeft
En van Germaansche lippen zweeft!

Zoo ken' men eens der Belgen taal
In al haar pracht, in al haar praal,

Zoo word' haar spraak eens heinde en veer
Een nieuwe bron voor Hollands eer!

Jan Henrik von der Palm († 1840). Er galt für den größten holländischen Redner und Prosaisten seiner Zeit. Es ist wahr, ich habe das Holländische nie schöner sprechen hören als aus seinem Munde. Sein ganzes Wesen athmete Sanftmuth. Ich besuchte ihn gerne, man fühlte sich in seiner Nähe immer behaglich. Auch von ihm bewahre ich noch einige Worte, die mir das edele Wesen und Streben des hochgefeierten Mannes vergegenwärtigen:

Zonder geestdrift werd nooit iets groots verrigt. Zy alleen komt hindernissen te boven, die zonder haar zelfs door vlyt en volharding niet te overwinnen zyn. Ga dan voort, Hoffman, in de schoone taak, die gy op u naamt, met diezelfde edele geestdrift, die u de achting en liefde der brave Nederlanders verzekerd heeft.

Jan Bake, eine von jenen stillen Naturen, die in sich mehr Wissen und Liebe beherbergen, als viele andere, die mit beiden prunken. Wie ihm jedes aufrichtige wissenschaftliche Streben lieb und werth war, so erfreute sich auch das meinige seiner Theilnahme, wie er es auch mir zum Abschiede in wenigen Zeilen kund gab:

Met den eenvoudigen zin die u bezielt, en de onbaatzugtige lust tot wetenschap die u drijft, zult gij steeds elken beminnaar van het goede en nuttige van harte welkom zijn. Bewijs mij de vriendschap van mij daarvoor te houden, en neem van mij een welgemeend vaarwel mede.

Caspar Jacob Christianus Reuvens († 1836), Professor der Archäologie, vor ihm war ein solcher Lehrstuhl nicht vorhanden. Er lebte ganz diesem Berufe und scheute weder Mühe noch Kosten. Für deutsche Kunst und Wissenschaft hatte er große Vorliebe, wie denn ja auch sein Fach erst in Deutschland

image
not
available

viele Preise gewann. Weil er aber nicht classisch gebildet war d. h. zu wenig oder gar nicht Latein und Griechisch verstand, so konnte er es bei der Universität Leiden nur zum Lector der deutschen Sprache bringen. Trotz seiner fruchtbaren Schriftstellerei im Holländischen wie im Deutschen, trotz seinen schönen goldenen Eerpennigen (dem Ehrensolde für seine gekrönten Preisschriften), trotz dem großen Ansehn, das er sich in der litterarischen Welt erwarb, galt er doch in den gelehrten Kreisen Hollands nie für voll. Mir that das wehe und ich sprach mich offen darüber aus. Aber es war einmal so und blieb so. Freilich war van Kampen durchaus nicht der Mann der sich geltend machen konnte. Im geselligen Verkehre hatte er nicht die ruhige, bedächtige Haltung, wie sie der Holländer besonders von einem Gelehrten verlangt; er war ewig zerstreut, hastig und unbeholfen mit seinen Händen; mitunter auch vernachlässigt in seinem Anzuge und hatte ein Gesicht, das man fast häßlich nennen konnte. Dabei war er ein vortrefflicher Mensch, ein Freund den Freunden, vorurtheilsfrei und freisinnig wie wenige und übertraf an Gefälligkeit die meisten.

C. J. van Assen, Professor der Rechte, mit Kemper sehr befreundet. Er verband gründliche Gelehrsamkeit mit der Bildung des Weltmanns, und stand mit dem Hofe in Beziehungen. Sein freundliches Wesen war vertrauenerweckend und der Verkehr mit ihm und seiner Familie sehr angenehm. Zum Abschiede schrieb er mir folgende Zeilen:

Germanie's verspreide Volken eerbied en liefde inteboezemen voor de miskende en verbasterde taal hunner vaderen, zy het edele doel Uwer onvermoeide pogingen. — Leb wohl.

Jan Melchior Kemper, ein ausgezeichneter Lehrer der Rechte und Vertheidiger des Rechts, ein Mann von echtem

Freisinn, Muth und Thatkraft und glühender Vaterlandsliebe. Nur ein solcher konnte es wagen, am 1. Dec. 1813 vom Stadthause zu Amsterdam den Prinzen von Oranien zum Könige der Niederlande auszurufen, unbekümmert was seine Freunde dazu sagen würden noch der Prinz selbst. War es doch Kemper gewesen, der schon im November den Aufstand der Niederlande beschleunigt, Amsterdam dafür gewonnen und die Bemühungen eines Hogendorp und Vanderduyn erfolgreich unterstützt hatte. Der König wußte seines feurigen Freundes Verdienste um das Vaterland und das Haus Oranien zu ehren: Kemper wurde Commandeur des niederländischen Löwens, Staatsrath im außerordentlichen Dienste, Mitglied der zweiten Kammer der General-Staaten und geadelt (jonkheer). Aber alle diese glänzenden Ehren und Würden ließen den Kern seines Wesens unberührt: er blieb was er war, ein reiner, edeler Charakter, ein treuer Anhänger der Grundsätze, welche er bisher gelehrt hatte und ferner lehrte und ein rücksichtsloser, allezeit bereitwilliger Diener des Vaterlandes.

Seine Erscheinung hatte etwas sehr Erhebendes und Belebendes: eine kräftige Mannesgestalt, die mit feurigen, wohlwollenden Augen jeden anblickte und dessen Sprache Vertrauen und Liebe erweckte. Unter den Seinen und mit ein paar Freunden war er recht gemüthlich und heiter. Ich habe frohe Stunden mit ihm in seiner Familie verlebt. Unvergeßlich blieb mir der letzte Abend. Ich nahm Abschied und war sehr bewegt. Kemper wußte, wie ungern ich schied und daß ich doch einmal scheiden mußte. Er erhob das volle Glas und brachte einen Trinkspruch aus. Schade, daß ich ihn nicht behalten konnte! Er war aus dem Stegreife, und wie gewonnen so zerronnen. Ich drückte ihm die Hand, wußte nichts zu sagen und

schied, und wir sahen uns niemals wieder. Schon nach wenig Jahren ward mir sein Tod gemeldet; er starb 20. Juli 1824.

Was er mir zum Andenken schrieb, war so recht seine eigene Herzensmeinung:

— hic murus aheneus esto:
nil conscire sibi, nulla pallescere culpa.

Das waren die Männer, mit denen ich traulich verkehrte, die mir meinen Aufenthalt erheiterten und mich in meinen Bestrebungen freundlichst unterstützten. In diesen angenehmen Beziehungen und unter fortwährenden Arbeiten war der Sommer vergangen und der Herbst herangekommen. Ich konnte befriedigt zurückschauen: ich hatte nun auch das Verzeichniß der Handschriften und alten Drucke der Maatschappij der nederlandsche Letterkunde vollendet und war durch ein Honorar von 60 Fl. freudig überrascht worden; ich hatte durch Geschenke eine köstliche Sammlung von Handschriften und Büchern erworben und dadurch zur Fortsetzung meiner Studien umfangreichen, nachhaltigen Stoff erlangt, ich konnte zufrieden sein.

Und doch war mir so eigen zu Muthe, wenn ich allein auf meinem Zimmer saß und an die Zukunft dachte.

Wie sie ihren Scheideschimmer
Durch die Kirchenfenster sendet!
Ruhen mag nun Dint' und Feder,
Und mein Tagwerk sei vollendet.

Sonne, liebe Sonne, sende
Solcher frohen Blicke viele!
Hab's so noth zu meinem Streben,
Bin so fern von meinem Ziele.

Ich wollte und mußte fort, und doch war mir der Abschied so schwer. Drei Wochen lang hatte ich schon Abschiedsbesuche gemacht: ich hatte so viel und so vielen zu danken für alle die Liebe und Freundlichkeit, die man mir, dem Fremden erwiesen hatte.

Am schwersten ward mir der Abschied von Meieli. Sie gab mir die Hand und ein Blättchen mit einer Zeichnung: ein Mädchen kommt aus Wolken hervor und streut Blumen. Ja, sie streute mir Blumen in mein Leben, die noch heute blühen, und mit Recht konnte ich sagen:

O, könntet ihr hören und sehen sie,
Und den Zauber, der sie umschwebet,
So wüßtet auch ihr, warum Meieli
In meinen Liedern lebet!

Endlich am 6. October, an einem heiteren Herbstmorgen, verließ ich Leiden. Meielis Brüder waren die letzten, die von mir Abschied nahmen. Sie wollten gerne dem Deutschen ein deutsches Lebewohl mitgeben und sagten: 'Lieben Sie wohl!' Das erheiterte mich einen Augenblick, ich war und blieb bis Amsterdam sehr wehmüthig gestimmt.

Was ich damals in meinem Scheidegruße an Holland versprach, habe ich treu gehalten:

G'segnich Gott! und wenni's niene,
Niene no vergelte cha,
Müender doch e großes Plätzli
In mi'm chleine Herzli ha!

Während meines Aufenthalts in Holland erhielt ich nur selten Briefe aus Deutschland, dennoch erfuhr ich von den Meinigen alle wichtigeren Familienangelegenheiten. Auch meine jüngste Schwester Minna hatte sich verheirathet (24. Juni).

Kurz vorher hatte eine Regulierung unsers Vermögens und eine Auseinandersetzung unter den Geschwistern statt gefunden. Als auch ich dazu eingeladen war, schrieb ich meinem Bruder: sie sollten sich lieber zusammen als auseinander setzen. Daß ich leer ausgehen würde, wußte ich vorher, aber ich ahndete nicht, daß ich 150 ₰ zu viel bekommen haben und zurückzahlen sollte! Das verdroß mich mehr als daß ich überhaupt aus dem ganzen Vermögen meines Vaters nichts mehr bekam, denn, bemerkte ich, 'den Ruhm solltet Ihr mir doch gönnen, daß ich mich bei geringer Unterstützung und wenigen Mitteln so ehrenwerth auf Universitäten durchgeschlagen habe!' Dennoch war das nur eine augenblickliche Verstimmung. Am 13. October meldete ich von Amsterdam aus meinem Bruder meine demnächstige Abreise und fügte am Schlusse meines Briefes in Bezug auf unsere jüngsten Familienangelegenheiten folgendes Lied hinzu:

Bin noch jung und guter Dinge,
Freue mich auch, daß ich's bin;
Wenn ich rede, wenn ich singe,
Immer kommt's aus heiterm Sinn.

Und der Frühling ist geschieden,
Und ich weiß kaum, daß er schied;
Und so bleib' ich auch zufrieden,
Wann dahin der Sommer zieht.

Geht nun Alles Ähren lesen,
Freu' ich mich der schönen Zeit;
Bin kein Schnitter je gewesen,
Doch es thut mir auch nicht leid.

Und was soll ich auch erjagen?
Wenig spendet nur die Welt.
Glücklich wer in jungen Tagen
Seinen heitern Sinn behält.

Und das Ferne auch nicht scheuet,
Noch zu viel dem Nahen traut;
Doch der Gegenwart sich freuet,
Und sein Glück im Herzen baut.

Kommt ihm dann auf seinen Wegen
Manches schlimme Ungemach —
Nun so komm's! nach langem Regen
Scheint doch endlich lichter Tag.

Sehr ergötzte mich, als ich später erfuhr, daß mein Vormund, der liebe Vetter Daniel Behne immer gesagt hatte: 'Ik mott vor Heinrichen spreken', er hatte aber nie gesprochen.

Denselben Tag, an welchem ich Leiden verließ, traf ich in Amsterdam ein. Der Buchhändler Johannes Müller hatte mich eingeladen, ich wurde sehr herzlich empfangen. Schon im Laufe des Sommers wohnte ich mehrere Tage bei ihm; ich machte damals die Bekanntschaft mit Jacobus Koning und hatte Zeit und Gelegenheit, die Bibliothek des Königlichen Instituts zu benutzen.

Müller war ein Buchhändler, der seinem Vaterlande Ehre machte. Sein Laden war eine übersichtliche lehrreiche Geschichte der deutschen Litteratur: was nur Altes und Neues von Bedeutung erschienen war, stand hier zur Auswahl in einem gefälligen Äußern. Der Gelehrte und Liebhaber konnte Alles, was sich nicht auf dem Lager befand, bald bekommen.

Müller stand in hoher Achtung, jeder verkehrte gern mit ihm. Er hatte gründlichere Bildung als man damals in der Buchhändlerwelt anzutreffen pflegte. Vorherrschend ernst, voll tiefen religiösen Gefühls, im Bewußtsein der Rechtlichkeit nach allen Beziehungen hin, hatte er doch keine düstere Ansicht vom Leben und konnte recht fröhlich sein mit den Fröhlichen. Er ergötzte sich sehr am Gesange und ich mußte viel singen. Be-

sonders erfreute ihn das Lied: 'Sind wir vereint zur guten Stunde', und: 'Ich bin vom Berg der Hirtenknab'.

Ich war viel allein auf meinem Zimmer und arbeitete, nur wurde mir dies mitunter sehr schwer. Ich wohnte im obersten Stock, der Lärm auf der Kalverstraat, der belebtesten Straße Amsterdams, war oft fürchterlich, und so oft ein Wagen vorbeirollte, bebte das ganze Haus, mein Tisch zitterte, ich mußte innehalten mit Schreiben. Glücklicherweise hatte ich schon früher ziemlich Alles für meine Zwecke ausgebeutet.

Jacobus Koning besuchte ich wie früher wieder mehrmals. Der Mann war gegen mich immer so liebenswürdig und gefällig, daß ich gerne bei ihm weilte. Er zeigte mir die bedeutendsten Erstlingswerke der holländischen Presse und einige wichtige alte niederländische und deutsche Handschriften. Nach letzteren hatte ich schon lange ein geheimes Verlangen. Ich wußte, daß sie ihm werth waren, wußte aber auch, daß ihm zur Vervollständigung seiner alten Drucke diese noch lieber waren. Glücklicherweise konnte ich ihm einige bieten. Der Tausch kam zu Stande und ich hatte eine überschwängliche Freude. Ich gönnte ihm nun erst recht seine Erfindung, daß Laurens Janszoon Coster die Buchdruckerkunst erfunden habe, hatte auch nichts dawider, daß sich F. A. Ebert dafür erklärte und das dankbare Haarlem seinem Coster ein ehernes Standbild errichten wollte. Doch ganz abgesehen von dem für Holland zu schmeichelhaften Endergebnisse der Forschungen Koning's, hat dieser doch sich große Verdienste erworben um die Buchdruckergeschichte seines Vaterlandes, und seine Schriften und seine Sammlungen sind zugleich ein Ehrendenkmal für ihn.

Wir standen noch mehrere Jahre im Briefwechsel und

setzten unsere freundschaftlichen Beziehungen und unser Tauschgeschäft fort. Er starb 1832.

Ich besuchte auch wieder die Bibliothek des Kön. Instituts. Sie machte einen unerquicklichen Eindruck auf mich: man sah ihr an, daß sich keiner um sie recht bekümmerte; das gedruckte Verzeichniß ist eine Schlauderarbeit. Das Ganze schien mir gar nicht so verwaltet zu werden, als ob nach Jahr und Tag der Bestand sich erhielte, geschweige denn vermehrte.

Ich ordnete jetzt meine Sachen. Die mitgebrachten Bücher und Handschriften nebst dem größten Theile meiner Abschriften, Auszüge und Aufzeichnungen übergab ich Freund Müller, der sie über Leipzig nach Berlin senden wollte, und behielt nur Briefe, Gedichte und Stammbuch zurück, weil ich eine große Strecke meines Heimweges zu Fuß zu wandern gedachte. Ich dankte für alles Liebe und Gute, das mir noch den letzten Augenblick zu Theil ward und nahm innig gerührt Abschied. Den 15. October fuhr ich auf der Trekschuite nach Naarden und bestieg dort den Postpackwagen, der über Amersfort, Deventer, Delden, Oldensaal nach Bentheim fuhr. Zu meiner Freude war ich nicht der einzige Postreisende; zwei Norweger, Vater und Sohn stiegen noch ein. Wir waren gleich die besten Freunde, das wechselseitige Mißgeschick hatte unsre Herzen geeinigt. Eben waren wir noch wie auf Flaumfedern fortgewiegt auf der unmerklich hingleitenden Trekschuite und wurden jetzt so gerüttelt und geschüttelt, als ob uns die Seele aus dem Leibe fahren sollte. Wir wußten den Stößen unsers Rumpelkastens nichts Bessers entgegenzusetzen als den lustigsten Humor. Die Nacht kam heran, an Schlafen kein Gedanke. Da erzählten wir uns lustige Geschichten, jene aus dem hohen Norden, ich von meinen Wanderungen und Abenteuern. Die Wege

waren schlecht, die Fahrt ging nur langsam weiter. Wir stiegen oft aus und gingen, um unsere Glieder zu erquicken. Diese traurigen Sandsteppen Gelderns! Wir hofften, in Overyssel würden Wege und Gegenden besser. Keineswegs. Ehe wir Holland verließen, stand uns noch eine lange Nacht bevor. Wir aber waren so lustig auf unseren Folterstühlen wie die Heiligen in ihren Martern und fuhren mit neuem Muthe einer qualvollen Zukunft entgegen. Endlich hatten wir die holländische Gränze überschritten, in Bentheim wurden Wege und Wagen besser. Am frühen Morgen kamen wir in Osnabrück an. Ich nahm Abschied von meinen Reisegefährten und um doch ein Andenken von diesen lieben biederen Norwegern zu haben, bat ich sie um einige Zeilen. Da schrieb mir der Sohn eine freundliche Einladung in seine Heimat 'at slutte et nöiere Venskab sammen' und der Vater:

Von Amsterdam nach Osnabrück —
Ein flaches, breites, magres Stück,
Von dem ich nichts darf sagen,
Doch . . . aber wohl vom Wagen,
Auf dem wir sind gesessen,
Wer wird das wohl vergessen??
Der hat mir so gestoßen,
Zerrissen Rock und Hosen,
Daß ich, ich kann es nicht verhehlen,
Mich Ihnen muß recht sehr empfehlen.

Osnabrück den 16. Oct. 1821.

Westye Egeberg,
Kaufmann aus Christiania in Norwegen.

Ich eilte sofort zu der Familie Abeken, die ich noch gar nicht kannte. Nachdem ich mit wenigen Worten gesagt, wer ich wäre, hieß man mich freundlich willkommen, und fragte, was ich wünschte. Ich war todtmüde: 'Nichts, gar nichts als

ein Bette — und man möchte mich nicht wecken.' Das wurde mir gewährt und ich schlief bis zu Mittag. Das Essen war bereits aufgetragen, ich kam nicht; man wurde ängstlich, man fürchtete das Schlimmste, endlich entschloß man sich mich zu wecken. Ich war wie neugeboren, aß und trank, und war guter Dinge. Es gefiel mir in der Familie meines Freundes so gut, daß ich noch einige Tage dort verweilte. Es war auch nothwendig, ich mußte mich erholen, um rüstig zu Fuß meine Wanderung fortzusetzen.

Von Osnabrück benachrichtete ich meine Mutter, nächster Tage würde ich eintreffen. Ich reiste über Minden, Rinteln, Hameln durch das Hildesheimsche nach Braunschweig und kam in den letzten Tagen des Novembers in Fallersleben an.

Die Freude des Wiedersehens war groß. Acht Monate war ich auf Reisen gewesen und wußte viel zu erzählen. Meine Mutter hatte sich sehr geängstigt wegen meines langen Ausbleibens und war auch immer noch sehr besorgt für meine Zukunft gewesen. Sie schien sich jetzt mehr zu beruhigen, an meinen Aufenthalt in Berlin, wohin ich nun ging, knüpfte sie die besten Hoffnungen. Um vor Einbruch des Winters noch dort zu sein, beschleunigte ich meine Reise. Mein Bruder erwartete mich schon seit dem Sommer, er hatte Alles für mich in Bereitschaft setzen lassen.

Schon die letzten Tage Novembers war ich in Magdeburg, verweilte einige Tage bei einem Freunde meines Bruders und schrieb diesem, daß ich den 3. December mit der Post in Berlin eintreffen würde.

Den bestimmten Tag kam ich des Abends an. Als der Postwagen die Leipziger Straße entlang fuhr, sah ich immer zum Fenster hinaus. Bis zur Königsstraße fand ich nichts,

was nur irgend einen Eindruck auf mich gemacht hätte. Die Beleuchtung war nicht sonderlich, nur die langen Straßen erinnerten an das Großstädtische.

Ich ließ mich sogleich zu meinem Bruder bringen, Rosenstr. Nr. 4 auf dem Werder, hinter des Königs Palais. Die Freude des Wiedersehens war groß und des Erzählens kein Ende. Wir machten dann einen Spaziergang. Wir kamen gleich in die Gegend, wo das Großartigste in Berlin sich vereint findet, vom Anfange Unter den Linden bis zum Lustgarten. Es war ein überraschend prachtvoller Anblick, als eben der Mond durch die Wolken drang und wir in der Nähe der Hauptwache rechts und links die bedeutendsten Bauwerke Berlins übersehen konnten.

Die nächsten Tage unternahm ich einige Wanderungen durch Berlin, um die Plätze und Straßen kennen zu lernen und mich bald in der großen Stadt leichter zurecht zu finden.

Mein Bruder führte mich dann zu seinen Freunden und Bekannten. Das waren ganz nette Leute aus dem Beamten- und Kaufmannsstande, konnten mir aber nicht genügen. Meine Studien und Bestrebungen verlangten einen ihnen entsprechenderen Verkehr.

Schon in Coblenz hatte ich viel gehört von einem Herrn von Meusebach, der dort Präsident der provisorischen Verwaltung der Rheinlande gewesen war und dann als Geheimer Rath an den Rhein. Cassations- und Revisionshof in Berlin versetzt sei. Der besitze eine große Bibliothek, reich an altdeutschen Werken, sei ein großer Kenner und immer noch ein eifriger Sammler. Ich erfuhr bald seine Wohnung: er wohnte in dem Hause der Frau Friedländer hinter der kleinen Brücke, die über den Kupfergraben, einen Arm der Spree nach der

Brücke zur Neuen Friedrichsstraße führte. Ich ging eines Morgens zwischen 9—10 hin, ließ mich anmelden, wurde aber abgewiesen. Ich wiederholte noch zweimal meinen Besuch um dieselbe Zeit, wurde aber immer abgewiesen, es hieß: ‘Der Herr Geh. Rath schläft noch.’ Ich ließ mich nicht abschrecken: ich ging zum vierten Male hin, aber erst um 11 Uhr. Diesmal hatte ich sagen lassen, der Herr von Arnim habe mich ja schon angemeldet. Nach einiger Zeit kehrte der Bediente zurück: ich möchte eintreten. Herr von Meusebach war in eifrigem Gespräche begriffen mit Frau von Savigny, begrüßte mich, ließ mich stehen und setzte sein Gespräch fort. Frau von Savigny war so gesprächig, daß sich gar kein Ende absehen ließ. Endlich nach einer guten Viertelstunde war der Born ihrer Beredtsamkeit versiegt und sie empfahl sich. M. wendete sich nun an mich. Ich sprach einfach aus was ich von ihm wünschte, nämlich seine Bücher zu sehen. Das gefiel ihm. Ehe er mir aber etwas zeigte, öffnete er die Thür zur Bibliothek und holte links aus der Ecke zwei gestopfte Pfeifen und bot mir die eine an. Als wir so recht damit im Zuge waren, schloß er eine Tapetenthür auf; in diesem unbemerkten Wandschrank wurden die Lieblingsbücher und kostbarsten und seltensten aufbewahrt. Zuerst zeigte er mir das Luthersche Gesangbuch von 1545: ‘Was sagen Sie dazu?’ Ich freute mich, staunte, bewunderte. Es folgte nun eine ganze Reihe derartiger Bücher, die ich alle noch nie gesehen hatte. Die Bücherschau dauerte bereits über anderthalb Stunden, da trat Friedrich der Bediente ein: ‘Herr Geheime Rath, es ist angerichtet.’ Das störte uns nicht, wir fuhren in unserm angenehmen Geschäfte fort. Friedrich kam wieder: ‘Herr Geheime Rath, das Essen steht schon längst auf dem Tische.’ — ‘Gut. Nun kommen

Sie mit!' — Ich hatte früher nie Sauerkraut essen können, heute schmeckte es mir vortrefflich, so wie der leichte Moselwein — einen anderen führte der Geh. Rath nicht. Frau von M. lachte, daß ich es heute so schön getroffen hätte. Die Unterhaltung war sehr heiter. Ich erzählte allerlei hübsche Geschichten so unbefangen als ob ich in einem Kreise alter lieber Freunde mich befände.

Nach Tische begaben wir uns wieder an unsern Wandschrank. Als der Kaffee kam, holte ich mir selbst eine frisch gestopfte Pfeife — Friedrich mußte immer an die dreißig wohlgereinigt und gestopft im Gange erhalten. M. ergötzte sich sehr, daß ich schon so gut Bescheid wußte. Wir begannen von neuem die Bücherschau. Es wurde Licht angezündet, wir setzten uns. Jetzt kamen die Liederbücher und die Fischartiana an die Reihe. Meine Freude steigerte sich. Der Thee wurde gebracht. Frau von M. kam mit ihren Kindern. Das störte uns weiter nicht. Wir unterhielten uns und besahen Bücher; Thee und Essen war Nebensache. Die Kinder gingen wieder fort, Frau v. M. folgte bald nach, wir waren wieder allein. Eine frische Pfeife wurde angebrannt. Es war bereits spät. Mein Bruder wußte nicht, wohin ich gegangen war — ich wollte jetzt nach Haus. Ich mußte bleiben. Es wurde zwölf, es wurde eins. Immer noch kein Ende. Da kam M. auf mein Liederbuch zu sprechen und meinte, es wäre hübsch, wenn er es mal sehen könnte. Das Sehen verstand ich recht gut und beschloß bei mir, es ihm zu Weihnachten zu verehren. Endlich um ½ 2 schieden wir und waren nach funfzehntehalb Stunden erster Bekanntschaft beide recht frisch und vergnügt. Ich mußte versprechen, meinen Besuch bald zu wiederholen, und es fiel mir denn auch nicht im Geringsten schwer, recht bald Wort zu halten.

Mein Bruder war zufälliger Weise auch in Gesellschaft gewesen und kam zu gleicher Zeit mit mir nach Hause. Wir trafen auf der Straße zusammen und keiner hatte dem andern Vorwürfe zu machen.

Noch vor Weihnachten war ich öfter bei Meusebach, und immer gleich halbe Tage lang. Die jedesmalige herzliche, vertrauenerweckende Aufnahme bewog mich, Alles auszusprechen was ich auf dem Herzen hatte. Ich erzählte M. von meinen bisherigen Studien und Arbeiten, von meinen Reisen, meinen Sammlungen, meinen Wünschen und Plänen für die Zukunft. Seine Art, humoristische, neckische Bemerkungen und Zwischenfragen einfließen zu lassen, reizte mich nur noch mehr zur Gesprächigkeit, und wenn ich mitunter mich auch verletzt fühlte und plötzlich schwieg, so wußte irgend ein besänftigendes Wort, das von seiner unendlichen Gutmüthigkeit so wie von seiner aufrichtigen Theilnahme für mich zeugte, Alles wieder gut zu machen.

Das Weihnachtsfest kam heran. Ich war bei Meusebach's dazu eingeladen und freute mich sehr, endlich wieder einmal den heiligen Abend, an den sich die lieblichsten Erinnerungen meiner Kindheit knüpften, in einer lieben Familie gemüthlich verleben zu können.

Als der Weihnachtsbaum angezündet war, eilten die Kinder jubelnd zu ihren Geschenken, ich folgte ihnen und war freudig überrascht wie sie, denn auch ich war wie sie reichlich bedacht worden. Unter den hübschen Geschenken befand sich auch was ich mir lange gewünscht hatte, des Joh. Leonh. Frisch deutsches Wörterbuch, ein schönes in Pergament gebundenes Exemplar. Meine Freude wurde noch erhöht, als ich M. meine Liederhandschrift, die ich in Bonn auf dem Trödel gekauft hatte, schenkte und er über diese unerwartete Gegengabe sich so unendlich freute.

Es war ein fröhlicher Abend, ich ging erst nach Mitternacht heim.

Zu den Festtagen war ich wieder eingeladen und auch auf Silvester. Der letzten Einladung konnte ich nicht folgen, da mein Bruder für mich bereits eine andere angenommen hatte. Neujahr dagegen feierte ich mit und bei Meusebach.

Ich war den Tag sehr ernst gestimmt. Je angenehmer mir der Aufenthalt in Berlin von Tag zu Tag geworden war, um so drückender ward das Gefühl, daß sich keine Aussicht zu einem bestimmten Lebensberufe mir eröffnete. Privatdocent an der Berliner Universität zu werden, hatte ich keine Mittel, und es wäre auch wol sehr langwierig geworden, bis ich es zum Professor, und am Ende noch ohne Gehalt, gebracht hätte. Eine Stelle an einer Bibliothek schien mir noch am wünschenswerthesten. Ich hätte dann zugleich Hülfsmittel für meine Studien gewonnen und bei meinen Berufsarbeiten auch Zeit übrig behalten zu eigenen Arbeiten.

M. kannte meine Neigungen bereits und meinte, ich müßte mich um eine Stelle bei der kön. Bibliothek bewerben und zunächst eine Eingabe an den Minister machen.

Einige Tage nachher besuchte ich ihn wieder. Sein erstes Wort war: ‘Wie steht's mit Ihrer Eingabe?’ — ‘Daran habe ich noch nicht weiter gedacht.’ — ‘Nun, fuhr er fort, ich habe Ihnen eine gemacht’ und damit überreichte er mir folgende:

An den Minister Altenstein.

Ich bin nun bereits über vier Wochen in Berlin, und noch sind Sie meinem Wunsche einer Anstellung bey der hiesigen Bibliothek mit keinem Worte entgegen gekommen. Dieserhalb seh ich mich genöthigt, da ich endlich auch jetzt zu einem Arzney-

gläschen guter schwarzer Tinte gelangt bin, Ihnen schwarz auf weiß zu sagen, was ich eigentlich will in Berlin.

Schon seit vollen fünf Jahren verließ ich sämmtliche Schulen in Braunschweig, hielt mich dann in Göttingen, aber bloß der Bibliothek wegen, und hernach in Bonn, Poppelsdorf, Kessenich und andern Dörfern der Umgegend auf, um besonders die verschiedenen Lesarten des Ihnen vielleicht nicht ein Mahl dem Nahmen nach bekannten alten herrlichen Volksliedes von den Königskindern aus dem Munde der rheinischen Bauerjungen frisch aufzufangen.

Endlich im vorigen Sommer trat ich meine gelehrte Reise nach Holland an, wo ich recht gern hätte bleiben und in kurzer Zeit Professor der griech. und lat. Sprache werden können, wenn ich diese vorher in Göttingen und Bonn nur ordentlich studiert hätte.

Ich habe aber frühzeitig eingesehen, daß es damit nichts ist, sondern daß wir hauptsächlich unsre Sprache studieren müssen, wenn wirs zu was bringen und wieder ein Volk werden wollen; und darum habe ich mich auch auf meine Muttersprache gelegt, besonders aber auf meine Ur-ur-ur-ur-urgroßmuttersprache und deren Tante, die altholländische, von welcher der Professor Wilken gar nichts versteht; denn sonst hätte er eine holländische Handschrift nicht für altdeutsch gehalten.

Alemannisch verstehe ich aber auch, und könnte alle Tage Professor der Alemannischen Sprache hier werden, wenn ich nur erst Ihre Räthe von der unumgänglichen Nothwendigkeit eines Lehrstuhls dieser Sprache auf der hiesigen Universität überzeugen könnte.

Nun was meine gelehrten Arbeiten anlangt, so werden Sie solche wohl hinlänglich schon aus den Litteraturzeitungen kennen; denn von dem Minister des öff. Unterrichts läßt sich erwarten, daß er auf nichts so sehr versessen ist als nur alle Litteraturzeitungen zu lesen.

Recht gern wollt' ich Ihnen sonst auch was beylegen von meinen gedruckten Werken; aber sie haben sich alle schon so vergriffen, daß man in Kurzem gar nichts mehr davon sehen wird. Meine Schriften haben das Eigene, daß sie sich viel schneller vergreifen als andrer Leute ihre, selbst schneller als mein eigner Hut. Denn was diesen anbelangt, so stehe ich, um etwa mit ihm eine Stunde lang in Ihrem Vorzimmer zu stehen und ihn in den Händen herumzudrehen, wie dort im Fischart und im Opitz gesagt ist, viel zu weit über der Convenienz. Diese Kerle aber, Fischart und Opitz, oder gar Filipp von Zesen, auf welchen Pauli's Kenntniß der altdeutschen Litteratur sich hauptsächlich zu stützen scheint, diese Kerle sind mir alle zu neu, überdieß ja auch nur gedruckt. Aus gedruckten Büchern aber (sie müßten denn von mir selber seyn) da mach' ich mir gar nichts draus. Handschriften, alte Handschriften, das ist die große Sache, die ich im Auge habe, und besonders Bruchstücke von Handschriften! die sind mir eigentlich noch lieber als vollständige, und ich hoffe auch in Kurzem in dem Besitze einer ganz vollständigen Sammlung solcher Bruchstücke zu seyn.

So z. B. aus den 10 Geboten, die jetzt in allen Katechismen stehen, mache ich mir gar nichts; aber um eines kostbaren Bruchstückes willen von den Tafeln, die Moses das erste Mahl vom Berg Sinai mitbrachte, wollte ich in alle Weltgegenden Briefe schreiben; denn der Buchhändler Reimer muß sie portofrei einschließen, und wird so in doppelter Hinsicht ein tüchtiger brauchbarer Handlanger großer Gelehrten.

Um aber wieder zu meinem eigentlichen Zwecke zu kommen, so sehe ich wohl, wie es jetzt mit mir steht, daß die hiesige Bibliothek für mich so gut wie gar nicht da ist.

Mir ist dieses rein unbegreiflich; denn um welcher andern Ursache als um der Bibliothek willen könnt' ich von Fallersleben

nach Berlin gekommen seyn? Wenn ich nicht alles, Handschriften und älteste seltenste Drucke nach Lust und Belieben mit nach Hause nehmen, nöthiges Falls auch dem GR. Meusebach zuschleppen kann; so kann mir die Bibliothek gar nichts helfen. Wenn sie aber das nicht kann, so weiß ich nicht, wozu sie da ist!

Darum begehre ich jetzt eine Anstellung bey derselben mit soviel Besoldung, daß ich wenigstens alle 8 Tage bey Jagor eine Flasche Champagner trinken, und meinem Bruder zu seinem Geburtstage auch ein Mahl ein Paar Stiefeln anmessen lassen kann.

Ich würde großmüthig seyn und gar keine Besoldung verlangen, sondern ganz umsonst (aber nicht vergebens) die Bibliothek für mich benutzen; denn wie man die Menschen mit Großmuth übertölpeln kann, weiß ich und gebe gern allgemeinen hochdeutschen Wörtern meine eigne Fallerslebensche Bedeutung. So aber läßt sich vom Winde nicht leben, zumahl von dem nicht, der im Preußischen gemacht wird; und dann werden Sie auch aus meinen holländischen und allemannischen Gedichten wissen, daß ich heirathen will; denn in der höchsten Poesie ist die höchste Wahrheit.

Sie müssen aber nicht denken, daß ich diese Anstellung suchte, um hernach nur für jeden Narren, der ein Buch von der Bibliothek haben will, den ganzen Tag drin herum zu laufen, einzutragen, wegzutragen, zu löschen u. dergl. geistlose Beschäftigungen mehr. Nein, von mir wird alles, sogar die zwey Mahl doppelte Sechse in dem unrichtigen Dominospiele des Musikanten mit Geist angegriffen, und ich bin hierin ein einziger Mensch. Mein Hauptzweck ist unumschränkte Benutzung der Bibliothek für mich, allenfalls noch zur Zuschleppung für den GR. M., der ohne mich mit seiner Liedersammlung doch niemahls zu Rande und zu Bande käme.

Endlich auch dürfen Sie ja nicht etwa glauben, daß Sie

mich durch diese Anstellung zu einer ewigen Dankbarkeit gegen den Preußischen Staat verpflichten könnten. Bewahre Gott! ich halte zwar Dankbarkeit in abstracto für eine der ersten Tugenden und habe das auch holländisch auf altem Pergament schriftlich. Aber wenn ich (was nicht fehlen kann) in kurzer Zeit ein berühmter Mann, und alle Universitäten, sogar die aufgehobene zu Helmstedt, sich um mich reißen werden; dann stehe ich für nichts, sondern reise auch, aber bloß mit dem langen ſ und nach Helmstedt und von da nach Wolfenbüttel und werde ein andrer Kerl wie Lessing dort war, der mit mir vielleicht nur die einzige Ähnlichkeit hatte, daß er, wenn er unruhig wurde, spielen mußte, daß ihm der Kopf rauchte. Ich aber laufe in solchem Falle spazieren oder zu dem GR. M., wo mir dann auch der Kopf raucht, aber nicht mein eigner, sondern Novalis Kopf, der gegenwärtig leider geflickt wird.

Mit einem Worte: wenn sich bis zum May die Sache nicht entschieden hat, so gehe ich geradezu von Berlin wieder weg, und der Herr M. (der mich doch eigentlich gern hat, wenn er gleich überall an mir schnitzeln will) und Sie und der ganze Preußische Staat haben dann das leere Nachsehen. Und wie ich draußen vor dem Thore bin, lasse ich die ganze Geschichte drucken auf vier Quartseiten in Folio; das muß natürlich Sensation machen und wirken, besonders bez. der Preußischen Behörden, die eine erschreckliche Furcht davor haben, wenn ein einzelner Mensch seine Sache zur Sache des Publikums macht in Grävel'schen Ladenhütern. Sollten Sie aber auf meine desfallsige Druckschrift nicht antworten, sondern so auffallend stillschweigen wie bisher auf mein Einpassieren in hiesige Stadt, so wird der Prof. Hufeland schon meine Partie nehmen und sich über Ihr Stillschweigen ärgern und es unrecht finden, denn ich bin ein freyer deutscher Mann, der seine Sache schon mit Würde vorzutragen weiß, und hingehen kann wo er hinwill. Falls ich sitze und dichte, wenn Ottfried

mich zu spät einladet zu Braunkohl und Gänsebraten, da befleißige ich mich gern der besten und gefälligsten Form und suche die schönsten Wendungen. Aber im Leben finde ich dgl. gar nicht nöthig und bin

keines Menschen
gehorsamer Diener
A. H. Hoffmann v. Fallersleben.

Berlin, 9. Januar 1822.

Ich las und mußte herzlich lachen. Daß ich die Sache so lustig nahm, freute ihn sehr und er meinte, wenn mir diese Eingabe nicht gefiele, so wolle er mir eine andere machen, die ich einreichen könnte. Er hielt Wort. Nach einigen Tagen überreichte er mir die folgende von ihm verfaßte und eigenhändig geschriebene:

An
des Geh. Staats- und Ministers der geistl. 2c. Angelegenheiten
Freiherrn von Altenstein Excellenz.

Eurer Excellenz
wagt der Unterzeichnete eine unterthänige Bitte vorzulegen, von deren günstiger Gewährung das Glück seines Lebens und seines Strebens vielleicht abhängt.

Gebürtig aus Fallersleben im Herzogthume Lüneburg widmete ich mich von den Jahren 1816 bis 1819 in Göttingen, und dann von 1819 bis 1821 in Bonn hauptsächlich den philologischen Studien. Es bot sich mir in Bonn die Gelegenheit einer kleinen Anstellung als Assistent bei der Universitäts-Bibliothek dar, und meine Neigung für das Studium der Sprachen wandte sich zurück auf die deutsche in ihren ältesten Urkunden und Schriftdenkmalen, so wie zugleich auch auf die verwandte altholländische. Den Quellen der letzten näher zu kommen,

besuchte ich im Sommer des verwichenen Jahres, weil sich mir in Bonn keine weitere Aussicht auf Beförderung ergab, die vorzüglichsten gelehrten Anstalten und Bibliotheken Hollands, und ich glaube — durch die zuvorkommende Unterstützung der dortigen Gelehrten begünstigt — in Erreichung meines Zweckes nicht unglücklich gewesen zu seyn.

Gegenwärtig in das deutsche Vaterland zurückgekehrt, ohne unterstützende Eltern jedoch und ohne eignes Vermögen, drängt sich natürlich in mir der Wunsch hervor, mit dem, was ich unter oft kümmerlichen drückenden Verhältnissen erlernt und was ich nach meinen Kräften nun etwa vermöchte, auch dem gemeinen Wesen nützlich zu werden und durch eine meine Existenz einiger Maßen sichernde Lage mich immermehr in dem Erlernten übend zu befestigen und zu größerer Brauchbarkeit auszuarbeiten.

Eurer Excellenz, dem hohen Beförderer der Wissenschaften und jedes ernsten Strebens für dieselben, lege ich deshalb die unterthänige Bitte vor, mir bei der hiesigen königlichen Bibliothek eine meinen Kräften angemessene Anstellung hochgeneigtst zu übertragen. Unter den Augen der erfahrenen und würdigen Vorsteher dieser Anstalt würde mir leicht werden, in den mir nicht fremden Bibliothekgeschäften noch vollkommnere Übung zu gewinnen; die Benutzung der Schätze dieser Bibliothek würde mich in dem Fortgange meiner Studien unterstützen, und hinwieder könnte auch ich mit diesen meinen der altdeutschen und altholländischen Litteratur gleich eifrig zugewendeten Studien der Anstalt selbst in dem besondern Fache vielleicht nützlich werden.

An meinem Eifer und an meiner Treue zum mindesten, falls Hochdieselben meine unterthänige Bitte gnädig gewähren möchten, soll es gewiß niemals fehlen; und mit dem wärmsten Danke würde ich solche Gunst und geneigte Unterstützung lebenslänglich erkennen und verehren. Unter dieser Versicherung wieder-

hole ich meine angelegentliche gehorsamste Bitte, und unterzeichne mit vollkommenster Ehrerbietung

Eurer Excellenz
unterthäniger H.

Berlin, 14. Jan. 1822.

Diese Eingabe fand meinen und meines Bruders vollkommenen Beifall; ich schrieb sie ab und reichte sie beim Minister ein.

Schon am 22. Januar schickte der Minister dieselbe an den Oberbibliothecar Wilken 'mit dem Auftrage, sich gutachtlich darüber zu äußern, ob und in welcher Qualität derselbe (der Privatgelehrte H.) seinen Wünschen gemäß, bei der hiesigen Bibliothek angestellt werden kann; auch über seine wissenschaftliche Bildung durch Unterredung mit ihm und Einsicht seiner schriftstellerischen Arbeiten sich Kenntniß zu verschaffen und darüber zu berichten.'

Ich machte demgemäß Herrn Oberbibliothecar Wilken meine Aufwartung. Er empfing mich nicht eben freundlich. Ich ward etwas verlegen, antwortete aber bald unbefangen auf alle Fragen und übergab ihm einen Theil meiner Arbeiten zu gelegentlicher An- und Durchsicht. Etwas ärgerlich und ohne alle Hoffnung auf Wohlwollen verließ ich Wilken. Zu meinem nicht geringen Erstaunen erfuhr ich später, daß er sehr günstig über mich berichtet hatte.

Ich mußte lange auf Antwort warten und lebte deshalb der Hoffnung, daß eine günstige erfolgen würde. Nicht also. Zu meinem Geburtstage (2. April) wurde ich mit der kurzen Antwort überrascht:

Das Ministerium bedauert Ihnen auf Ihre Eingabe vom 14. Januar d. J. eröffnen zu müssen, daß solches von Ihren

litterarischen Kenntnissen bei der hiesigen Königl. Bibliothek jetzt keinen Gebrauch machen kann, indem der Fonds es nicht gestattet das schon vorhandene Personal zu vermehren und Ihnen eine fortdauernde Remuneration für Ihre Bemühungen anzuweisen.

Es stand mir aber doch noch eine Freude für diesen Tag bevor. Ich war zu Meusebach's eingeladen und fand dort eine reiche Geburtstagsbescherung, darunter auch die ehemalige Eschenburg'sche Handschrift mit niederdeutschen Gedichten aus dem 15. Jahrh.*) Ich war nun fröhlich mit den Fröhlichen und dachte nicht weiter der fehlgeschlagenen Hoffnung auf eine baldige Anstellung.

Das Meusebach'sche Haus gewährte mir damals was ich sonst nur in verschiedenen Häusern, ja oft nicht einmal in einer und derselben Stadt finden konnte: eine belehrende und anregende wissenschaftliche Unterhaltung, eine ausgezeichnete Bibliothek, traulichen Familienverkehr und die Gelegenheit, viele bedeutende Männer und Frauen kennen zu lernen. Sie standen mit M. theils in freundschaftlichen, theils in amtlichen Beziehungen oder suchten seine Bekanntschaft. Es fanden sich dort dann und wann ein: Graf Gneisenau, damals Gouverneur von Berlin, General-Major Carl von Clausewitz, die Majore G. v. Below und v. Tümpling, Hegel, v. Savigny, v. Sethe, Geh. Rath Eichhorn, Prof. Rösel, Achim und Bettina v. Arnim, Graf Schlabrendorf, Georg Anton v. Hardenberg (als Dichter unter dem Namen Rostorf bekannt), der schwedische Generalconsul Dehn, der Hamburger Ministerresident Lappenberg, Prof. Zeune, Johannes Schulze.

*) Bibliotheca Hoffmanni Fallersl. (Lpz. 1847) p. 20—22.

M. hörte damals schon schwer und es war ihm lästig, sich lange mit Leuten zu unterhalten, denen er Rücksicht schuldig war oder mit denen er nichts zu sprechen fand von Belang. Wenn sie dann länger zu bleiben die Absicht zeigten, so wußte er keinen bessern Ableiter als das Spiel, zumal er selbst gerne spielte. So pflegte er immer mit Hegel und Dehn sich zum L'hombre zu setzen, später auch mit meinem Bruder, der bald Meusebach's liebster Spielcamerad wurde.

Unterdessen war Frau v. M. in ihres Mannes Zimmer, wo das Clavier stand. Sie spielte mir dann die schönen Kreutzer'schen Compositionen der Uhland'schen Lieder, oder wol meine eigenen Melodien, die ich mir hatte aufzeichnen lassen. Zuweilen fand sich dann weiblicher Besuch noch ein, zwei liebenswürdige Frauen, Frau v. Clausewitz und Frau v. Tümpling.

Die gewöhnlichen Hausfreunde waren Professor Friedrich Hufeland und Dr. Pauli. Ersterer fand sich nur ein, wenn er zum Mittagsessen eingeladen. Er galt für einen tüchtigen Arzt und war ein angenehmer Tischgenosse. Wir sahen uns sonst nicht. Mit Pauli dagegen hatte ich näheren Verkehr.

Christian Moritz Pauli gehört zu den edelsten Menschen, die ich kennen lernte: durch und durch wahr, gewissenhaft und bieder, ein denkender Kopf, bescheiden bei gediegener Gelehrsamkeit und gefällig und hülfreich wo er konnte. Er war Conrector in seiner Vaterstadt Lübben und dann in Brandenburg gewesen, hatte dies Amt wegen geschwächter Gesundheit aufgegeben und lebte seit 1817 zu Berlin in der Hoffnung, eine seinen Wünschen entsprechendere Stellung zu finden. Ostern 1822 übernahm er vorläufig einige Lehrstunden am französischen Gymnasium und übersetzte für die Staatszeitung die französischen Artikel. Wir hatten manche gemeinsame Neigungen

und Bestrebungen, zumal die Liebe für unsere Muttersprache und den edelen Eifer gegen das noch immer übliche Lateinreden und Lateinschreiben. Er hatte noch vor einigen Jahren (1817) 'gegen den Lateinfrevel' einen dicken Band herausgegeben unter dem Titel: 'Beiträge zur Sprachwissenschaft'. Wir sprachen oft über diesen Gegenstand, waren aber beide von der vorläufigen Erfolglosigkeit aller Bestrebungen dawider und einer noch langen Fortdauer des Lateins als academischer Sprache überzeugt.

Obschon körperlich mitunter sehr leidend, blieb sein Geist auch dann noch immer rege. Noch kurz vor seinem Tode (er starb 5. Febr. 1825) erschien die dritte Sammlung seiner 'Gedanken' (Berlin 1824)*).

Ich verlasse jetzt das Meusebach'sche Haus, um zu erzählen was ich zu Hause trieb und mit wem ich sonst bekannt wurde.

Den ganzen Frühling und Sommer arbeitete ich recht fleißig: ich studierte Grimm's Grammatik in neuer Auflage, deren Aushängebogen mir der Verfasser gütigst zugesendet hatte, ich machte Abschriften alter Handschriften, Auszüge für Sprache und Litteraturgeschichte und benutzte viel die kön. Bibliothek.

Nebenbei dichtete ich und sang mir zu manchem Liede eine Weise, die ich mir dann aufzeichnen ließ von irgend einem Musiker. Niemand war bereiter dazu als Kretzschmer.

Andreas Kretzschmer lebte als pensionierter geheimer Kriegsrath in Berlin und beschäftigte sich mit Musik und Volkspoesie. Er war kein Musiker von tiefen theoretischen Kennt-

*) S. über ihn Friedrich Wilh. Goedicke im Nekrolog der Deutschen 1825 S. 244—261.

nissen und practischer Ausbildung, hatte aber einen feinen Sinn für schöne volksthümliche Melodien und Glück in eigenen Compositionen. Leider liebte er das Geistige in zu weiter Ausdehnung und zerrüttete dadurch sich und sein Hauswesen. Er hatte hübsche Sachen gesammelt, Liederbücher, alte Drucke und Handschriften*), die er nach und nach verkaufen mußte.

Wenn ich in seiner Familie war, da merkte ich nichts von seiner Neigung zum Trunke. Es ging sehr bürgerlich einfach zu, nur ein kleines Fläschchen Rum wurde herumgereicht und der Hausvater maß sich zwei Löffel voll ab und that sie in den Thee. Sah ich ihn aber bei mir oder sonst wo, so hatte er gewöhnlich schon des Guten zu viel gethan. So lieb es mir war, daß er mir meine Melodien aufzeichnete, und so sehr ich auch von seiner freundlichen Gesinnung gegen mich überzeugt war, so wurde mir doch der Verkehr mit ihm nach und nach verleidet. Er war gemüthlich, gefällig, talentvoll, das ist wahr, aber er wurde leichtsinnig und unzuverlässig wie im Leben so auch leider in seinen 'Deutschen Volksliedern', wovon er noch einige Hefte selbst herausgab.

Schon funfzehen Jahre vor dieser Sammlung — die Ankündigung erschien 1837 —, beabsichtigten wir mit Chamisso eine ähnliche. Kretzschmer hätte hier gewiß etwas Ausgezeichnetes geleistet, da es hier nicht darauf ankam, etwas Überliefertes getreu wiederzugeben, seine musicalische Phantasie hätte

*) So besaß er eine Papierhandschrift aus dem 15. Jahrh. mit 41 Liedern, aus v. Murr's Bibliothek. Er schrieb darüber eine kurze Abhandlung: 'Über einen Codex altdeutscher Gedichte' im Literarischen Conversations-Blatt 1822 Nr. 85. Er wollte die Hs. herausgeben 'mit den Melodien in jetzige Noten übertragen'. Das geschah nie. Eine getreue Abschrift nahm Meusebach.

freien Spielraum gehabt und er keine Verantwortlichkeit. Der ganze Plan kam, wie so mancher, den K. mit sich herumtrug, nie zur Ausführung. Die 'Beschlüsse', die wir nach langer Berathung faßten, hat K. aufgezeichnet, sie lauten also:

1. Es soll von den Herren v. Chamisso, Hoffmann v. F. und Kretzschmer eine Liedersammlung herausgegeben werden.
2. Sie soll den Titel erhalten:
   Frische Lieder in allerlei Tönen zu singen.
3. Die Verfasser der Lieder und Weisen werden nicht angegeben.
4. Dagegen kann ein besonderer Nachtrag sich darüber aussprechen, und überhaupt Ansichten das Lied und dessen Weise betreffend entwickeln.
5. Wenigstens sollen 100 Lieder geliefert werden. Der Vorrath wird bestimmen, ob man weiter schreiten kann.
6. Zur Aufnahme eines Liedes oder einer Weise müssen zwei Herausgeber wenigstens einstimmen.
7. Möglichst soll auch dazu beigetragen werden, echte Volksmelodien zu beschaffen.
8. Hr. v. Chamisso übernimmt, einen Verleger für das Werk zu schaffen.
9. Die Form des Werks soll in Octav sein. Die Weisen werden neben oder über den Worten gedruckt.
10. Wo eine Begleitung zu einzelnen Weisen geliefert wird, kann sie nur ganz einfach (vielleicht hie und da zum zweistimmigen Gesang sich eignend) sein, wie es die Liedesweise erfordert, die allen harmonischen Prunk vermeiden und nur aus der Melodie ihr Leben schöpfen muß.

Kretzschmer gab Berlin auf und zog mit seiner Familie nach Anclam. Ich erhielt dann und wann noch einen Brief von ihm. An seiner Volksliedersammlung mochte ich mich nicht

betheiligen, weil ich vorher wußte, daß sie selbst meinen mäßigen Anforderungen nicht entsprechen würde. Er starb dort den 5. März 1839.

Da ich den Aufzeichnungen Kretzschmer's nicht so recht trauete, so sah ich mich noch nach anderen Musikern um. Eines Tages besuchte ich Ludwig Berger. Ich begrüßte ihn als einen trefflichen Componisten von: 'In einem kühlen Grunde', und 'Als der Sandwirth von Passeyer'. Wir sprachen viel über Composition und wie wol Gedichte die sich dazu eigneten beschaffen sein müßten. Dann erzählte ich ihm, daß ich meine Lieder selbst componierte, obschon ich keine Note verstände. Ich sang ihm einige vor und bat ihn dann, sie mir aufzusetzen. Er war sehr bereitwillig. Ich mußte nun satzweise singen und wiederholen, das wurde mir schwer, und es kam mitunter etwas anderes zum Vorschein als beim ersten oder zweiten Male. Er ließ sich dadurch nicht stören. Ich mußte immer wieder singen. Zuweilen fragte er: 'Ist das wirklich so? das geht nicht gut.' — 'Nun, meinte ich, dann bringen Sie es in eine gesetzliche Form!' — Zuletzt bat ich ihn noch um eine Abschrift seiner Composition: 'Als der Sandwirth von Passeyer', die damals noch jung war. So machte sich unsere Bekanntschaft.

Später trafen wir bei Chamisso zusammen. Wir sprachen viel über Volksmelodien. 'Ja, meinte Chamisso, ich würde viel darum geben, wenn eine recht volksthümliche Melodie zu meinem: „Der Zopf der hängt ihm hinten", gemacht würde!' 'Machen wir selbst eine!' sagte ich, und fing gleich an zu singen, Chamisso und Berger stimmten ein; wir sangen so lange bis das Ding rund wurde. Berger setzte dann die Dreimänner-Melodie auf. Ich habe das Blatt noch, wozu jeder von uns schließlich einen Kerl mit einem Zopf zeichnete.

Um dieselbe Zeit besuchte ich Franz Stöpel, von dem damals viel die Rede war. Vielseitig in seinem Fache und unabläßig thätig wirkte er besonders als Lehrer der Logier'schen Methode durch Wort und Schrift. Er war sehr freundlich und gefällig gegen mich, auch ihm verdankte ich mehrere Aufzeichnungen meiner Melodien. Nach vielen Wanderungen, verunglückten Plänen und Enttäuschungen starb er in Paris den 19. Dec. 1836.

Jede Aufzeichnung von einem dieser drei Musiker brachte ich sofort zu Meusebach's. Frau von M. war dann so gütig, sie mir vorzuspielen und nun konnte ich erst mein eigenes Kunstwerk recht kennen lernen und beurtheilen. Obschon ich das Ganze nur als Spielerei betrachtete, so hatte ich doch Freude daran und der eigentliche Gewinn dabei war: ich wurde immer von neuem zum Dichten angeregt.

Auch außerdem fehlte es nicht an Anlaß dazu. Der Geburtstag Meusebach's kam bald heran. Vielseitige Vorbereitungen fanden statt. Frau v. M. hatte einen Lehnstuhl bestellt und stickte selbst die Rücklehne und den Sitz dazu. In der Rücklehne waren alle Bücher angebracht, nach welchen M. seit vielen Jahren vergeblich getrachtet. Die Titel hatte ich angegeben. Daß das Format mitunter falsch war, durfte nicht wundern. Viele dieser Bücher hatte noch niemand gesehen und von einigen war sogar zweifelhaft, ob sie überhaupt jemals das Licht der Welt erblickt hatten.

Auch ich war seit einiger Zeit für den Geburtstag thätig. Ich hatte unter dem Titel: 'Liederhort' die am Rhein und die auf meinen Reisen gesammelten Volkslieder zusammen gestellt mit Anmerkungen über ihre Herkunft und Verwandtschaft mit anderen Volksliedern versehen. Zu vielen hatte der

junge Lange, Sohn des Herodot-Übersetzers, kleine Bilder gemalt.*)

Ferner hatte ich zwei Gedichte verfaßt, eins in Sprache und Geist des 17. Jahrhunderts und ein allemannisches. Hiezu kam noch ein altes vergilbtes Blättchen, worauf ich ein selbstgemachtes Liederbruchstück so geschrieben, daß es in Dinte, Schriftzügen und Schreibung für eins aus dem 16. Jahrh. gelten sollte.

Der 6. Juni, der langersehnte Geburtstag erschien. Unsere Geschenke waren zwischen prachtvollen Blumen und Kränzen aufgestellt und ausgebreitet. M. war freudig überrascht und innig gerührt, wie er denn bei seinem weichen Gemüthe leicht gerührt war, wenn ihm etwas begegnete das recht von Herzen kam.

Mein Gedicht aus der Lohenstein-Hoffmannswaldauschen Zeit ergötzte ihn sehr. Es war eigentlich eine kleine Rache, die ich dafür nahm, daß er immer behauptete, ich wolle von dieser Poesie gar nichts wissen und stelle sie viel zu tief. Allerdings betrachtete ich sie mehr als eine Verirrung der Poesie, die aber eben weil sie einmal vorhanden doch gekannt werden müsse, die für mich aber wenig geeignet schien, mich daran zu erquicken.

Dies Gedicht lautete also:

Dem Herren Geheimbden Rath, Herrn Carl von Meusebach
Zu Seinem einundvierzigsten Geburtsfesttag
Durch einen Denselben
Hoch Verehrenden Freund,
Der es in Sonnenschein und Regen stets gut meint.
Am 6. Junii 1722.

Warum Aurora doch mit ihren Purpur-Wangen
Am Horizonte dort so schön hervorgegangen?

---

*) Die Handschrift ist jetzt in der kön. Bibliothek in Berlin.

Gewiß so froh wie heut so strahlte lange nicht
Ihr liebevolles Aug und freundlich Angesicht.

Wie schnell eilt Phöbus drauff mit seinem goldnen Wagen
Und thut die finstre Nacht mit seinem Glanz verjagen!
Wie kommts nun aber doch, daß so geschäfftig sindt
Der hohe Sonnengott und sein Geschwisterkind?

Sie wollen lauter Lust und Wonne uns verkünden
Und unsre Hertzen ietzt mit neuer Gluth entzünden,
Und deuten somit an, daß festlich dieser Tag
Nach Ehren und Gebühr begangen werden mag.

Geboren ist ihr Freund vor einundvierzig Jahren,
Dem sie von Jugend auff so treu zur Seitten waren,
Und der mit Geist und Witz in ihrer Götterschooß
Zu Reichthum, Ehr und Ruhm, und Weißheit wurde groß.

Wir können ihm nicht mehr den schönen Lorbeer bringen,
Den hat er selber sich verdient in manchen Dingen.
Sein Büchersaal allein schon zeigt es deutlich an,
Was solch ein hoher Geist nicht Alls vollbringen kann.

Da stehn in Schräncken schön die teutschen Tichter alle,
So schön als stünden sie in einer Ruhmeshalle.
Es mag kein einziger darin vergessen sein
Von Otfrido herab zum großen Lohenstein.

Doch wollten wir zumahl die Nahmen alle nennen,
Der Literator selbst der würde sie nicht kennen,
So Fleiß und Klugheit hier und die Betriebsamkeit
Gesammelt hat mit Lust aus alt und neuer Zeit.

Zum Garten gehn wir nun, da ist ietzt schön spatzieren,
Denn früher gingen nur die Knaben drein hoffieren,
Und wo die Spree jüngst floß mit ungestümem Lauff,
Da grünt der Rasen ietzt und stehn Levkojen drauff.

Wer solches ausgeführt, den darff man rühmlich preisen!
Auf seine Wercke nur, da kann man den verweisen
Der nicht sein gutes Herz und seinen frohen Muth
Und seine Freundlichkeit an ihm erkennen thut.

Doch wollten wir davon zu dieser Frist noch sagen,
So fürchten wir, daß selbst in diesen längsten Tagen
Dem der es auf sich nähm zu kurz noch wär die Zeit
Zu schildern hier sein Hertz nach gantzer Würdigkeit.

Wir wollen Blumen nur und Bücher Ihm verehren,
Um Seinen großen Schatz in Etwas zu vermehren,
Und wünschen Ihm noch an, daß Er noch manchen Tag
In diesem Lehnstuhl hier vergnüglich leben mag!

Der Garten, dessen hier gedacht wird, war nur ein Gärtchen, etwa 30 Schritte lang und 10 breit. Diesen sonst öden Raum, auf der Längenseite hinten von einem Holzplatze, vorn von einem Stalle begränzt, von einem Arme der Spree bespült, hatte M. zu einem hübschen Gärtchen mit Blumenbeeten umgeschaffen. Er bezahlte trotzdem 200 ℛ︀ Miethe dafür. Unter dem Wallnußbaume im Winkel standen Tisch und Bänke. Ein stilles schattiges Plätzchen, wo ich oft allein zu sitzen pflegte und dichtete. Im J. 24 fiel es der Zerstörung anheim. Frau Friedländer hatte Haus und Hof für 90000 ℛ︀ verkauft. Es kam dort der neue Packhof hin. Der Kupfergraben wurde erweitert, das Gärtchen verschwand spurlos. ‘Es wird also künftig (schrieb M. den 20. Mai 23) nur noch im Liede leben und auf die Nachwelt fortblühen.’

Das allemannische Lied lautete:

’s Isch hüt hier wol e Fiirtig gsi?
Isch’s nit, ihr Chindli, so?
‘He frili jo! ne schöne Tag,
Drum simmer au so froh.’

‘Deis hemmer üsem Ätti hüt
Mir sini Chindli b’schert,
Doch glaub, der gueten Ätti isch
No tusigmol meh werth.’

'Se! nimm e Gläsli wo De witt,
's Isch guete rhinsche Wi,
Und bring's im lieben Ätti zue —
Sel mag Gottwilche sy.' —

Gsegott! i bring's Der fröhli zue,
Gsegott! 's isch guete Wi,
Doch weger besser soll denkwol
Dir mi Gottwilche sy.

Was Dir der Himmel Guets hat ge,
Sel mag er Dir au lo,
Und bis wie hüt no langi Johr
So gsund und frisch und froh.

Und trüeihe müen sie allesamt
Die Chindli um Di her
An Tuged, Zucht und Frömmikeit
Und gueter wiser Lehr.

Se müen Der spot im Alter no
Sel große Freude sy,
Aß Dir au alli Tag in Luft
Und Friede gange hi.

Gsegott au Ich, Frau Mueter Ich,
Und was i gwünscht nu ha,
's Gilt weger Ich iust ebe so
As euem liebe Ma.

Doch heimli hani no ne Wunsch,
Sel goht Ich iust nüt a:
I wünsch im Her meng sufer Buech
Mit schöne Aria.

Er het io sini Freude dra,
Drum mueß mer's ihm au lo,
Und wenni Liedli näume wüßt,
Er sött sie überchо!

Zum Schluß meiner Geburtstagsmittheilungen noch das Liederbruchstück, das sich noch in der Urschrift erhalten hat:

Die vogelin sint gezogen vß,
Vndt han genomen den summer,
Die laubern die blumen den grunen chle,
Vnd mir gelan den chummer.

Nv trunret so manich heyd vnd waldt,
Die bechlin vndt ouch die prunnen,
Es scheidet sich ietzundt alzo fru,
Woll hinder den bergen die sunne.

Vndt dennoch könnt ich wolgmuedt sin,
Were liep nit wie sunnenwende,
Die liep ist vnstet, weret nit langk,
Bracht manchen in ellende.

O valsches mein liep wennstus bdenckst,
So müeßtu mit mir trawern,
Du sprachest meigenschein weret nit langk,
Treuwliep sollt ewig thauern.

O valsches mein liep wennstus b.

* * *

. . . . ir vogelin . . . .

Fahrt woll ade pleibt nit lang uß,
Woll got euch sicher gsparen,
Dan mugt ir mit sanck, mit frolicher lust,
Vber see vnd lant heim varen.

Ir hat mir ouch nit den chummer gelan,
Der chummt von einer vyl andern,
Reich got ach könnt ich zv diser vrist,
Weit wegk mit den voglin wandern.
.;. ade .;. ade .;.

In truben mudt ichs gsungen han,
Daſ sicht man ouch dem liedel ahn,
Doch chumt die tzeit, vndt ist nitt weit,
Daß ich mich wider frowen kan.
Von späterer Hand darunter:
Warumb nit morgen.

Wir waren in der heitersten Stimmung, und scherzten und lachten bis in die Nacht hinein.

Dem frohen 6. Juni folgte ein sehr ernster 9. An diesem Tage war Peter Anton Fonk von dem Schwurgerichte in Trier zum Tode verurtheilt worden. Er hatte ein Cassationsgesuch an den rheinischen Revisionshof eingereicht, und Meusebach wurde von diesem mit dem Referate beauftragt.

Bald kamen ganze Stöße Acten. M. arbeitete nun Tag und Nacht mit jener Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit, die er in allen Dingen, welche bedeutend waren oder ihm dafür galten, treu festhielt. Er war todt für alle Bücher, Handschriften, Kataloge, Litteratur, Poesie. Alle Fröhlichkeit schien im Meusebachschen Hause ausgestorben. Da wurde niemand angenommen, niemand eingeladen. Ich hatte freilich Zutritt: ich konnte in seinem Zimmer lesen und schreiben, mußte mich aber sehr ruhig verhalten. Da kam es denn doch vor, daß er ein Gespräch mit mir anfing, und sich erkundigte, ob ich nicht was Neues gefunden. Zuweilen wurde ich dann gewürdigt, Acten vorzulesen. Das war mir eine lästige Auszeichnung, und ich konnte es nicht lassen, wenn ich nach einer Stunde erlöst wurde, auszurufen: Gott sei Dank! Es war aber auch merkwürdig: dieser schauderhafte Prozeß verfolgte mich ordentlich. Als ich im Herbst 1820 in Trier war, wurde Hamacher von dem Schwurgerichte zum Tode verurtheilt. Als ich dann im Frühjahr 21 nach Köln kam, war mein Freund der Staatsprocurator Leist mit dem Fonk'schen Prozesse beschäftigt, und jetzt war ich wieder mitten drin.

Das dauerte noch den ganzen Juli fort bis gegen Mitte Augusts. M. war in Folge der sehr anstrengenden Arbeit und der vielen Nachtwachen in einen überreizten, fast krankhaften

Zustand gerathen. Ich kam seltener zu ihm. Wir sehnten uns nach dem Augenblicke, wo seine Arbeit vollendet war. Endlich kam die Stunde der Erlösung. In der Sitzung vom 14. August trug M. seinen Bericht vor*) und der Revisionshof verwarf danach das Fonk'sche Cassationsgesuch.

M. kehrte bald zu seinen alten Liebhabereien zurück. Er sah die vielen Versteigerungs- und Preiskataloge durch, machte Auszüge und gab Bestellungen an Suin, der wieder freien Zutritt hatte und nicht allein die Aufträge für Berlin, sondern auch nach auswärts besorgte. Der Buchbinder erhielt wieder ganze Stöße zum Binden, und jedesmal die Weisung 'die Möglichkeit hinten drauf zu drucken.' M. vervollständigte wieder seine Liedersammlung durch eigene zierliche Abschriften, schrieb allerlei Bemerkungen auf die Vorsetzblätter seiner Bücher oder legte eigene Zettelchen hinein mit irgend einer Nachricht über den Verfasser oder das Buch, trug allerlei Wörter nach in seinem durchschossenen Campe, vervollständigte Koch's Compendium der deutschen Litteratur, beantwortete diese oder jene Anfrage, die ihm mündlich oder schriftlich zugekommen war, kurzum, er war für seine litterarischen Bestrebungen wieder der alte.

Leider hatte sein Gehör die letzte Zeit sehr gelitten, die Unterhaltung mit ihm war dadurch sehr erschwert. Ich konnte weniger darüber klagen; ich sprach langsam und deutlich, auch hatte er sich an den Ton meiner Stimme gewöhnt. Besonders angreifend war für ihn jede Sitzung des Revisionshofes. Er mußte dann stundenlang unverwandt dem Vortrage folgen, da-

---

*) v. Meusebach's Bericht über die Fonksche Sache. (Aus Hitzig's Annalen. Berlin 1833.)

mit ihm kein Wort verloren ging und er im Zusammenhange blieb. Das war furchtbar anstrengend, zumal wenn der Berichterstatter nicht sehr deutlich sprach. Kam dann M. aus der Sitzung zu Hause, so war er sehr gereizt und konnte über die größte Kleinigkeit außer sich gerathen. Wenn er heftig geworden, ließ er sich schwer besänftigen. Gewöhnlich erfolgte bei Tische ein Donnerwetter. Ich war deshalb an allen Sitzungstagen (Mittwoch) zum Mittagsessen eingeladen und nannte mich selbst den Blitzableiter. So wie ein Gewitter losbrach, verhielt sich Alles ruhig. Wenn dann M. genug geblitzt und gedonnert hatte und ich bemerkte nur ein Stückchen blauen Himmel, dann gelang es mir gewöhnlich mit einem Worte, das gar keine Beziehung auf den Gegenstand seines Zornes hatte, den Frieden wieder herzustellen. Er war dann wieder sanft wie ein Kind, der allerliebenswürdigste Mann von der Welt, und wußte auch bei mir, wenn auch ich mein Theil Schelte bekommen hatte, Alles wieder gut zu machen. Wir rauchten dann eine Friedenspfeife.

Meine Ruhe kam mir sehr zu statten, noch mehr aber, daß ich ihn in seinem ganzen Wesen erkannt hatte. Wir blieben immer die besten Freunde, ich liebte seinen Humor, ich ließ mir seine Neckereien und Sticheleien gefallen, ich ehrte seine vielseitigen Kenntnisse und Forschungen, und gab ihm Beweise, wie sehr ich ihn liebte und hochschätzte.

Das Alles wußte er aber auch und ebendeshalb konnte er auf seine Weise recht frei und behaglich mit mir verkehren.

Ich theilte ihm von Zeit zu Zeit Manches mit was ich hie und da in Berlin auftrieb. Es freute ihn jedesmal und doch schrieb er mir eines schönen Tags: ‘Ich muß Sie dringend bitten, die ꝛc. abzuholen, da mir sonst der Raum in der

Stube zu enge wird vor Ihren erbärmlichen Zuschleppungen.' Das störte mich gar nicht, ich fuhr fort mit meinen erbärmlichen Zuschleppungen.

Wenn ich zuweilen zwei- oder dreimal in der Woche bei M. zu Mittag gespeist hatte und er mich dann in der Nacht mit dem Lichte und dem Hausschlüssel in der Hand begleitete und hinausließ, so erinnerte ich ihn an die Geschichte von dem alten Herrn Vetter und dem jungen Herrn Vetter. Der alte pflegte immer beim Abschied zu sagen: 'Kommen Sie bald wieder, Herr Vetter!' Als nun der junge auch einmal öfter hinter einander bei dem alten gewesen war und dieser wieder sein: 'Kommen Sie bald wieder, Herr Vetter!' schließlich sagte, fragte der junge: 'Morgen, Herr Vetter?' da antwortete der alte: 'Morgen juste nicht!' — Obschon M. auch sagte: 'Kommen Sie bald wieder!' und meine Frage: 'Morgen?' jedesmal beantwortete: 'Morgen juste nicht!', so erfolgte doch oft den andern Morgen eine mündliche oder schriftliche Einladung. Letztere pflegte gewöhnlich einige Pickles zu enthalten, z. B.

'Sie haben mir zwar gestern wenig Schmeichelhaftes gesagt, noch weniger gethan; doch könnten Sie heute hier essen.

Gerne dien' ich den Freunden &c.

Da ist kein anderer Rath; Du mußt es machen wie Hoffmann,
Ihnen nur dienen in dem, was einzig Neigung nur Dir.'

Ferner:

'Sr. Hochwohlgeboren
des Herrn H. von Fallersleben.

Apropos! warum baten Sie nicht, da Sie geadelt wurden, das Diplom lieber auf Ihren Herrn Vater auszustellen als auf Sie? Dann hätte doch auch Ihr Herr Bruder etwas davon und brauchte nicht von Ihrem Fette mitzuzehren, das Ihnen auf Briefaufschriften zuträuft, oder zu warten bis er auch ein

Geheimer Ober wird wie ich, daher ich bitten möchte an mich immer doppelt

Sr. Hochwohlgeboren
Sr. Hochwohlgeboren

zu schreiben, ut in litteris.'

In einer früheren Einladung aus dem Frühjahre waren mir siebenerlei Gelegenheiten zu allerlei Dingen eröffnet, wenn ich käme, die letzte war 'dem Unterzeichneten von Zeit zu Zeit zu schmeicheln.'

Dazu bedurfte es eigentlich nie einer besonderen Gelegenheit, denn die war immer vorhanden. Ich erfuhr ja immer etwas Neues aus seinen eigenen Forschungen so wie aus den Schätzen seiner Bibliothek. Das Schmeicheln nahm er übrigens in sehr weitem Sinne: dazu gehörte nicht allein die beifällige Freude an seinen Mittheilungen, sondern auch die Bereitwilligkeit, ihm etwas Liebes und Werthes zu verehren. Da mir nach und nach meine Quellen versiegten, so dachte ich nun darau, auf andere Weise seine Sammlungen zu bereichern. Ich veranstaltete ein Liederbüchlein und ging damit zu Zürngibl. Ich verlangte als Honorar nur ein paar Exemplare auf besserem Papiere. Wir wurden Handels einig. Das Büchlein erschien unter dem Titel:

Die Schöneberger Nachtigall. Das ist: lauter schöne neue Lieder für die lieben Landleute alt und jung, die lustigen Handwerksburschen, für die braven Soldaten und Herren Studenten gleichermaßen. Berlin, zu haben in der Zürngiblschen Buchdruckerei, Haakschen Markt No. 2.

M. erhielt ein Prachtexemplar und freute sich über das Büchlein so wie über die Art, wie ich bedacht war, seine Sammlungen zu vermehren.

M.s Liederschatz war damals schon sehr bedeutend und

wuchs zusehends. Wo fliegende Blätter mit alten Liedern irgend auftauchten, da warf er seine Angeln aus und war beinahe immer glücklich. Er ließ es sich freilich viel, sehr viel kosten, bei Versteigerungen mußte für ihn immer der letzte Preis geboten werden. Eines Abends erhielt ich noch spät eine Einladung zu ihm. Als ich in sein Zimmer trat, sah ich alle Tische mit alten fliegenden Blättern belegt — es war seine jüngste Erwerbung.

Diese Beziehungen zum Meusebachschen Hause füllten so sehr meine freie Zeit aus, daß ich zum Verkehre mit anderen Leuten kein rechtes Bedürfniß fühlte. Ich machte gegen Beginn des Winters nur noch wenig Bekanntschaften und vernachlässigte sogar die bereits gemachten.

Zwei liebe Universitätsfreunde waren gerade um die Zeit in Berlin: Dr. Runge und Dr. Friedrich Hoffmann, beide Privatdocenten, die mit einander in freundschaftlichem und wissenschaftlichem Verkehre standen.

Zuerst besuchte ich Runge.*) Er hatte sich mit seinem Landsmann Poggendorff eine Wohnung gemiethet, beide führten eine echte Junggesellenwirthschaft. Die Stube war bei den allerlei chemischen Versuchen fürchterlich zugerichtet: auf dem Fußboden, an den Wänden, an den Fensterscheiben zeigten sich Spuren von allerlei Farben und schmutzigen Überresten. Runge, seines Zeichens ein Apotheker, hatte Medicin studiert, war dann Chemiker geworden, und mußte, um Privatdocent zu werden, erst noch den philosophischen Doctorgrad erlangen. Er hatte de pigmento indico (über den Indigo) eine lateinische Abhandlung geschrieben und lateinisch vertheidigt.

*) Friedlieb Ferdinand Runge, geb. 8. Febr. 1795 zu Billwerder bei Hamburg.

Die Promotion soll eine der komischsten gewesen sein, die wol auf deutschen Universitäten vorgenommen wurde. Runge, der sich auf Lateinsprechen nie eingelassen hatte, sprach mit genialer Frechheit, warf mit gewissen Redensarten um sich und wenn er gar nicht wußte, was er sagen sollte, nahm er zu einem Sprichwort seine Zuflucht: Practica est multiplex — Plenus venter non studet libenter — Post nubila Phoebus — Errare humanum est etc. Er hielt Vorlesungen über technische Chemie und fand vielen Zuspruch. Ewig mit neuen Versuchen beschäftigt, war er glücklich Vieles zu finden und freigebig mit seinen Entdeckungen. Er freute sich, wenn er einem Fabricanten oder Handwerker damit nützlich sein konnte.

Neben dem lebendigen, unruhigen Runge beschäftigte sich sein stiller, bedächtiger Landsmann Poggendorff, früher auch Apotheker, meist mit Physik.

Mit ihm hatte Friedrich Hoffmann, der sich auch öfter hier einfand, noch mehr Beziehungen als mit Runge. Hoffmann lud uns öfter zu sich ein. Er wohnte im Hinterhause seines Vaters, des Staatsraths. Da gab es für uns denn immer gemüthliche Abende. Obschon ich mich unter lauter Naturforschern befand, zu denen sich auch noch Chamisso, der Botaniker v. Schlechtendal und der sehr junge Astronom Jacob Wilh. Heinrich Lehmann gesellten, so war doch die Unterhaltung durchaus nicht einseitig. Sehr ergötzten wir uns, wenn Chamisso, den ich hier erst kennen lernte, von seiner Reise um die Welt erzählte. Er wußte durch sein Hand- und Geberdenspiel und seine mitunter unbeholfene Sprache die unbedeutendste Geschichte interessant zu machen.

Später war ich auch in Chamisso's Hause und verlebte dort einige schöne Abende. Frau v. Ch. war eine hübsche an-

muthige Frau und im Bewußtsein ihres Glückes blickte sie so recht liebeselig in die Welt hinein. Sie konnte sehr naiv sein — sie selbst, die Zeugin der überschwänglichen Liebe ihres Mannes, meinte, als ich einige Liebeslieder las: ‘Wie kann man aber auch so verliebt sein!’ Dagegen meinte ihr Mann, dem das Volksthümliche über Alles ging und der fast immer vergebens danach strebte: ‘Der singt wie der Vogel singt.’ — Eines Abends war auch Joseph von Eichendorff zugegen. Die Unterhaltung war eine sehr belebte, wir brachen erst um Mitternacht auf. Ich ging nachher noch mit Eichendorff eine Zeitlang spazieren in den langen stillen Straßen Berlins, wir unterhielten uns viel über Poesie und Philisterei.

Außerdem lernte ich noch im Laufe des Sommers kennen: Köpke, Bernhard Klein und Pölchau.

Den Professor Friedrich Karl Köpke*) hatte ich aufgesucht wegen seiner altdeutschen Studien. Leider hatte er bald nach seiner Ausgabe des Barlaam und Josaphat sich wieder ganz der einem Schulmanne näher liegenden griechischen und lateinischen Philologie zugewendet. Ich besuchte ihn öfter, er war immer sehr freundlich und theilnehmend.

Bernhard Klein lernte ich nur von seiner schwächsten Seite kennen, nämlich als Bibliothecar einer Sammlung alter Musicalien, die unter seiner, des Universitäts-Musikdirectors Aufsicht stand, oder vielmehr lag. Klein kümmerte sich wenig darum, war aber äußerst gefällig, ich konnte besehen und benutzen was ich wollte. Die Sammlung ist nachher der kön. Bibliothek einverleibt worden.

Eben so kurz war meine Bekanntschaft mit Georg Pölchau.

*) Seit 1817 Professor am Joachimsthalschen Gymnasium.

Er hatte eine bedeutende Sammlung musicalischer Werke, namentlich älterer Meister. Ich hoffte bei ihm Liederbücher des 16. und 17. Jahrhunderts zu finden. Doch dafür hatte er entweder keinen Sinn oder keine Gelegenheit gehabt sie zu erwerben. Seine Bibliothek wurde nach seinem Tode (1836) von der königlichen Bibliothek angekauft.

Auch machte ich noch die Bekanntschaft des Hofraths Karl von Reinhard, der damals in Berlin lebte. Ich hatte durchaus nicht die Absicht den 'kaiserl. gekrönten Poeten' kennen zu lernen, denn der Mann war damals schon nicht mehr durch die Herausgabe seiner eigenen, sondern nur noch der Gedichte Anderer bekannt, namentlich seines Freundes Bürger. Man hatte mir gesagt, Reinhard besitze altdeutsche Bücher und wichtige Autographa. Das trieb mich zu ihm hin. Jene mochte er besessen haben, von diesen bekam ich nur zu sehen Bürger's Handschrift der Nachtfeier der Venus. Dabei erzählte Reinhard, Bürger habe nur Änderungen an seinen Gedichten vornehmen können, wenn er sie abgeschrieben, und so fänden sich denn von der Nachtfeier der Venus 12 Reinschriften, deren jede kleine Änderungen enthielte.

Noch muß ich eines Ereignisses gedenken, das für den Augenblick sehr unangenehm war und für die Zukunft zu größerer Vorsicht mahnte. An einem heißen Sommertage kam ich von Meusebach wie gewöhnlich sehr spät nach Hause. In unserm Wohnzimmer stand ein Fenster des oberen Flügels offen. Weil es noch sehr warm im Zimmer war, so schloß ich dies Fenster nicht. Als wir am Morgen die Glasthür öffneten, die unser Schlafgemach von der Stube trennte, wurden wir sehr überrascht: die untern Fenster standen offen, alle meine

Kleider, von meines Bruders die besten aus dem Schranke, das lose Geld, die Uhr, die Schlüssel zum Schreibtisch, Alles war gestohlen. Mein Bruder pflegte vor dem Schlafengehen nämlich solche Sachen auf den Tisch zu legen. Der Schreibtisch war geöffnet und alle Wäsche war ebenfalls fort, nur das Geld darin hatten die Diebe nicht gefunden. Ich hatte nichts behalten als das Hemde am Leibe, meine Bücher und Handschriften waren unberührt geblieben. Mein Bruder scherzte: 'Da kannst Du sehen, daß das Zeug nicht viel werth ist!' — Ich schrieb sofort an meine Bekannten und bat, mir einen Anzug zu leihen. Dr. Kaathoven von Leiden, den ich nebst seinem Freunde Thorbecke erst neulich kennen gelernt hatte, schickte, aber Nichts paßte. Dann schickte F. Hoffmann und Alles paßte prächtig. Ich ging sofort zu Meusebach und erzählte was uns begegnet. Er meinte, es wäre doch hübsch, daß ich so schnell wieder in Hoffmann'schen Kleidern einhergehen könnte. — Das Unangenehmste war, daß wir nach einigen Wochen auf dem Gerichte erscheinen und unsere Sachen als die unsrigen anerkennen mußten. Dann vergingen wieder mehrere Wochen, ehe wir den größten Theil des Gestohlenen wieder erhielten, es war aber in einem Zustande, daß wir nichts mehr gebrauchen konnten. Künftig verließen wir uns nicht mehr auf die Nähe von des Königs Palais und schlossen unsere Fenster schon in der Dämmerung.

Das Weihnachtsfest kam heran. Ich war bei Meusebach's eingeladen. In heiterster Stimmung traten wir in das Bescherungszimmer. Der Tannenbaum mit seinen vielen bunten brennenden Lichtern, goldenen und silbernen Äpfeln und Nüssen, beglänzte die Geschenke, die wir uns wechselseitig bescherten. Es

war manches Sinnreiche darunter: so hatte Frau v. M. ein Buch vom Conditor bereiten lassen, das sehr täuschend aussah, es hatte die zierliche Aufschrift einer der Fischartschen Schriften, die M. noch fehlten.

Am Silvesterabend hielten wir eine Nachfeier. Wir waren wieder sehr heiter. Die Familie zog sich zurück, ehe das neue Jahr anhub. Ich blieb mit M. allein und wir ließen es herankommen. Etwa eine Stunde später trete ich zufällig ans Fenster und sehe unten auf der Straße einen Mann, der wunderliche Bewegungen macht. Ich sage M.: 'Ich weiß gar nicht was der Mensch will, er winkt immerzu.' — 'Nun, meint M., wir wollen sehen', und öffnet das Fenster. Da ruft es herauf: 'Lassen Sie mich doch ein! ich bin der Geh. Rath Schulze.' — 'Dem Mann kann geholfen werden', meint M., nimmt den Hausschlüssel und geht; ich begleite ihn, er öffnet, und der Herr Geh. Rath Johannes Schulze tritt ein. Er kam aus einer Gesellschaft, wo man eben nicht trockenen Mundes gesessen hatte. Kaum hat er auf dem Sopha Platz genommen, so erscheint Frau v. M. Schulze entschuldigt sich in Einem fort, daß er es gewagt habe, so spät einzukehren. 'Sehen Sie, Herr Geh. Rath, beginnt darauf M., was mir meine Frau zu Weihnachten beschert hat' — und überreicht das nachgemachte Buch. Schulze nimmt es 'Allerliebst! allerliebst!' will es öffnen und — zerbricht es: 'Bitte tausendmal um Entschuldigung! Nein, daß mir auch so was passieren muß! solch Kunstwerk zu zerbrechen!' Er ist gar nicht wieder zu beruhigen und bittet immer tausendmal um Entschuldigung. Unter solchen Umständen scheint es denn doch dem Herrn Geheimen Rath am gerathensten sich zu empfehlen. Wie ich das merke, wende ich mich an ihn: 'Erlauben Sie Herr Geheimer Rath,

daß ich Sie begleiten darf?' — 'Mit dem größten Vergnügen!'

Ich fasse ihn unter und wir gehen Arm in Arm zum Döhnhofsplatz. Die frische Luft wirkt beruhigend und ich benutze die gute Gelegenheit, mich gegen den Herrn vortragenden Rath im hohen Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten auszusprechen.

Ich. Ist es denn gar nicht möglich, daß ich im preußischen Staate eine Anstellung finden kann?

Sch. Keine Aussicht, gar keine Aussicht, Alles besetzt.

Ich. Wenn nun auch an hiesiger Bibliothek keine Stelle offen, so findet sich wol sonstwo eine.

Sch. In Breslau will der jetzige Custos abgehen, aber zu viel Entschädigung haben — Alles in weitem Felde. Wenn er aber auch abgeht, da sind schon so viele vorgeschlagen, so viele, viele haben sich gemeldet —

Ich. Wenn ich mich nun auch meldete —

Sch. Hilft Ihnen nichts, gar nichts.

Ich. Wenn Sie dann mein Gesuch unterstützen wollten, Herr Geh. Rath!

Sch. Liebes Kind, wenn ich das auch thäte — hilft nichts. Die Sache ist nicht reif. Zuviel Schwierigkeiten noch.

Unterdessen hatten wir sein Haus erreicht: 'Herr Geh. Rath, ich wünsche Ihnen nochmals ein fröhliches Neujahr und bitte um Ihr ferneres gütiges Wohlwollen.' — 'Was an mir liegt, werde Alles thun — kommt Alles auf den Minister an. Ich danke Ihnen. Leben Sie wohl! leben Sie wohl!'

Noch in der Nacht erzählte ich meinem Bruder mein Abenteuer. Er meinte, ich müsse sofort ein Bittgesuch um die Custodenstelle in Breslau an den Minister einreichen.

Am andern Morgen machte mir mein Bruder die Eingabe, ich schrieb sie ab und trug sie ins Ministerium.

1 8 2 3.

Ich hegte die beste Hoffnung und wartete sehnsuchtsvoll. Nach vierzehen Tagen hielt ich es doch für gerathen, ein neues Gesuch an den Minister zu richten. Es war wieder der 14. Januar, an dem ich vor einem Jahre an den Minister schrieb. Ich legte mehrere meiner Arbeiten bei, unter anderen eine Übersicht der mittelniederländischen Dichtungen, die später als Pars I. der Horae belgicae erschien.

Ich lebte nun in banger Erwartung. Wenn ich mitunter traurig gestimmt war, daß auch diesmal wieder eine abschlägige Antwort erfolgen könnte, so ging ich zu Meusebach's und fand dort immer die freundlichste Theilnahme und vergaß in dem traulichen Familienkreise Alles was mich heimlich quälte.

Karolina war noch ein Kind, aber es war ein Bedürfniß meines Herzens, sie als meine künftige Geliebte zu betrachten. Ich liebte und sang von Liebe und durfte doch niemandem sagen, wen ich mit Rosegilge und Arlikona meinte. Darum konnte ich zu ihrem Geburtstage (7. Febr. 23) nur sagen:

Was soll ich zum Geburtstag schenken?
Wär' ein geschriebner Wunsch genug,
So schrieb' ich Dir zum Angedenken
Voll Wünsche wol ein ganzes Buch.

Und dennoch läßt sich das nicht schreiben
Was einem recht zu Herzen geht —
Drum mag dann ungeschrieben bleiben
Was besser sich von selbst versteht.

Daß sie einst eine Quelle meiner unerfüllten Sehnsucht, eines nachhaltigen Schmerzens werden würde, hatte ich schon

im vorigen Sommer geahndet. Aus dem Juni 22. stammt das einst viel gesungene Lied nach der schönen Weise von Curschmann:

Du siehst mich an und kennst mich nicht,
Du liebes Engelangesicht!
Die Wünsche weißt Du nicht, die reinen,
Die Du so unbewußt erregt.
Ich muß mich freu'n, und möchte weinen,
So hast Du mir mein Herz bewegt.

Kenn' ich Dein Glück, Du kennst es nicht,
Du liebes Engelangesicht!
Welch schönes Loos ist Dir beschieden!
Wie eine Lilie auf dem Feld,
So heiter und so still zufrieden
Lebst Du in Deiner kleinen Welt.

Mich treibt's im Leben hin und her,
Als ob ich niemals glücklich wär',
Kann keinen Frieden mir erjagen
Und keine Heiterkeit und Ruh,
Und hab' in meinen schönsten Tagen
Nur Einen Wunsch: lebt' ich wie Du!

Und ich sollte bald von ihr scheiden und von Allem scheiden was mir lieb und theuer war in Berlin. Am 4. März wurde ich vom Minister v. Altenstein 'bei der Central-Bibliothek in Breslau als Custos vorläufig und zur Probe auf Ein Jahr gegen eine Remuneration von 300 ₰' angestellt und erhielt 35 ₰ Reisegeld.

Ich war herzlich froh, der liebevollen Fürsorge meines Bruders enthoben und selbständig geworden zu sein. Wenn auch das 'vorläufig und zur Probe auf Ein Jahr' meine Zukunft noch in Zweifel stellte, auch ich keine angenehmen Dienstverhältnisse mir versprechen durfte, indem ich der Willkür des

Curators und des Bibliothecars völlig preisgegeben war, so fühlte ich mich doch stark genug, allen Intriguen gewachsen zu sein.

Schlesien kannte ich noch gar nicht. Was ich davon wußte, hatte ich aus Büchern erfahren und aus den Erzählungen meiner Freunde. Es war mir eigentlich von Deutschland zu fern und nun von Holland, mit dem ich noch immer in lebhaftem freundschaftlichen Verkehre stand, erst recht fern. Meine Mutter weinte, als ich nach Bonn ging; wie sie hörte ich müsse nach Breslau, weinte sie nicht mehr, das lag ihr außer der Welt.

Hatte ich mich im Briefwechsel bisher sehr mäßigen müssen, so stand mir jetzt in Sicht, daß das nun noch mehr der Fall werden würde. Das Porto wurde nach Entfernungen berechnet und Breslau war eben von allen Orten fern wohin ich künftig schreiben mußte oder möchte. Also der briefliche Verkehr war mir erschwert und der persönliche vorläufig unmöglich. Durch die weitere Entfernung war das Reisen kostspieliger geworden. Die Fahrposten waren schlecht und langsam, die eben eingerichteten Schnellposten unser einem zu theuer, obschon sie viel Bequemlichkeit und schnelle Beförderung boten.

Der Gedanke an die Ferne und die Fremde machte mir den Abschied erst recht schwer, es war mir, als ob ich ein unsicheres angenehmes Leben gegen ein sicheres unangenehmes vertauscht hätte.

Kurz vor meiner Abreise nahm ich auch Abschied vom Herrn v. Nagler. Ich hatte ihn letzten Sommer öfter besucht, um seine Sammlungen kennen zu lernen. Er war jetzt Generalpostmeister und bewilligte mir auf meine Bitte freie Fahrpost bis Breslau.

Anhang.

Beilage zu Seite 84.

Album Alumnorum

primi ordinis Catharinei.

Post examen autumnale a. 1811 ad primum ordinem ex secundo adscenderunt:

362. Carolus Fridericus Theodorus Lachmann, n. d. 2. Dec. 1800. Brunovici.	Indefessa industria ingenioque alacri inter paucos bene excultus m. Maio 1816 in Carolinum transiit.
366. Georgius Ewaldus zum Berge, n. d. 28. Dec. 1796. Jehmkii prope Fallerslebiam.	Musis invitis natus, autumno 1812 scholas nostras reliquit, artem, ut audio, chirurgicam sequutus.

Post examen vernum a. 1812:

372. Carolus Georgius Henricus Lentz, n. d. 23. Jul. 1798. Watzumi, prope Schepenstadiam.	Ingenio promtus, diligentia commendatus m. Oct. 1816 in Carolinum transiit.
375. Fridericus Antonius Praël, n. d. 14. Maii 1796. Liebenburgi.	Ingenio, diligentia, moribus inter paucos insignis m. sept. 1815 anatomicis medicorum praelectionibus operam dedit.

Post examen autumnale a. 1812 ex secundo ordine traducti:

379. Carolus Georgius Henricus Eduardus Köchy, n. d. 26. Oct. 1799. Brunsvigae.	Circa finem a. 1815 Carolinis accessit.

381. Elias Fridericus Bernhardus Bussius, n. d. 11. Aug. 1799. Brunsvicensis. — Vere 1816 in Carolinum transiit. Laudabilis.

Mense aprili a. 1813 ex ordine secundo ad primum adscenderunt:

386. Augustus Gothofredus Skerl, n. 20. Sept. 1799. Brunsvigae. — Ingenii dotibus ac diligentia multos antecedens, m. Oct. 1816 citius ad Carolinianos accessit.

388. Fridericus Guilielmus Conradus Zachariae, n. 28. Febr. 1798. Hoymia-Bernburgicus. — m. Mart. 1816 Halam petiit, ICtorum futurus auditor. Laude dignus.

389. Augustus Henricus Reinecke, n. 8. Jan. 1798. Wahrstediae prope Oebisfeldam. — 1815 in acad. Rostochiens. transiit.

390. Wilh. Ferdinandus Fritsch, n. 23. Febr. Magna Winnigstedia-Brunsvicensis.

Aliunde accessere sub idem tempus:

395. Fridericus Gehrich, n. d. 24. Aprilis 1796. Goslariae. — Mediocris; fratri certe impar, vere 1816 Carolinus.

Post examen autumnale a. 1813 ex ordine secundo traducti:

399. Carolus Henricus Seifert, n. 17. Maii 1798. Brunovici. — m. Maio 1815 Vecheldanae scholae doctor et discipulus simul. 1816 ad nos redierat. Vere Carolinianis accessit.

401. Fridericus Theodorus Sandvoss, n. 13. Aug. 1795. Goslariae. — m. Maio 1816 Carolinus.

402. Ludovicus Philippus Ernestus Kramer, n. d. 25. Jul. 1797. Harlingerodanus. — Moribus minus probatus, autumno 1815 in Carolinum properavit.

Mense aprili anni 1814 inter primanos recepti sunt:

404. Heinrich Wilhelm Ludolph Lachmann, n. d. 22. Nov. 1801. Brunovici. — post vernum examen 1817 patre volente Carolinis iam accessit.

405. Statius Thedel Julius Ericus ab Unger, n. d. 10. Febr. 1799. Gitterae ad salinas Julias. — ineunte Jul. 1815 ad Martineum transiit.

406. Augustus Henricus Hoffmann, n. d. 2. April. 1798. Fallerslebiae. — Ingenio praestanti. Sed citius vere 1816 ad academiam transvolat.

407. Augustus Wilh. Schlaefke, n. d. 25. Dec. 1797. Wernigerodae. — m. Maio 1816 Carolinus.

412. Fridericus Davides Eduardus Lochte, n. 18. Nov. 1800. Brunovici. — Laudabilis ingenio et industria. Post examen autumnale 1817 in Carolinum transiit.

413. Antonius Guilielmus Eberhardus de Campen, n. 2. Mart. 1799. Kirchbergae prope Seesumenses. — 16. April. 1815 ad militiam contra Napoleontem a Borussis evocatus.

416. Fridericus Carolus Guilielmus Köllsch, n. d. 11. Jun. 1801. Lehrae, pago Brunsvicensi. — Bonus ac diligens; post examen autumnale 1817 Carolinus.

417. Otto Gotthardus Ferdinandus Carolus Josephus Klenze, n. d. 14. Mart. 1800. Liebenburgi. — Paucos menses noster.

Ineunte Aprili a. 1815 ex secundanis nostris traducti sunt:

419. Friedr. Wilhelm Pockels, geb. d. 23. Januar 1800. Northeim. — Post examen vernum 1817 ad Carolinos transiit.

420. Daniel Christianus Ferdinandus Maevers, n. d. 14. Jun. 1800. Osterodae. — Bene moratus, phthisi decessit 1818.

Sub idem tempus e Blancoburgensi schola accessit:

422. Carolus Fridericus Ludovicus Henneberg, n. d. 26. Dec. 1797. Blancoburgi. — Vere 1816 Carolinus; laudabili ingenio.

et ex Helmstadiensi:

423. Henricus Fridericus Caspari, n. 28. Jan. 1798. Siegerslebia-Magdeburgicus.	Post examen vernum 1817 Carolinus.
424. Carolus Augustus Theodorus Blume, n. 11. Decemb. 1799. Gardelegia-Brandenburgicus.	Diligentia et moribus laudabilis, ingenio mediocri, m. Mart. 1819 Halam abiturus, ut theologorum scholas frequentaret; publice scholae valedixit.

Mense Augusto 1815 recipitur:

425. Fridericus Adolfus ab Oeynhausen, n. 13. Aug. 1800. Bardorfiae prope Obisfeldam.	Post examen vernum 1817 Carolinus nimis cito.

Post examen autumnale 1815 ex ordine secundo traducti:

426. Carolus Guilielmus Otto ab Uslar, n. 15. Febr. 1801 zur Ockerhütte prope Goslariam.	ut praecedens.
427. Christ. Ludovicus Friedemann, n. d. 6. Sept. 1800. Brunsvici.	ut praecedentes.
428. Joannes Henricus Augustus Alburg, n. d. 17. Mai 1800. Secklenburgae prope Luneburgum.	ut praecedentes.

Vere 1816 ex paedagogio Helmstadiensi accessit:

431. Carolus Schuppe, n. d. 19. Maji 1800. Obisfeldae.	Octobri 1816 Carolinus.

Seite 250 nach Zeile 4 einzuschalten:

Dies, mein erstes wissenschaftliches Buch erschien unter dem Titel:

Bonner Bruchstücke vom Otfried nebst andern deutschen Sprachdenkmälern. Herausgegeben durch H. Hoffmann von Fallersleben. (Mit Schriftproben.) Bonn 1821. Bei C. vom Bruck. 4⁰. XXII. 23 SS.

Digitized by Google